~~Paed. 2712 d~~ Lehrbuch
Paed. Pr. 126

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

R

Historisches
Lesebuch
für
das mittlere und höhere Knabenalter.

Dritter Theil:

Neuere Zeit.

Nürnberg, 1833.
Johann Adam Stein.

Historisches

Lesebuch

für

das mittlere und höhere Knabenalter.

Dritte Abtheilung.

Für das höhere Knabenalter.

Preis: 16 Sgr. od. 1 fl. 9 kr. — und in Parthieen für Schulen 12 Sgr. od. 54 kr.

Nürnberg, 1833.

Johann Adam Stein.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Gemäß dem vorgezeichneten Plane finden sich auch in dieses letzte Bändchen nur solche Personalitäten aufgenommen, deren Leben als ein wahrhaft welthistorisches erscheint. In Ludwig, dem Bayer, soll zugleich und insbesondere denjenigen jungen Lesern, die in ihm einen vorleuchtenden Ahnen ihres erhabenen Königshauses begrüßen, der Blick in eine der schöneren Perioden vaterländischer Vorzeit zu dankbarem Vergleiche erschlossen werden. Aus jenem dreißigjährigen Kampfe unvergängliches Andenkens und Einflusses sind mit Bedacht diejenigen Momente gewählt worden, die durch sich selbst sowohl und die in ihnen handelnden Personen, als auch durch des Darstellers Kunst eine besonders wesentliche Geltung ansprechen. Daß von Gustav Adolph's Ende hinweg sogleich zu Friedrich, dem Zweiten, übergegangen worden ist, kann nur dazu beitragen, den Sinn des jugendlichen Lesers unverrückt am Großen festzuhalten. Den großen Preußenfürsten aber an den Schluß des Ganzen gestellt zu sehen, fordert der Glanz seines Wirkens und die Größe wie Dauer seiner Schöpfungen. Nur eine Frau, wie Maria

Theresia, die Einzige, welche in den deutschen Geschichten, volles Ruhmes, das männliche Scepter führt, vermag, eben durch diese ihre unsterbliche Einsamkeit, würdig neben dem großen Friedrich zu stehen, dessen Bild der H. vergeblich von Stenzels Hand erwartete. Wäre nicht das Lesebuch zunächst an Deutschland und an einen allgemeinen Zweck gefesselt, so hätte der H. sich nicht versagen können, Peter, des Ersten, gewaltige Natur und das romantische Thatenleben Carl, des Zwölften, in den ergötzlichen Bildern Wachsmuthischer „Darstellungen", von denen das Lesebuch zwei treffliche enthält, aufzunehmen.

In dem Vorworte zum ersten Theile lies S. VIII, Z. 8. **Zweiten** anst. **Dritten** und Z. 10. **die Dritten** anst. **die Zweiten**.

Inhalt.

Seite

Ludwig der Bayer [1313—1347.] (Zschokke.) . 1

Kaiser Maximilian I. [1493—1519.] (Pfister.) . 60

Kaiser Karl V. [1520—1558.] (Wachsmuth.) . . 110

Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege [1618—1648.] (Westenrieder.)

1. Vorgänge. 168

2. Der böhmische Krieg. Ferdinand II. Friedrich von der Pfalz 173

3. Der schwedische Krieg. Gustav Adolph. 244

Friedrich II. und Maria Theresia [1740—1786. 1740—1780.] (Wachsmuth.) 289

Ludwig, der Bayer.

Von Welschland war Nachricht nach Deutschland gekommen, wie Kaiser Heinrich VII. im Dörflein Bonconvento ohnweit Siena plötzlich verschieden sei. Er hatte sich von Rom, mit der Krone, zugleich den Tod genommen. Eine Pestbeule oben am Knie, ein unzeitiges Bad, machten ihm so schnellen Ausgang, daß gesagt ward, ein Predigermönch habe ihn im heil. Nachtmahl vergiftet.

Das Unerwartete bewegte Italien wie Deutschland. Alle Fürsten richteten das Auge auf die verwaisete Krone; am begierigsten Herzog Friedrich, der Schöne, von Oesterreich, um sie wieder an Habsburg zu bringen.

Anders aber urtheilten die meisten Fürsten des Reichs. Die Wünsche Deutschlands wandten sich dem glücklichen Sohn der edlen Schyren*), Herzog Ludwig von Bayern zu. Vergebens warb Friedrich; nur Wenige sprachen für ihn: unter den Wenigen aber auch Pfalzgraf Rudolf **); und dieser am heftigsten. Rudolfs mürrischer Stolz mochte nicht ertragen, seinen jüngern Bruder, den er nie lieben gelernt, als seinen Herrn zu verehren. Immerdar spältig mit ihm in der Gemeinherrschaft zu Bayern, dazu noch durch Friedrichs schmeichelnde Freigebigkeit gewonnen, vergaß er den langen Haß wider Habsburg, um nicht auf dem Thron des heiligen Reichs Ludwig sehen zu müssen.

Dieser lebte unbekümmert seinem Hauswesen. Da erschienen in München die Machtboten von der Mehrheit zu Frankfurt versammelter Kurfürsten. Sie trugen ihm den Thron des Reichs an. Ludwig hörte sie mit Be-

*) Schyren, Familienname der Wittelsbacher, ganz gleich der Benennung des alten deutschen Volkes, der Scyren, eines Bestandtheiles der Bojoarier; wahrscheinlich angenommen zur Bezeichnung ihres Ursprungs aus diesem Volke.

**) Rudolf, Ludwigs älterer Bruder.

stürzung. Dann erwiederte er ihnen ohngefähr Folgendes: „Danket den Fürsten in meinem Namen; saget ihnen: nichts sei mir zu schwer für das Reich, als dessen Zepter. Der Würdigste nehm' ihn. Der Ruf oder euer Wohlwollen will mich tapfer nennen; aber Tapferkeit ist aller Deutschen Gemeingut. Ein König der Deutschen soll an Weisheit und Macht der Vortrefflichste seyn unter allen, daß sie ihn mit Furcht und Liebe sehen. Ich habe weder Hausmacht noch Schätze gleich Andern. Und ohne Geld kein Heer; ohne Heer keine Wehr! — Warum wendet ihr euch von Friedrich hinweg, dem Herzoge zu Oesterreich? Er ist ein Erbe so großer Tugenden, als Mittel. Viele im Reich erklären sich für ihn. Auch ich gab ihm Hand und Wort. Sollte ich nun in Wortbruch und im Blut deutschen Bürgerkriegs mir zum Thron den Weg bahnen? Das sey ferne. Gehet hin zum Herzog Friedrich."

Die Abgeordneten erstaunten. Keiner schien ihnen der ersten Krone der Welt würdiger, als der sie so edel verachten konnte. Darum drangen sie in ihn.

Lange ward unterhandelt; Ludwig überzeugt, die Ruhe seiner Tage sey unwiederbringlich verloren. Er folgte einem Schicksal, das er nicht den Stolz gehabt zu fordern, aber dem auszuweichen er auch nicht die Feigheit besaß. Und zu den Boten sprach er: „Saget euern Herrn, ich sey in ihrer Macht: ich werde kommen."

Er ritt gen Frankfurt, begleitet von Beatricen, seiner Gemahlin, und großem Gefolge. Da fand er auf der Frankenerde, dem alten Wahlfelde vor der Stadt, die Fürsten des Reichs versammelt, Alle die für ihn waren; den weisen Kurfürsten Aichspalter von Mainz; Kurfürsten Balduin von Trier mit viertausend Helmen; von Böheim den König Johannes, des letzten Kaisers Sohn, mit allem, was dem alten Geschlechte Luxemburg zugethan oder dem emporkommenden Habsburg abgeneigt war; von Sachsen und Brandenburg die Kurfürsten, in glänzenden Umgebungen ihrer Heerleute.

Aber jenseits der Stadt, zu Sachsenhausen, lagerten Friedrichs von Oesterreich Freunde; Pfalzgraf Rudolf unter ihnen. Viel ward her und hin geredet; die Vereinigung der Kurherren nicht bewirkt. Da

wählte deren Minderzahl bei Sachsenhausen den Herzog Friedrich von Oesterreich mit großem Freudengeschrei zum Herrn des Reichs; dann folgendes Morgens die Mehrheit auf dem alten Wahlfeld Herzog Ludwig den Bayer. Es war am zwanzigsten des Wintermonds, im dreizehnhundert vierzehnten Jahre. Beide Wahlhaufen frohlockten; Deutschland zitterte vor den kommenden Tagen.

Die Bürgerschaft von Frankfurt sah von ihren Mauern herab die Wahl. Die Stadtpforten, die für Friedrich verschlossen blieben, öffneten sich willig für Ludwig. Es öffnete sich dem feierlichen Zuge die Bartholomäuskirche, wo nach altem Brauche der erkorne König auf den Hochaltar erhoben ward. Das tausendstimmige Jauchzen des Volks umringte den Eingesegneten. Er war von stattlicher Gestalt, breiter Brust, starken Gliedern; in Geberden voll Güte und Hoheit. Dunkelbraunes, dünnes Haar umgab krauslockig sein Haupt und die helle Stirn. Freundlichkeit schwebte um den Mund, zu welchem sich spitz die etwas flache Nase senkte. Aus den glänzenden Augen unter schattigen Braunen sprach ein leutseliger Geist.

Am achten Tage nach diesem zog er, von viertausend Rittern umgeben, gen Aachen, die heilige Krone aufzulegen. Zwar der Erzbischof von Köln fehlte, das Krönungswerk zu vollbringen; Pfalzgraf Rudolf weigerte sich, des Reichs Kleinodien zu geben. Aber herzhaft verrichtete Erzbischof Aichspalter das Amt, mit neuem Schmuck und altdeutschem Gemüth.

Unterdessen stand Friedrich noch immer vergebens vor Frankfurt, wo die Bürgerschaft ihm den Eingang versagte. Da er drohend ward, sperrten ihm die Mainzer alle Zufuhr der Lebensmittel. Müde dessen zerstreute sich sein Kriegsvolk. Er selbst eilte endlich in einer finstern Sturmnacht mit dreißig Rittern nach Bonn, wo ihn der Erzbischof von Köln, der Mächtigste seiner Anhänger, in freiem Felde krönte. Trauriges Gepränge umgab ihn; eine Tonne ward sein Thron.

So standen Friedrich und Ludwig, die Jugendfreunde, einander feindselig gegenüber, durch Macht ihrer Verhängnisse. Das Reich war zerrissen. Das Schwerd mußte Entscheidung bringen.

Als der Fürst vom Stamm der Schyren auf den Thron des heiligen Reichs stieg, war für die abendländische Welt ein neues Zeitalter im Aufgang. Die mannigfaltigen Völker Europens, sonst einzeln fremd zu einander, traten nun immer näher zusammen, wie Glieder einer einzigen ungeheuern Bundesschaft. Nur der Nord und Ost war noch unzusammenhängender, in Sitten wilder, in Verfassungen wandelbarer.

Engerer Verband hielt die Fürsten und Völker des Abendlandes. Dazu hatten zwei Dinge groß gewirkt: Kaiserthum und Kirche. Beider Heiligthum war Rom, welches in der Kraft eines zweitausendjährigen Namens dem Gebieter des Reichs wie der Kirche Weihe und Majestät verlieh. Immer von diesem Mittelpunkt der christlichen Welt ging derselben Glück und Verderben aus.

Deutschland, durch Menge und kriegerischen Muth seiner Bewohner allen Nachbarn überlegen, war mit seiner unerschöpfbaren Kraft Niemandem furchtbarer, als sich selber. Zerfallen in Fürstenthümer und Herrschaften ohne Zahl, empfanden alle Völkerschaften die Unentbehrlichkeit eines einzigen Oberhauptes; aber alle zugleich den Trieb, dessen Gewalt immer wieder zu vernichten. Erbliches Königthum ward Keinem gestattet. So wurde die Reichskrone des Ehrgeizes höchstes Ziel, oft des Gewinners Verderben, immer das Spiel feiler Ränke, und zuletzt, wer sie trug, mehr einer Partei, als des Reiches Haupt. Dadurch kam Manches vom engern Verband mit den Deutschen, und es konnte gelingen, daß ein bisher unbemerktes Hirtenvolk im Schoose der Alpen einen neuen Staat stiftete, welcher bald unter dem Namen der Schweiz berühmt ward. Hier hatten seit Jahrhunderten die unerschrockenen Leute am See der Waldstätte im Glücke unabhängiger Armuth gelebt, mit freien Verfassungen, einfach, wie sie die Natur gab. Ueber ihre heimathlichen Felsen und Quellen hinaus trachteten sie nie. Ohne Herren über sich, als Gott, genossen sie den unmittelbaren Schutz des Reichs. Als König Albert, Sohn Rudolfs von Habsburg, lüstern ward, sie seinen Hauslanden einzuverleiben, vertrieben sie seine Vögte. Die Orte Uri, Schwyz und Unterwalden schlossen, wie die deutschen Städte unter sich gethan, für ihre Rechtsame einen ewigen Bund.

So war Europa's Beschaffenheit, als Ludwig der Bayer auf den deutschen Königsthron gehoben ward, um in die Schicksale des Welttheils einzugreifen.

Aber ein starker Nebenbuhler focht die Krone an; Ludwig sollte sie mit dem Schwerd retten. Klein war sein ererbtes Landgebiet, arm, verschuldet; andere Fürsten überragten ihn in Macht und Einkünften, am meisten das Haus Habsburg, oder das über Böheim herrschende Luxemburg: Ludwig sollte ihnen gleich werden durch Vergrößerung der Hausmacht. — Das Gut des Reichs war zersplittert. Einige Dörfer und Wälder am Rhein, im Elsaß, in Franken und Schwaben; rheinische Zölle, Abgaben willkührlich von den Juden erhoben, boten dem Glanz eines Kaiserthums nur dürftige Mittel. Beträchtlicher waren, aber ungewiß, jährliche oder ausserordentliche Steuern der Reichsstädte, wie ihr Beistand in Waffen. Das Land jenseits der Alpen fehlte ganz: Ludwig sollte des Reichs gesunkene Würde aufrichten, Italien wieder zur deutschen Krone nehmen. Das waren die Aufgaben seines Lebens geworden, als er das Reich übernahm.

Von Aachen, bald nach der Krönung, zog er den Rhein hinauf in die Pfalz gen Oppenheim. Freudig regten sich für ihn Westphalen, Franken, Meißen, Thüringen; alle Städte des Reichs von Köln bis Augsburg. Nur im Elsaß, am obern Rhein und in einigen schwäbischen Orten, was von österreichischen Gütern umfangen lag, erhoben sich die Stimmen für König Friedrich. So groß war von Ludwigs Widersachern der Grimm, daß sie selbst seinem Leben nachtrachteten. Täglich nahm er vor den Speisen Gegengift. Zu Oppenheim umschlich ihn Heinrich von Alzen, Oesterreichs Vasall, des Rheinischen Pfalzgrafen Truchseß; der trug unter dem Mantel einen kleinen Bogen von Stahl mit vergiftetem Pfeile. Gegen ihn kamen von Heidelberg Warnbriefe. Der Truchseß mit der meuchelmörderischen Waffe ward verhaftet; nachmals am Pferdeschweif zum Richtplatz geschleift und mit dem Rade getödtet. Der König begab sich von Oppenheim hinweg zu andern Städten, ihre Treue zu beleben oder mit Freiungsbriefen zu belohnen. Am Ausgang des Winters nahm ihn Speyer auf. Mit allen seinen Schaaren eilte des Gegenkönigs kriegerischer Bruder Leopold herbei, und

forderte den Sieger von Gamelsdorf*) ins Schlachtfeld. Ludwig, ihm an Muth, nicht an Zahl der Streiter gewachsen, mied, das Glück des Reichs dem ungewissen Ausgang eines Treffens zu vertrauen. Er verschanzte sich im Judenkirchhof vor der Stadt, stark genug, daß Leopold, vom Mangel der Nahrung geschwächt, ohne Gewinn zurückging. Der König begab sich in das heimathliche Bayern.

Hier hatte Pfalzgraf Rudolf mit unbrüderlichem Hasse für Oesterreich geworben; auch versucht, die Augsburger dem Gegenkönig zu gewinnen. Sie hatten aber Ludwig gehuldigt; ihm verblieben sie treu. Er besiegelte ihre Freiheiten neu und schloß mit ihnen einen vierjährigen Bund. So kam er vor die Thore von München. Der Pfalzgraf ward voll Schreckens. Doch sammt Adel und Bürgerschaft ging er in heuchlerischer Ergebung seinem Bruder entgegen, und stellte das wider denselben gesammelte Kriegsvolk zu seinen Ehren in Prachtreihen. Ludwig kannte Rudolfs Schalkheit; inzwischen schonte er sein. Aber die Häuser Etlicher zu München, die wider ihn, ihren Herzog und König, am schwersten gesündigt, ließ er niederreissen, Andern zur Warnung. Scheu entfernte sich Rudolf mit seinem Hofgesind' und ging in die Veste Wolfratshausen.

Nun kam Konrad, Bischof von Freising, die Herzen der Brüder lieblich zu vereinen. Auch bracht' ers schiedlich dahin, daß alle Irrung in Bestellung von Aemtern und Lehen vernichtet ward, und die Herrschaft zu Bayern, wie am Rhein, desgleichen die Pflege der unmündigen Fürsten zu Landshut, gemeinsam blieben. Dafür schwor Rudolf einen feierlichen Eid zu den Heiligen: seinem lieben Herrn und Bruder beholfen zu seyn mit Leib und Gut, und sich nimmermehr von ihm zu wenden; nahm auch die Lehen von ihm. Hingegen der Bischof, schlau und ängstlich, bat zum Lohn des Mitlerdienstes, daß der König ihn nicht zwingen wolle, aus seiner Hand die Lehen zu empfahn, bis der Krieg um das Reich geendet sey. Denn Oesterreich, wo viel Eigenthum des heiligen Corbinians, möcht' es rächen. Dieser Bischof war ein Bayer, vom Geschlecht der zu

---

*) Den 9. Winterm. 1313 gegen Friedrich und Leopold von Oesterreich in Sachen Niederbayerns.

München verbürgerten Sentlinger, der nicht Muth hatte, öffentlich einen Herrn zu bekennen, welchen der größte Theil Deutschlands verehrte.

Alles vollendet, Baiern in Ruhe, riethen sie dem König, seine Schaaren zu entlassen. Er that es, zur Sparung des Aufwandes. Kaum geschehen, hatte der Feind die Nachricht. Herzog Leopold kam schnell; stand am Lech, als Ludwig erst sein Ausrücken vernahm. Er bot um München die Bayern auf. Von ihren treuen Schilden umgeben, warf er sich in die Grenzveste Friedberg, dem Feind entgegen. Die Augsburger wähnten ihn in der kleinen Burg nicht sicher, kamen, und führten in dunkler Nacht beim Glanz der Fackeln den edeln Herrn frohlockend in ihre Stadt. Sein Heer ward zahlreich unter den Mauern derselben; bald Leopoldens Haufen überlegen. — Diesen hatte der Widerstand des Schlosses Landsberg lange versäumt; rachevoll brannte er das Städtlein unter demselben ab, und suchte mit Feuer und Schwerd die Augsburgischen Orte heim, bis Buchloh (Bücheln). Hier verschanzt' er sich unweit der Wertach hinter Flüssen, Wällen und Graben. Doch nicht diese retteten ihn vor Ludwigs nachdringender Macht; aber anhaltende Regengüsse und das Uebertreten des Stroms beim Schmelzen des Gebirgs-Schnees. Die Rosse an den Krippen standen tief im Wasser. So entkam Leopold unverfolgt zum Rhein, und in das Schweizerland. Da litt er auf den Höhen von Morgarten, im Treffen mit freien Bergvölkern, blutige Niederlage. Im Kriege der Könige aber geschah lange nichts Großes mehr.

Von der Verfolgung Leopolds kam Ludwig zurück nach München. Gefährlicher, als der Herzog von Oesterreich und der Gegenkönig, war ihm seines Bruders Heimtücke. Dieser, zum Schein versöhnt, behielt feindselige Stellung; eigene Kriegsleute in festen Plätzen am Rhein, wie im obern Bayern; auch, als Mitpfleger der Unmündigen zu Landshut, drei Burgen im Niederland; Alles zu eigener Sicherheit. Aber es herrschte Verdacht wider ihn, um Leopolds Ueberfall gewußt zu haben. Seine Falschheit blieb kein langes Geheimniß.

Denn während Ludwig im folgenden Jahr einen Streifzug nach Franken that, Graf Kraften von Hohenloh, Friedrichs Anhänger, zu züchtigen, der ihm aus

der Nähe trotzte, ihn einst sogar durch Mordbrand in Gefahr des Lebens gebracht hatte*), und während Ludwig nun dessen Burgen und Orte eroberte, brachen Rudolf und dessen Freunde Treu' und Eid. Stracks griff der König ihre Burgen an, und nahm sie alle siegreich; die alte starke Vohburg zuerst, zuletzt Wolfratshausen, von wannen der Pfalzgraf mit bösem Gewissen entrann.

Und als derselbe nach Jahr und Tag begnadigt zurückkam ins Land, war er krank und schwach. Darum übergab er dem Könige, so lange der Krieg gegen Friedrich währte, die Alleinherrschaft der Lande, beides zu Bayern und am Rhein: gelobt' auch, sollt' er wieder genesen, dem Bruder zu dienen um Sold. Nichts behielt er sich vor, als den Bann, und Lehen und Kirchensatz zu verleihen; so wie, in Gemeinschaft mit Ludwig, den gewalthabenden Amtmann zu ernennen. Zum Unterhalt empfieng er alljährlich fünftausend Pfund Münchner Pfennige, dreitausend Käse und zwölf Fuder Weins. War er im Lande, mußt' ihm der Bruder fünfzig Mann verpflegen, und der Pfalzgräfin hundert. Sobald dieser auch ein Witthum ausgesetzt worden, entband der Pfalzgraf alle Unterthanen des ihm geleisteten Eides. So that Rudolf, überzeugt, gleiche Gefahr bring' es, er halte mit Friedrich oder Ludwig; denn welcher von Beiden Obsieger wäre, würd' ihn als Feind verderben.

Sieches Leibes, und um viel Mißlungenes grämlich, begab sich Rudolf in die Dunkelheit des Stilllebens. Man erfuhr nach einigen Jahren seinen Tod. Wo er gestorben, ist nicht aufgezeichnet.

Nun ungebunden, weihte der König seine Sorge der bessern Einrichtung seiner Staaten an der Donau, wie am Rhein; wählte sicheres Blicks die Vortrefflichsten zu Vizthumen und Pflegern, welche das Land nach seinem Willen verwalteten; stellte in Bayern und im ganzen Reich Faustrecht und Straßenraub ab, und offenbarte in einer langen Reihe wohlthätiger Verfü-

---

*) Er soll, als Ludwig nach der Krönung vom Rhein gen Bayern zog, in finstrer Nacht bis zu des Königs Hütte geschlichen seyn und Feuer angelegt haben.

gungen, unter Zerstreuungen der Reichstage und Feldzüge, eine Größe des Geistes, welche ihn den preiswürdigsten Fürsten beigesellt.

Vorzüglich sann er der Belebung des Handels nach, dieser Goldquelle der ärmsten Staaten. Es reiseten unter seinem Schutz die großen Banden der Kaufleute sicher, wenn sie mit ihren Gütern und Käufer anlockenden Spielleuten Märkte besuchten, oder ihre kostbaren Frachten vom Mittelmeer zur Nordsee führten.

Jetzt fing Nürnberg an, in die Fremde zu handeln, schon vom Kaiser Friedrich II., wegen unfruchtbaren Bodens, zu Gewerben begünstigt; ein Stappelort oberdeutschen Waarenvertriebs. Bald ging Nürnberger Hand durch alles Land. Könige, Fürsten, Städte gaben ihr in Böheim, Polen, Ungarn und Niederlanden stattliche Freiheit. Ihre Rechte bestätigte und mehrte König Ludwig; auch die vierwöchige Messe erhielten die Nürnberger von ihm.

Aber Regensburg hatte in denselben Tagen den Wendepunkt seines Glanzes erreicht. Der mächtigen Stadt, vierundzwanzig neue Streitthürme mußten ihre Ringmauern krönen, waren Kaiser und Könige verpflichtet, Herzoge und Fürsten Schuldner. Hier feierte des ganzen Nordgau's Adel seine Stechspiele; hier fand ganz Bayern die Bedürfnisse seiner Ueppigkeit und Noth. Das Getümmel der Herren und Pfaffen, der Gewerbe und Fremden füllte die Straßen; den Landungsplatz am Ufer bedeckten Fuhrleute, Schiffer und Flößer. Ein einziger Bürger war reich genug, aus seinem Geld für Aussätzige Siechenhaus und Kirche zu bauen und zu begaben; oder an Fürsten Summen Goldes zu leihen und mit Burgen zu handeln.

Wetteifernd erhob sich daneben Augsburg, fast in allen Städten des Reichs zollfrei; über Füssen in mächtigem Verkehr mit Venedig. Seit undenklichen Zeiten schon war ein Arm des Lech in die gewerbsame Stadt geleitet, der nun rüstige Mühlwerke und Hämmer beförderte. Die Leinwebereien, immerdar bedeutend, erreichten nun ihre volle Blüte. Und nicht geringen Gewinn schuf der Verkehr mit bayerischem Salz.

Salz war das Haupterzeugniß Bayerns zum Handel. Gruben und Siedereien standen unter der Herzoge

Oberaufsicht, deren Pfleger die damit verknüpften Rechtsame, deren Salzmeister den guten Betrieb der Werke besorgten. Die Quellen von Reichenhall, im gezimmerten Brunnenschacht aufgefaßt, wurden noch wie vor Alters mit ledernen Eimern von mehr denn sechzig Fahern geschöpft, durch Kern und Schrecken gestärkt *), und gesotten in kleinen, eisernen Pfannen **).

Allen Salzhandel des bayerischen Oberlandes gab König Ludwig an die Stadt München. Seinen Hauptsitz wollte er reich und groß sehen. Schon der Pfalzgraf, sein Bruder, hatte die Bürger herrlich gefreit, daß sie über Heirath ihrer Kinder und Vererbung ihres Gutes verfügen, von der Schmach der Pfandbarkeit ledig, Gemeinwesen und Steuern unter sich selbst anordnen, und eigenes Gericht haben konnten. Die großen Angelegenheiten der Stadt wurden nicht mehr vor gesammte Gemeinde, sondern einen äussern Rath, den Ausschuß der achtbarsten Männer, gebracht. Ein innerer Rath von zwölf Gliedern, an dessen Spitze der Richter, aus der Mitte der Bürgerschaft gewählt, führte die Verwaltung. Von liegenden Gründen, Zöllen, Umgeldern, flossen die ersten Einkünfte.

Was der Pfalzgraf begonnen, führte Ludwig in königlicher Milde fort; erweiterte München über den alten Umfang der Mauern hinaus, um mehr, als die Hälfte. Und damit der Marktplatz, dem er schöne Gerechtigkeiten verlieh, Herren, Bürgern und Gästen gemächlicher und lustsamer werde, verbot er, denselben mit neuen Gebäuden zu beengen. Nicht mehr von Holz ward gebaut, auch mit Steinen; das Dach von Ziegeln. In Feuersgefahr gab die Sturmglocke das Zeichen, hatten alle Bürger ihre angewiesene Stellung zur Rettung; die Bader mit den Badschaufeln, die Umgeldner mit ihren Zubern; Zimmerer und Maurer, Salz- und Kornmesser, Scheffler, Salzlader und Andere liefen mit ihren Werkzeugen herzu.

---

*) Kern hieß das zuletzt in der Pfanne, und Schrecken das nach dem Sud am Boden gebliebene Salz.

**) Das Salz in Stöcken ward dann in gewölbten Kammern der Härthäuser bei Flammen von Buchenholz getrocknet, bis es beim Anschlagen klang.

Die Handwerker ließ der König, nach Sitte der Reichsstädte, in Zünfte zusammentreten, daß die Gewerbe, sonst von Leibeigenen getrieben, ehrenhaft und vollkommen, Fuscher ausgestoßen würden. Jegliche Zunft hielt auf gute Zucht und Kunst; gestattete nicht Unehrlichen, nicht Leibeigenen Zutritt, noch wer in der Stadt weder Haus noch Rauch, oder eheliches Weib hatte; beschränkte die Menge der Meister; dem Meister die Zahl der Gesellen, damit Jedermann sich wohl nähren und gute Waare liefern könne. Müller und Kupferschmiede hatten sogar eigenen Richter; Bäcker obrigkeitliche Vorschrift gleichwie Weinschenken und andere Handwerker, auf daß die Bürgerschaft von ihnen wohl bedient werde. Einrichtungen dieser Art verwischten das Schimpfliche des Handgewerks, weckten bürgerliche Ehre, steigerten den Kunstfleiß, und mit ihm öffentlichen Wohlstand. Das Münchner Kaufgewerbe besaß mit eigenen Gütern zu Wasser und zu Land Freiheiten, den Regensburgern gleich.

So ging die Stadt, noch vor sechszig Jahren ein geringer Ort, durch die Vorliebe ihrer Fürsten bald in Umfang, Bevölkerung und Reichthum allen andern des gesammten Herzogthums vor. Die Bürger prangten mit stattlichen Wohnungen und kleideten sich nicht blos in Tücher, zu Nürnberg, Eichstätt oder Böheim gewoben, sondern in die köstlichsten und feinsten von Brüssel, Mastricht, Mecheln und Löwen. Wämser und Mäntel der Männer und Frauen waren von Seiden; zum leichten Hauskleide dienten Linnen und Sarsch, neben ländlichen Wollenzeugen. Besonders an Ehrentagen, Hochzeiten, wenn der Bräutigam, oft von siebenzig Gästen begleitet, die Braut zur Kirche und mehrtägigen Festen abholte; oder bei Kindtaufen, wenn zehn bis zwanzig Frauen im schönsten Putz den Säugling begleiteten, offenbarte sich der Münchnerinnen Pracht und Geschmack. Da sah man sie in Gewändern von Goldzeug mit Steinen verziert; bald mit langen, bald mit offenen Aermeln, und weit nachrauschenden Schleppen, mit Silberketten oder goldenen Schaustücken auf dem Busen oder am Gürtel; die Haare von Perlenbändern und Perlenkränzen durchflochten. Bei großen Gastmahlen floßen neben Bayer-, Neckar- und welschem Wein, auch romanischer, griechischer und Malvasier.

Es sah der König mit Wohlgefallen das Emporkommen seiner Stadt, welche, nun als bleibendes Hoflager eines Königs der Deutschen, immerdar von reichen Gästen ohne Zahl, aus nahen und fernen Gegenden, erfüllt war. Zu Spiel nnd Freuden fehlte es nirgends an Oertern; wie zur Pflege der Gesundheit an zahlreichen Bädern für Einheimische und Fremde. Gute Stadtzucht wachte über Ordnung und Sicherheit. Beim Schall der Weinglocke schloßen sich die Schenken; nach der Bierglocke durfte Niemand ohne Leuchte in den Straßen wandeln; zu nächtlicher Weile Keiner, war er arm oder reich, Waffen tragen, ausser des Richters Knecht.

Wie seinen Hauptsitz bedachte der König auch die übrigen Städte seines Gebiets. Der Fleiß und biedere Geist ihrer Bewohner erfreute ihn mehr, als der Klösterlinge Müßiggang und Wohlleben, oder des Landadels wilde Lust. Mit Erweiterung städtischer Freiheiten schuf er im Volk einen neuen kräftigen Stand, neue Vaterlandsliebe, neue Sitten.

Der Adel in den Burgen des Landes sah schweigend, doch ungern, das Aufkommen der Städte, die ihm Einfluß und Ansehn schmälerten. Eben so die Priesterschaft.

Je größer die Vorrechte, je steigender die Bevölkerung der Städte. Nicht die gemeinern Handwerke nur, auch Künstler jeder Art, Maler, Bildhauer, Gießer, ließen sich daselbst nieder; und die Künste, deren einfache Wiege vormals die Klöster gewesen, fanden inner den Ringmauern reicher Handelsplätze glänzendern Lohn und freiere Spielräume. Edle und Knechte warben um das Bürgerrecht. Die Städte gewährten gern; selbst denen, die unter fremder Herrschaft wohnten und blieben.

Die alten einfachen Gesetze aus Agilolfingischen Tagen, obschon längst dem Geist verwandelter Zeiten und dem Reichthum neu entstandener Verhältnisse und Sitten zu arm, waren dennoch dem Volke ehrwürdig geblieben, neben vielen im Lauf der Jahrhunderte aufgekommenen Uebungen. Im zerstörenden Widerspruch mit deutscher Art und Weise hatte sich das römische Recht erhoben, von Königen und Priestern mit unmäßi-

ger Vorliebe des Alterthums begünstigt. Doch Roms Geist und Sprache sagte den Völkern diesseits der Alpen nicht zu. Darum hatte schon der gestrenge Ludwig*) den Schwabenspiegel hervorgezogen, diese Sammlung kerndeutscher Satzungen, und vor seinen Gerichtshöfen die Sprache des Vaterlandes geboten. In seine Fußstapfen trat der Sohn, König Ludwig. Er befahl die Ordnungen und Rechte der Bayern zu sammeln, unvermischt mit römischer Satzung, und gab das große Rechtbuch seinem Volke, in dessen Mundart geschrieben. Damit bewahrte er der Deutschen Eigenthümlichkeit in Sitten, Gebräuchen und Sinnesweise. Andere folgten seinem Beispiel. Späterhin fügte er noch eine Anweisung für die Vizthume bei, was sie bei Anstellung von Amtleuten, Richtern und Schergen, und in Pflege des Rechts beobachten sollten.

Indessen war der Kampf um Deutschlands Krone noch immer gegen seinen Nebenbuhler Friedrich unbeendet. Den Krieg schnell abzuthun, mangelte dem Könige Geld, herzhafter Beistand von Fürsten, und Freud' an dem, um was gefochten ward. Nicht ohne Mühe behauptete er den Glanz einer Würde, die er nie begehrt hatte, und veräusserte dafür viele seiner Einkünfte und Güter. Selbst, daß seine Vettern zu Landshut ihm zweijährige Waffenhilfe nur inner den bayerischen Grenzen zusagen wollten, mußt' er mit achttausend Mark Silbers erkaufen.

König Friedrich, sein Feind aus Oesterreich, war von der andern Seite nicht minder durch ähnliche Noth gelähmt, hatte noch weniger Freund' im deutschen Reich, und sah Leopolden, seinen kriegerischen Bruder, geschwächt durch jenen blutigen Tag auf Morgarten, wo ihn die freien Eidsgenossen der helvetischen Alpen besiegten, welche Habsburgs Oberherrschaft verschmähten. Der Sieg der Hirtenvölker vom See der vier Waldstätte war auch Sieg für König Ludwig, der ihre Heldenthat pries, ihre Freiheit bestätigte, und ihnen mit kaiserlicher Gnade zugethan blieb, so lang' er lebte.

Dies Alles, und die gebrechliche Art der Kriegsführung selbst mit kleinen Heerhaufen, fertiger zu Raub

---

*) Ludwigs Vater.

und Brand, als Schlachten, verzögerte die Entscheidung des großen Streites. Keine einzige Waffenthat in sieben Feldzügen wäre nennenswerth, wenn nicht gleich Anfangs mehr der Zufall, als die Absicht, ein blutiges Gefecht ohnweit Eßlingen, der Reichsstadt, veranlaßt hätte. Diese, gleichwie Heilbronn und manche andere Stadt in Schwaben ward von den Oesterreichern bedrängt. Zu ihrer Rettung kam Ludwig. Die feindlichen Heere lagerten einander gegenüber auf den Neckarufern. Acht Tage so. Eines Abends entstand aus leichten Gefechten der Vorwachten, denen immer mehr Haufen zur Unterstützung gesandt wurden, ein verworrenes Treffen. Viele Menschen und Rosse wurden erschlagen. Man stritt bis in die Nacht; ging aber auseinander, Keiner mit dem Sieg.

Denkwürdiger, als das Treffen selber, war in demselben zweier Männer Kampf und Biderbheit. Ein Ritter von Oesterreich, Heinrich Schweinkenrist, warf sich fechtend gegen den Mannlichsten der Bayern, und verwundet' ihn mit harten Streichen, daß ihm das Blut den Panzer überfloß. Der Bayer, unerschrocken, stieß den Gaul des Ritters nieder, entwaffnete den Feind und macht' ihn zum Gefangenen. Da stürmten andere herzu, den Oesterreicher zu tödten. Der Bayer aber schützt' ihn mit eigenem Schwerd, gab ihm sein eigenes Schlachtroß, hob ihn hinauf, und ließ ihn gegen Wort und Handschlag von dannen ziehen, daß er sich wieder einstellen wolle, seine Freiheit zu lösen. Dieser Bayer ist Stephan von Gumpenberg gewesen, dessen Geschlecht, noch bis zu diesen Tagen an biedern Mannen reich, schon damals unter den edelsten seines Vaterlandes ehrenwerth blühte. Und zur bestimmten Frist erschien der Ritter aus Oesterreich mit Roß und Waffen, dem großmüthigen Ueberwinder das Lösegeld zu zahlen; doch Gumpenberg sprach: „deß hab ich nicht Noth!“ und erließ ihm die Schuld.

Treu und Redlichkeit aber sind auch in jenen Tagen nicht allezeit das Erb' und Eigen glänzender Namen gewesen. Das bewies Graf Ludwig von Oetting, des Landgrafen Friedrich von Oetting Bruder. Er, des Königs innerster Rath und Geheimschreiber, in manchem Feldstreit sein tapferer Gefährte, verließ, von Oester-

reich gewonnen, seinen Herrn, und verrieth dessen geheime Entwürfe, Hoffnungen und Sorgen dem Gegenkönige. Auch Mathilde, Pfalzgraf Rudolfs Wittwe, fiel öffentlich den Oesterreichern zu und verband sich mit Ludwigs Feinden wider ihn. Ihren Sohn Adolf vermählte sie mit Irmengarden, der Tochter des treulosen Oettingers; und diesem selbst, so lieb und wichtig war der Verräther, gab Friedrich von Oesterreich die Hand seiner eigenen Schwester Jutta. Der Graf von Oetting, in des Königs Geheimnisse eingeweiht, schien nun die Seele aller Entwürfe wider denselben geworden. Es ward beschlossen, den König im Herzen seiner eigenen Hauslande zu überwältigen. Dazu ward manches Einverständniß mit unzufriedenen Rittern angesponnen. Die kannte alle der Graf von Oetting wohl: Mathilde alle, die weiland ihrem Gemahl Rudolf angehangen waren. Von Schwaben her zum Lech eilte Herzog Leopold, der Kriegerische, mit achthundert Rittern. Landsberg opferte er da noch einmal den Flammen. Mit weit größerer Macht kam Friedrich zum Inn, durch Salzburg, welches Erzbischof Konrad ihm offen hielt.

Ludwig, beim Anblick der Gefahr, begegnet' ihr unverzagt. Schnell gerüstet stand er am Inn, auf den Höhen bei Mühldorf, dem Feinde gegenüber. Mit ihm, dem Schutzbündnisse getreu, auch Herzog Heinrich von Landshut, der sechszehnjährige Sohn Stephans. Da reifte neuer Verrath, oder Zufall und Leichtgläubigkeit stifteten ein in den Geschichten der Kriege kaum erhörtes Schicksal. Es ging ein dumpfes Gerücht durchs Lager von Verschwörungen wider des Königs Leben. Und in einer Nacht sprach man, es sey gewiß Ludwig schon wirklich von seinen Obersten gemordet und das ganze Heer an Oesterreich verkauft. Einer verkündet' es erschrocken dem Andern. Die Allgemeinheit der Rede vergrößerte ihre Glaublichkeit, und die Finsterniß der Nacht den bangen Muth. Keiner erwartete den Morgen. Hohe und Niedere verließen still und eilfertig ihre Gezelte, flohen zitternd und zerstreuten sich, als wäre kein Leben mehr geborgen. Selbst Herzog Heinrich mit den Niederbayern jagte davon. Als der König, von einigen Getreuen aus dem Schlaf geweckt, hinaustrat,

sah er das ganze Feldlager öd' und leer; sich den Feinden blos gestellt. Er rettete sich nach München, wohin nun Leopold ihn zu belagern kam. Verwüsterisch zog Friedrich über Bayern, vom Inn bis Regensburg. Die Stadt verschloß ihm ihre Mauern. Er rächt' es mit Schwerd und Feuer rings umher, und an ihren Kaufleuten, deren Gewölb' in Wien er plündern ließ. Erst nach zehn Wochen kehrt' er mit großer Beute über den Inn zurück; Leopold aber, den der unerschrockene König von Münchens Mauern an den Lech zurückwarf, ging in die rheinischen Lande.

Der Bundesgenossen unsichere Treue, der Getreuen Kleinmüthigkeit, der Feinde Uebermuth, des Volkes Unglück beugten den König. Ihn schmerzte so viel Uebels um eine Krone, die er nie geliebt. Er würde sie hingegeben haben ohne Reue; aber die Ehre nicht. Darum ermannt' er sich, sammelte neue Macht, und spielte den Krieg ins Elsaß, wo sich ihm Straßburg öffnete, dem er die alten Freiheiten bestätigte. Auch hier verfolgte den König, an dessen Besiegung die Uebermacht feindlicher Waffen schon verzweifelte, heimtückischer Hochverrath. Einige von den Ersten der Stadt Straßburg hielten zu Oesterreich. In einer Mitternachtsstunde wollten sie durch eine unbewachte Pforte seines Hauses in die königlichen Gemächer dringen und sich seiner bemächtigen. Aber der Wirth offenbarte ihm die mörderischen Anschläge, und entzog ihn denselben durch schnelle Abreise.

Friedrich von Oesterreich, der entscheidungslosen Versuche müde, sammelte endlich alle seine Kraft, den langen siebenjährigen Kampf siegreich zu enden. Von seinen Rüstungen ward weit umher gehört. Ihm sandte König Karl von Ungarn bei fünftausend Reiter, auf schnellen Rossen, mit langen Bärten und Zöpfen, furchtbar selbst in der Flucht, mit ferntreffenden langen Pfeilen. Erzbichof Friedrich in Salzburg, Bischof Albert von Passau und der von Lavant steuerten Geldes und Mannschaft die Menge. Auf den Erbgütern von Kyburg und Habsburg, im Aargau, Thurgau, am Rhein, in Schwaben warb Leopold zahlreiche Haufen zu Fuß, und anderthalbtausend Geharnischte zu Roß. Selbst die Regensburger, mit feiger Undankbarkeit, hielten

ihren Wohlthäter verloren, unterhandelten mit Friedrich und erkannten ihn heimlich als ihr und des Reiches Oberhaupt an.

Solcher Macht zu begegnen, ward ganz Bayern rege. Es kam die tapfere Ritterschaft; es kamen die treuen Stände des obern und niedern Landes mit ihren Bannern zum Könige; vom Nordgau aller Adel, der sich ihm auf vier Jahre verschrieben hatte; aus Böheim der vollkommenste Ritter seiner Zeit, König Johannes, mit starkem Zuzug; neben ihm Herzog Heinrich XIV. von Niederbayern, sein Eidam; aus Frankenland Burggraf Friedrich von Nürnberg, in Rath und Schlacht vortrefflich, mit vierhundert Rittern; aus Schwaben auch viel Adel, Wilhelm von Montfort, die Grafen von Hohenlohe, Oettingen, Schlüsselburg, Henneberg und andere mehr. Selbst Erzbischof Balduin von Trier sandte Hülfsvolk.

Ein ganzer Sommer verstrich über die großen Rüstungen. Am ersten war der schöne Friedrich von Oesterreich schlagfertig. Mit ohngefähr dreißigtausend Mann, worunter wohl zweiundzwanzighundert schwergeharnischte Ritter, kam er über Salzburg gegen Bayern. Als davon der König, welcher sein Heer in den Gegenden des alten Schlosses Dachau sammelte, Kundschaft empfing, vergaß er, wie viele ihm noch fehlten, und rückte dem Feind' entgegen, dessen Vordringen zu hindern. Schon waren die Oesterreicher über die Mühldorfer Innbrücke gegangen. Sie breiteten sich vor diesem Städtlein auf den leichten Anhöhen aus, von welchen man in die Wiesen des Dorfes Ampfing hinabgeht. Da begegneten sich die Schlachtschaaren der Gegenkönige.

Als Johannes von Böheim die überlegene Macht Oesterreichs ersah, deren linken Flügel der Inn, deren rechten die Höhen am Isenfluß deckten, welcher unter Mühldorf zum Inn kommt, sprach er zu Ludwig: „Mein, wie mag unser Häuflein solcher Gewalt obsiegen?“ Ludwig antwortete: „Mit Gott, mit Gott, nur getrost!“ und ließ nicht merken, wie übel ihm sey; hatte kaum eilf Pfund Häller im Säckel, und Noth dazu an Lebensmitteln im Heer. Dennoch sprach er den Zaghaften Muth ein; that heiter in großer Ge-

fahr; schützte das Lager gegen Ueberfall, und jeder Tag Aufschub bracht' ihm Gewinn. Denn es stießen der Zurückgebliebenen noch viele zum Heer. Auch Friedrich erwartete aus Schwaben her seinen Bruder Leopold zur Verstärkung. Er sandt' ihm mit großer Ungeduld Eilboten. Aber bei dem Kloster Fürstenfeld kamen die Boten um ihre Rosse und wurden verspätet. Dies rettete König Ludwigs Glück. Denn allseitig strömten seinem Lager bei Ampfing Tag um Tag Kriegsschaaren herbei, daß er bald der Stärke des Gegners gewachsen ward. Auch Ritter Seyfried Schweppermann kam, den er vier Tage lang mit Ungeduld erwartet hatte. Derselbe, obwohl betagt, und von unansehnlicher Gestalt, aber ein erfahrner Feldhauptmann, war von Ludwig ausgewählt, an seiner Stelle den Gang der Schlacht zu leiten.

Der schöne Friedrich von Oesterreich bereute die verlorne Zeit, welche nur den Feinden Vortheil brachte. An Leopolds Kommen verzweifelnd, beschloß er schleunigen Angriff. Die Sterndeuter in seinem Gefolge wurden befragt; sie weissagten Unglück. Die Bischöfe und Feldobersten warnten: eines Treffens Glück wäre zweifelhaft; beim Unfall ein Rückzug des Heers, eingeklemmt zwischen zwei Flüssen, ohnfehlbares Verderben desselben; die einzige Brücke bei Mühldorf schlechter Trost für eine geschlagene Macht. Dennoch beharrte Friedrich. Selbst die Schwierigkeit der Flucht erhöhete seine Hoffnung zum Sieg, den, wenn nicht Muth, Verzweiflung ertrotzen werde. Alles ward zum Angriff bereitet. Der Erzbischoff von Salzburg schlug vor den versammelten Schaaren dreiundzwanzig Edle zu Rittern.

Am achtundzwanzigsten Tag Herbstmonds im Jahr dreizehnhundert zweiundzwanzig rückten beide Heere in die weite Vehenwiese bei Ampfing zur Entscheidungsschlacht gegeneinander. Die Macht Oesterreichs in vier Gewalthaufen. König Friedrich der Schöne selbst in vergoldeter Rüstung schimmernd, auf prächtigem Streitrosse, der Tapferste unter den Tapfern, in der Heermitte unter dem Reichsbanner. Diesen Haufen befehligte das Gebrüder Ulrich und Heinrich von Waldsee. Die Heerschaar zur Linken führte der Erzbischoff von

Salzburg; rechts dem Könige sein Bruder Heinrich von Oesterreich, unter Oesterreichs Banner, von Dieterich von Pilichdorf getragen. Ungarn und Heiden schwärmten verworren am Berg. — Die Bayern gingen über den Isenfluß ins Wahlfeld; ihre Heerfahne trug der Graf von Schlüsselburg. Dem Banner von Oesterreich gegenüber trat König Johann; hinter ihm Herzog Heinrich von Niederbayern; in der Mitte des Heers alle Ritterschaft Bayerns und des Reichs, an ihrer Spitze der Pfleger von Neustadt, Albrecht Rindsmaul, ein mannlicher Held; rechts, den Salzburgern entgegen, Kurt von Bayerbrunn. Zum Rückhalt blieb der Burggraf von Nürnberg jenseits des Isen, dem Feinde hinter Anhöhen verborgen. So ordnete der fromme Schweppermann die Haufen zum Kampf. König Ludwig, im schlichten blauen Wappenrock, auf einem guten Renner sitzend, beobachtete von der Heermitt' aus die Bewegungen der Menge, ohne selbst in den Streit zu gehen.

Mit dem Tage begann die Schlacht. Die Haufen stießen gegen einander. Langes, blutiges Streiten. Es fochten die Böhmen unter Pfeilwolken, umschwärmt von den leichten Geschwadern der Ungarn, überrannt von den österreichischen Rittern. Fünfhundert waren umzingelt; ihr König Johannes selbst auf die Erde gebracht. Ein feindlicher Ritter half ihm auf, als er unter den Hufen des Rosses vom Marschalk von Pilichdorf lag. Schweppermann, vom König gerufen, stellte die Ordnung her, indem er eine Schaar Geharnischter von den Pferden steigen und mit gefällten Speeren gegen die Bogenschützen dringen ließ. Die ehernen Reihen brachen durch.

Lange wankte der Sieg. Die Sonne stand hoch: und begann sich schon zu neigen, als die Kräfte der Streiter allgemach ermüdeten. Da winkte Schweppermann. Friedrich von Nürnberg mit dem Rückhalt kam über das Wasser, den Oesterreichern in die Seite. Sie meinten, es sey Herzog Leopold, und jauchzten. Aber diese gerastete Schaar stieß vernichtend in die Betrogenen. Verzweiflung, Tod oder Flucht in ungeheurer Verwirrung. Oesterreichs Banner ward umringt; der Marschalk von Pilichdorf ließ es nicht fahren. Her-

zog Heinrich von Oesterreich, in großer Lebensnoth dabei, riß es ihm aus der Faust und gab sich damit überwunden. Wie Alles wankte und wich, stand noch der schöne Friedrich unerschüttert im Getümmel. Ihm setzte der Pfleger von Neustadt hart zu; der erkannt' ihn am Wappenrock seines Hauses. Getödtet fiel des Königs Roß; der König selbst gefangen. Er gab sein tugendliches Schwerd dem Burggrafen von Nürnberg, welcher ihn aus dem Gedränge führte. Nun ward Oesterreichs Niederlage allgemein; den Fliehenden das Gedränge nach dem Inn zum Rückzug und Streiten beschwerlich. Bei dreizehnhundert des Adels von Oesterreich und der Steyer, und bei hundert des Salzburgischen wurden gefangen. Verwundete und Erschlagene bedeckten den Wahlplatz von einem Strome zum andern.

Das Heer, vom zehnstündigen Tagwerk ermattet, übernachtete auf dem Schlachtfelde. Ludwig, als er den gefangenen Gegenkönig erblickte, begrüßt' ihn holdselig ohne Uebermuth und sprach: „Es freut mich Oheim, Euch zu sehen.“ Aber Friedrich, vom Schicksal gebeugt, heftete die Augen betrübt an den Boden. Er selber hatte gewähnt, es sey Ludwig im Gefecht getödtet worden. Auch geht noch die Sage, wie Ludwig, in den Kampf verflochten, große Gefahr gehabt, doch hätten die Bürger von München, am tapfersten die Bäckerknechte, seinen Leib geschützt.

Der Mangel der Lebensmittel war im Lager der Sieger sehr groß. Der König und seine Großen fanden zu einem Nachtmahl kaum Eier genug. Ludwig vertheilte die wenigen und sprach: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“ Und folgendes Morgens zog er aus, mit dem Heer in die Umgebungen von Oetting.

Herzog Leopold, schon über den Lech bis zum Kloster Fürstenfeld vorgerückt, vernahm daselbst mit Schrecken die Niederlage Oesterreichs und seiner Brüder Gefangenschaft. Er wandte sich eilfertig zurück; seine meisten Krieger zerstreuten sich, als wären sie auch bei Ampfing geschlagen worden. Daher ließ der König, aller Gefahr enthoben, bei des Winters Nähe seine Schaaren von einander. Er war arm; dazu theuere Zeit. Doch seine Tapfern königlich zu lohnen, fehlt'

es ihm nie. Dankbar beschenkt' er die Fürsten und Herren, welche ihm geholfen, mit Leben und Rechten, verpfändeten Steuern und Oertern. Dem Könige aus Böheim überließ er, nebst Entschädigung aller Kriegskosten, den gefangenen Herzog Heinrich von Oesterreich; dem Burggrafen von Nürnberg, nebst vielen anderm Gut, alle gefangenen Ritter aus Oesterreich, daß sie sich bei ihm löseten. Er selbst behielt nur die salzburgischen Gefangenen, und den überwundenen Nebenbuhler.

Es eilten die Fürsten siegesfroh in großer Pracht von Oetting auf Landshut und Regensburg. Als unterwegs, ohnweit Görzen an der Vils, das Roß des Königs hart auf die Knie schoß, und sich kaum aufheben mochte, gedachte fromm sein Marschalk von Spornek: daß hier nicht übel der Ort sey, der göttlichen Mutter dankbar für den Siegestag einen Altar zu bauen. Also that Ludwig. Dort ward das schöne Bethaus Satlarn errichtet. Zu Regensburg wurden die Sieger von Geistlichkeit und Volk mit Gesang und Frohlocken empfangen; der gefangene Gegenkönig aber dem Vizthum von Lengenfeld, Herrn Weiglin, überantwortet. Der führt' ihn in die Gewahrsame seines festen Schlosses, im Thal an der Pfreimt, ohnweit Nabburg. Als Friedrich das Schloß erblickte, in welchem er wohnen sollte, und dessen Namen Trausnitz hörte, seufzt' er: „Es heißt billig Trau'snit, weil ich sein nicht enttraut hätte, daß ich in solcher Maaß sollt' hergeführt werden."

Ganz Deutschland ward von Ruhm des Tages bei Ampfing erfüllt. Des Reiches Städte und Fürsten ehrten von nun an den Ueberwinder Oesterreichs als einigen Herrn und König in unbestrittener Hoheit. Die Pfalzgräfin Mathilde, Rudolphs Wittwe, verzweifelnd, daß Habsburg ihrem Sohne Adolf früher, als nach Recht, zum väterlichen Erbe helfen könne, floh in die Einsamkeit und starb. Adolf aber, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, begab sich nebst seinen jüngern Brüdern in des königlichen Oheims Gnad' und Obhut. Jenseits der Alpen, wo in alter blutiger Fehde mit den Welfen und des Pabstes Machtboten die Gibellinen stritten, richteten diese nun muthiger ihr Haupt empor. Sie, durch den Fluch der Kirche, noch mehr durch wel-

fisches Waffenglück gebeugt, erflehten vom beglückten Oberhaupt des Reiches Schutz. Ludwig ordnete alsbald mit achthundert Rittern eine Gesandtschaft in die Lombardei ab, des Reiches Recht zu handhaben.

Und im Frühjahr nach der Schlacht versammelt' er zu Nürnberg einen Reichstag; stellte die schweren Zölle ab, die den Handel drückten, und den oft gebrochenen Landfrieden und Ordnung her im ganzen Reich. Ein großes Lehen der deutschen Krone, die Mark Brandenburg, war erledigt durch Waldemars von Askanien Tod. Viele Fürsten hofften es aus des Königs Händen zu empfahn: die von Anhalt, von Sachsen, selbst Johannes von Böheim. Allein Ludwig, zur Mehrung seiner Hausstärke neben den gewaltigen Geschlechtern Luxemburgs und Habsburgs, verlieh Brandenburg seinem eigenen, kaum zwölfjährigen Sohne, der mit ihm gleichen Namen trug; dazu ihm alle, meist abtrünnige, Reichslehen an der Ostsee und in Polen, sammt der Lausitz und Anwartschaft auf Anhalt.

Die brandenburgische Mark, ein weitläufiges ebenes Land, von abwechselnden Sandfluren, fruchtbaren Niederungen, Mooren, kleinen Seen und großen Wäldern durchschnitten, an den weidereichen Ufern der Elbe, Havel und Spree, war in ältesten Zeiten ein Sitz der Wenden gewesen. Nachdem König Heinrich der Finkler ihren Fürst Tukmir geschlagen, ist sie eine Mark des heiligen Reichs geworden; anfangs verschiedener Grafen Lehen, endlich derer von Askanien erbliches. Diese haben der Wenden Stätten, von hundertjährigen Kriegen öde geworden, mit Ansiedlern aus allerlei deutschen Landen neu bevölkert, und der Städte, Dörfer, Klöster viel gebaut.

Fast in derselben Zeit, da König Ludwig dieses große Gebiet dem Stamme der Schyren zubrachte, vermählt' er sich, weil Beatrix von Glogau gestorben, mit Margarethen, Tochter und Erbin des mächtigen Grafen Wilhelm von Holland, Seeland, Friesland und Henegau, und seinen jungen Sohn Ludwig, den Markgrafen von Brandenburg, mit der Tochter des Königes von Dänemark. Das waren die Siegesfrüchte von Ampfing.

Diese Vergrößerungen, diese glänzenden Verbindungen sahen seine Feinde mit Furcht, seine Freunde mit Neid. Selbst Johannes von Böheim, dessen Eifersucht auf Habsburg dem Könige einst die Krone des Reichs zugewandt, und in den Gefilden von Ampfing geschirmt hatte, begann nun in den askanischen Lehen betrogen, den unternehmenden Schyren argwöhnischer zu beobachten. Denn er hatte wohl einen Herrn des Reichs gewollt, welchen Gefühl der Schwäche oder Dankbarkeit an Luxemburg fesseln mußte, nicht aber einen Nebenbuhler. Herzog Leopold hingegen, der kriegerische, Ludwigs großer Feind, that plötzlich freundlich; übermachte dem Könige der Deutschen die zurückgehaltenen Kleinodien des Reichs, und bot Lösegelder um die Befreiung seines Bruders aus der Trausnitz. Doch Ludwig, sich selber getreu, blieb gütig den einen, ernst den andern, vorsichtig gegen alle. Und weil der Herzog von Oesterreich weder die Ansprüche seines Bruders auf das Königthum fallen, noch die durch ihn besetzten Städte des Reichs in Schwaben und Elsaß frei lassen wollte, kam keine Versöhnung. Der Krieg dauerte fort. Leopold in großer Erbitterung und unbegünstigt von den Deutschen, wandte sich nun zum Sturz seines Feindes an den Hof von Frankreich und an die Hoheit des Pabstes. —

In den dunkelsten Winkeln Roms hatte vor zwölfhundert Jahren ein armer frommer Priester einigen Heiden und Juden, die Jesum von Nazareth glaubten, Lehre und Trost gegeben unter dem Druck gewaltthätiger Weltbeherrscher. Nun stand an dessen Statt ein Mann, erhabener, als alle Herrscher des Abendlandes, dreifache Kronen auf dem Haupt, die himmlische Bind- und Löseschlüssel in der Hand. Er ward von den Völkern heilig geheißen, der nächste an Gott unter den Menschen, sein Stellvertreter unter dem Monde. Dies war der Pabst; jetzt Johannes XXII., aus Frankreich gebürtig, darum seinem Vaterlande anhängig, und lieber in Avignon, als in Rom wohnend, wo die Gährungen der italienischen Parteien seiner eigenen Würde drohten. Kein König hatte reichere Einkünfte, oder einen glanzvollern Hof, als er.

Von der Wahl der Doppelkönige in Deutschland unterrichtet, hatte er staatsklug gemieden, einen derselben zu bestätigen oder zu verwerfen. Denn, sprach er, bis nach getilgtem Zwist gebührt dem heiligen Vater der Christenheit die Verwesung des hauptlosen Reiches. Wohlgefällig empfing er die Huldigungen Ludwigs von Bayern, wie Friedrichs von Oesterreich. Sie aber Beide zu versöhnen, schien er so wenig Beruf zu haben, als Vortheil, wenn Einer Oberhand gewänne. Ihr langes Kriegen um die Krone hatte seinen Anschlägen, ganz Italien dem Stuhl des heiligen Petrus zu unterwerfen, Zeit und Kraft zum Reifen gegeben. Denen, die sich in welschen Landen kaiserliche Stellvertreter geheißen, ward von ihm geboten worden, den Namen abzuthun. Von Rom bis zu den Alpen habe Keiner das Reich und die Herrlichkeit, als Roms Haupt. Geschmeidig hätten die Welfischgesinnten für ihn, trotzig die Gibelingen gegen ihn die Fahnen ins Feld geführt. Jede der Parteien kämpft' im bürgerlichen Kriege für eigene Obergewalt, doch im angenommenen Namen der Kirche, oder des Kaisers. Johannes XXII. schalt die Gibelingen Ketzer. Sie waren von seinen Bannstrahlen verfolgt. Doch leichter spotteten sie dieser, als seiner Heere, die sein Sohn oder Neffe, Kardinal Bertrand du Pojet gegen sie befehligte. Schon waren alle lombardische Gibelingen, und ihr mächtiges Haupt Galeazzo Visconti dem Untergang nah, als die Schlacht von Ampfing geschah. Da hatten sie sich Schutz fordernd zum Sieger gewendet.

Ludwig sandte seine gewaffneten Botschafter, welche, zwar die Sache der Kirche ehrend, des Reiches Rechte schirmen sollten. Schnell flohen Muth und Glück von den Welfen. Bald hatte Bertrand du Pojet, ohne eine Feldschlacht verloren zu haben, kaum noch Kriegsvolk mehr.

Diese unerwartete Wendung des Glücks in Italien, blos durch Ansehen und Spruch eines deutschen Fürsten, überraschte und beleidigte den Stolz des Pabstes. Johannes XXII., obschon nur unansehnlich, mager und klein von Gestalt, fühlte die ganze Größe seiner Würde, und hatte, sie zu behaupten, Muth, Verschlagenheit und starken Willen genug. Schon die Hastigkeit seiner frei-

schenden Stimme im Gespräch verrieth, wie reizbar und gebieterisch durchfahrend er war. Noch da Ludwig ihm den Sieg von Ampfing gemeldet, hatte er dessen Weisheit, Demuth und edle Menschlichkeit gegen den überwundenen Nebenbuhler gelobt, auch mit zweideutiger Friedensliebe Aussöhnung zwischen ihm und dem unglücklichen Gegenkönig gewünscht. Nun aber ließ er gegen ihn, wie einen verächtlichen Anmaßer, an die Pforten seiner avignonischen Hauptkirche eine Bulle schlagen: Nur dem Statthalter des Herrn stehe zu, zwischen Bewerbern um die Reichskrone zu entscheiden. Ludwig der Bayer müsse unter Strafe des Bannes binnen drei Monden der Herrschaft des Reichs, müsse jeder Verfügung entsagen, die er als römischer König zu machen gewagt. Denn er habe Gott beleidigt, habe das Königthum ergriffen, ohne der römischen Kirche Genehmigung, habe sogar deren Feinde, besonders Galeazzo Visconti und dessen Brüder in Schutz genommen. Und schnell durch Mund und Feder zügelloser Mönche und Priester flog, was an der Kirchthür von Avignon hing, durch alle Länder Europens.

Den Pabst zu besänftigen oder zu belehren, sandte der König drei Männer seines Rathes, weltlicher und geistlicher Rechte wohl erfahren, nach Avignon. Zugleich aber that er der Welt, seiner Würde zum Schutz, in offener Schrift kund, wie ungerecht des heiligen Vaters Anklage, wie gefährlich dessen Eingriff in des deutschen Volkes uraltes Recht sey. „Wir (sprach er), angethan mit dem Kleid der Gerechtigkeit und dem Mantel der Wahrheit, erklären, daß ein König der Römer, hatten ihn die Fürsten des Reichs erkoren, von Alters her ein König der Römer gewesen. Seit zehn Jahren in der Rechtmäßigkeit unserer Würde vom Pabst anerkannt, möchte er sie heut bezweifeln. Weil wir in Italien die Rechte des heiligen Reiches schirmten, nennt er uns einen Vertheidiger der Ketzer. Wir aber wollen vor allgemeiner Kirchenversammlung erweisen, daß er selber, welcher den höchsten Schirmvogt der christlichen Kirche zu verderben trachtet, und schweigt, wenn die Gesellschaft der Minderbrüder das Geheimniß des Beichtstuhls verräth, Gönner der Ketzerei sey."

Johannes zu Avignon hatte indeß, noch ehe er von diesem gehört, die königlichen Abgeordneten hoch und kalt empfangen; gleiches Tages lasen sie seine Antwort angeschlagen an der großen Pforte der Hauptkirche. Er gewährte Ludwig dem Bayern — so, nicht König mehr nannte er ihn — nur eine zweimondliche Bedenkzeit zur Besserung. Sie verfloß. Da verstieß er ihn feierlich von der Gemeinschaft aller Gläubigen, gestattete ihm jedoch, väterlichen Erbarmens voll, abermals Frist eines Vierteljahrs, daß er reuig gen Avignon kommen möge, sich zu rechtfertigen. Und als er nicht kam, sandte er die Verdammungsurkunde aus an die Fürsten des Welttheils, kraft welcher Ludwig der Bayer ewiglich der Reichskrone unfähig, und jeder in Bann erklärt ward, der dem strafwürdigen Sünder gehorche.

Aber es waren nicht mehr die Tage Gregors VII. Das deutsche Blut regte sich. Die Verbrechen der Päbste hatten den Glauben der Völker an ihre Heiligkeit geschwächt. Nur wo Oesterreichs Einfluß galt, nirgends sonst in deutschen Landen, wurden die Bannbriefe des Pabstes geduldet. Die Bürger der Reichsstädte, die meisten Fürsten, verspotteten des heiligen Vaters wiederholten Kirchenfluch; wer ihn von Pfaffen anzuschlagen wagte, ward vertrieben, oder getödtet.

König Ludwig, nun unausweichlich in den schwersten Kampf hineingerissen, entfaltete, ihn ruhmvoll zu bestehn, die ganze Kraft seines Geistes; entlarvte schonungslos die heimtückische Staatskunst jenes „sich Pabst nennenden" Johannes; und rief, ihn schwerer Vergehungen wider Reich und Kirche zeihend, eine allgemeine Versammlung geistlicher Häupter als Richterin an. Erweckt durch ihn, sprachen Deutschlands Fürsten auf ihren Tagen: es sei des Königes, deutsche Freiheit und Rechtsame gegen fremden Eingriff zu bewahren; der päbstliche Bannstrahl ungerecht, darum nichtig; wer ihn verkünde, als Feind des Vaterlandes in des Reiches Acht. Ermuntert durch ihn zur Freiheit des Geistes standen Gelehrte auf, des Pabstes Schritte zu richten, die schon von den hohen Schulen zu Paris und Bologna Mißbilligung erfahren hatten. Nun schrieben Marsilio von Padua, des Königs Leibarzt, nun Johann

von Gent, seiner Räthe einer, nun Wilhelm Occam, der scharfsinnige Britte, und andere mehr für Ludwigs gerechte Sache. Unwill' und Spott scholl dem Pabste von allen Gegenden zu. Die ihm getreuen Dominikaner trieb Straßburg aus, sperrte Regensburg ein, bis sie den Sinn änderten. Ihren Erzbischof verjagten die Magdeburger; ihren Bischoff Konrad von Klingenberg die Freisinger. Den widerspenstigen Erzbischoff Friedrich zu Salzburg verfolgte die Acht. Sein Schloß Titmaning ward ihm durch des Königs Waffen genommen.

Erstaunt und erbos't fühlte Pabst Johannes durch Ludwigs Muth und Geist die Stützen des heiligen Stuhls wanken, und die Völker deutscher Jungen freveln am bisher unentweihbaren Heiligthum der abendländischen Christenheit. Ja, was noch nie gelungen, nie versucht worden, es bekämpfte Ludwig der Bayer die Herrlichkeit des Pabstthums mit den gleichen Waffen, deren sonst sich nur Petrus Nachfolger gegen die Könige bedient hatten. Gleichwie sie durch schlaue Trennung der Fürsten von jeher eines Kaisers Macht gelähmt hatten, ergriff Ludwigs Staatsklugheit den damaligen Streit ehrgeiziger Mönchsorden, die Stärke des heiligen Stuhls in dessen festesten Grundsäulen zu erschüttern. —

Indeß saß König Friedrich der Gefangene auf Herrn Weiglins Burg zu Trausnitz in großer Traurigkeit. Er hieß, doch war nicht mehr, der Schöne; ließ Bart und Haupthaar wachsen, und schnitzte Pfeile, die Stunden zu verkürzen. Desgleichen klagte seine Gemahlin, die Königstochter von Aragonia, bitterlich; that viel Wallfahrten, mit Fasten und Kasteiung großes Uebel an ihrem Leib, und ward vom Weinen blind. Sein Bruder, Herzog Leopold, hätt' ihn gern erlöset; doch wollt' es nicht gelingen. Selbst List schlug fehl, ihn zu entführen.

Bei finstrer Nacht erstieg einst ein kühner Mann, in Gestalt eines fahrenden Schülers, die Mauern der Trausnitz, pochte draussen ans Fensterlein, und mahnte den gefangenen König, herbeizukommen und mit ihm herunterzufahren. „Wer bist du?“ fragte voll Entsetzens Friedrich; denn ein Menschenkind schien ihm solches nicht fähig. „Frag' nicht, wer ich sey, willst du

anders entkommen; und behend thu, was ich dir heiße". Den König überlief banges Grausen, wie die Wächter, welche ihn hüteten. Sie alle schlugen ein Kreuz, als erblickten sie den bösen Geist am Fensterlein hangend, und mit lautem Geschrei vertrieben sie denselben. Darum lief im Volk lange die Rede, es hab' ein Meister schwarzer Kunst Leopolden verheißen, seinen Bruder durch den Teufel entführen zu lassen.

Weil nun der tapfere Fürst von Oesterreich erkannte, daß weder freundliches Unterhandeln, noch kriegerisches Pochen den König bewege, Friedrichen auf freien Fuß zu stellen, versucht' er das Aeusserste. Er plagte die Städte des Reichs mit verdoppeltem Zorn; streute zahlreicher des Pabstes Bannbriefe wider den König aus; schloß engere Freundschaft mit König Johann von Böheim, und rief den König von Frankreich, Deutschland mit großer Macht zu überziehen. Er forderte von diesem nur 30,000 Mark Silbers, gleichwie der heilige Stuhl ihm schon den Zehnten von geistlichem Gut zu Oesterreich gestattet habe; dafür wolle er eine große Kriegesmacht aufbringen. Es müsse die Krone der Deutschen auf des Königs von Frankreich Haupt.

Umsonst die Verschwörung. Sie zerfiel durch Mißtrauen und Selbstsucht ihrer Glieder, wie durch des Bayern unerschrockene Tugend. Er weckte den deutschen Vaterlandsgeist, und ward gewaltig. Balduin, der Staatskluge Erzbischoff von Trier, vernichtete die päbstlichen Umtriebe, das Reich zu verwirren. Berthold von Bucheck, ein Gebietiger des Deutschordens, sprach zu Rense vor den versammelten Widersachern Ludwigs des Bayern laut und herzlich für des Vaterlandes Ehren und Freiheiten gegen französische Herrschsucht. Das traf Alle tief. Leopolden blieb nichts als die Schmach, deutscher Ehre Unwürdiges gewollt zu haben; und der geringe Trost, sich im kleinen, verwüstenden Raubkrieg zu rächen.

Wie nach diesem der König wieder in München Hof hielt, trat vor ihn Gottfried, Prior der Karthause zu Maurbach, des gefangenen Friedrichs Beichtiger, und redete zur Versöhnung. Was nicht Leopolds Trotz, nicht des Pabstes Fluch vermocht, gewann Frömmigkeit,

alte Jugendliebe und Glaube an das menschliche Herz. In des Winters letzten Tagen ritt Ludwig mit seinen Edeln zur Trausnitz. Hocherschrocken empfing ihn der Gefangene; aber des Königs Milde stillte seine Sorge. Großmuth und Dankbarkeit schlossen den Bund. Friedrich ohne Lösegeld ward frei. Er aber entsagte der Reichskrone; Oesterreichs Fürsten sollten, was sie dem Reich entrissen, zurückstellen; vereint mit Ludwig, Fürsten, Pfaffen und Laien zwingen, den einzigen König anzuerkennen, und dessen Feinden Trotz zu bieten, selbst jenem, „der sich Pabst nennt.“ Das verhieß Herzog Friedrich von Oesterreich, und, zur Bekräftigung der Sühne, seiner Tochter Elisabeth Hand dem Sohne Ludwigs, Stephan; dazu noch: könn' er sein gegebenes Wort nicht erfüllen, woll' er aus freien Stücken bis Johannis zur Sonnenwende selben Jahres in das Gefängniß von Trausnitz zurückgehn. Friedrich beschwor feierlich die Urkunde der Versöhnung mit Ludwig. In der Kirche, wo der Prior von Maurbach das Hochamt beging, nahmen beide aus seiner Hand am Altar den geweihten Leib. Da, tiefbewegt, fielen sie sich um den Hals, und küsseten einander vor allem Volk.

Die Welt erstaunte. Ludwigs gefährliche Zuversicht, die den gewaltigen Nebenbuhler in Freiheit setzte, machte von neuem Deutschlands Frieden und Krone zweifelhaft. Viele nannten schon den König feig und schwach; Viele ihn unklug; Viele ihn hinterlistig. Am meisten erschreckte den Pabst zu Avignon die wunderbare Botschaft von der Gegenkönige Eintracht. Er mahnte besonders Herzog Leopolden, solcher Sühne nie zu trauen. „Bewahre“, rief er ihm zu, bewahre der Kirche theuerwerthe Huld; baue nicht auf Feindes Bosheit; sie ist Grünspan in kupfernem Geschirr. Deinem Bruder selbst vertraue nicht. Meide die Fallstricke der Argen; harre aus!“ Dann, mit doppelzüngiger Staatsklugheit Alles in ungeheurer Zwietracht aufzurühren, erklärte er wieder, nur Friedrichs von Oesterreich Erwählung zum Königreich sey gültig; hingegen in vertrauten Briefen an Bischöffe, sie sey zweifelhaft. Er munterte König Karl IV. von Frankreich zu den Waffen gegen Deutschland auf; ein neuer Thron sey zu gewinnen. Zu den Waffen wider Ludwig rief er den tapfern

Wladislaw Lokietik an der Weichsel; sprach ihm Polens königliche Krone zu, und derselben Unabhängigkeit vom deutschen Reich. In den brandenburgischen Marken lösete er den Eid des Volkes, den es dem Sohne Ludwigs geschworen; ermahnte es zu offener Empörung wider einen Markgrafen aus dem Blute der Schyren, und bedräuete dessen Getreue mit der Kirche schwerstem Fluch. Endlich bot der Vater der Christenheit selbst die heidnischen Letten an der Ostsee und die Russen auf; sie sollten herbeiziehen; er gebe ihnen die Marken an der Oder und Elbe preis.

Den halben Welttheil erschütterte der Zorn des ergrimmten Pabstes, nur den einzigen Mann nicht, welcher am leichtesten gegen den König der Deutschen bewegt werden zu können schien, weil er dessen Nebenbuhler gewesen. Friedrich von Oesterreich, ohne auf Johannes XXII. Ansinnungen zu achten, hielt treu und deutsch am redlich gegebenen Wort; sandte seine Tochter Elisabeth zur Verlobung nach München; that in offenen Briefen auf des Reiches Krone Verzicht; mahnte Leopolden zum Frieden, versuchte selbst den Pabst mit Ludwig auszusöhnen. Und da er seine Mühen eitel sah, kam er nach vier Monden wieder zum Könige gen München, wie er gelobet, sein Gefangener zu seyn. Herzlich empfing Ludwig den edeln Jugendfreund, und theilte fortan Tisch und Bett mit ihm. Beide, größer als ein Zeitalter, welches ihre Tugend nicht begriff, beklagten die Härte eines Schicksals, welches von ihnen Trennung oder gemeinsamen Untergang zu heischen schien.

In Brandenburg war unterdessen Markgraf Ludwig, des Königs Sohn, in große Gefahr gekommen. Die Heiden aus Litthauen zogen in wilden Schwärmen durch sein Land; ihr Schwerd schonte nicht wehrlose Greise, Säuglinge und Weiber. Viele christliche Tempel loderten in Flammen. Der König hört' es sammelte seine Macht, und sandte dem Sohne Rettung. Er selber wollte dahin. Darum, eh' er aus Bayern schied, nahm er Friedrichen, den treuen Freund, und vertraute ihm Gemahlin, Kinder, und des ganzen Herzogthums Pflege. Nicht Griechenland, das Vielgepriesene, nicht Roms Geschichten, bewahren ein ähnliches

Denkmal argloser Treue. Am unbegreiflichsten war der Deutschen hohes Gemüth dem erstaunten Pabste. Er witterte nur Spiel verschmitzter Ränke, wo in schlichter Einfalt Biederleute handelten. Vor dem Abschiede gingen noch einmal ihre Herzen in einander über. Ludwig machte seinen Freund, den er als Nebenbuhler überwunden, freiwillig an seiner Seite zum Mitherrn des Reichs, daß sie Brüder und gemein seyn wollten in allem; eng verflochten, bis auf die verschlungenen Namenszüge in beider königlichen Siegelringen. Zehn Zeugen hörten den Schwur der Freunde. Alles ward geheim gehalten, bis Deutschlands Fürsten gewonnen seyn würden. Nach diesem brach er auf von München, und ging über die Donau in den Nordgau; doch vollendete er diese Reise zu den brandenburgischen Marken nicht. Schon waren diese gerettet; die Heiden, vom Schwert der Verzweifelnden, oder dem Anzuge des Winters gezwungen, in ihre Heimathen zurückzukehren, und den großen Raub ins Sichre zu bringen.

Mittlerweile war aber ruchbar geworden, was er mit Friedrich beredet hatte. Dies erregte großen Unmuth überall; die Kurfürsten insgesammt sträubten sich wider den Gedanken der Zweiheit im Königthum. Am heftigsten schalt Johannes XXII. Nur Herzog Leopold, besänftigt durch Oesterreichs gerettete Ehre, hob die Waffen nicht mehr gegen Ludwig auf; und bald starb er eines jähen Todes. Der unbesiegbare Widerwille aller Fürsten gegen eine doppelte Königschaft im Reiche änderte Ludwigs Entschluß. Er unterdrückte das ausgegangene Gerücht, welches ihm und seinem Freund die Huld des deutschen Volkes zu rauben drohete. Aber bald erscholl ein neues: Ludwig werde Italien und zu Rom die kaiserliche Krone nehmen; Friedrich dann römischer König seyn. Nicht unwahrscheinlich, daß die erlauchten Freunde durch einen zweiten Vertrag die Unerfüllbarkeit des ersten ersetzen wollten.

In der That ward bald darauf von Rüstungen des Königes gehört, über die Alpen zu gehen, Welschland wieder ans Reich zu bringen und die Krone des Kaiserthums, nach der Vorfahren Sitte, zu Rom auf sein Haupt zu setzen. Deutschland war beruhigt; der Zorn

des Pabstes ohnmächtig. Man vergaß ihm nicht, daß er die Heiden von der Ostsee gerufen hatte, die Kirchen deutscher Christen zu verbrennen. Zwar die Bischöfe ermahnten den König, sich zuvor mit dem heiligen Stuhl zu vergleichen, eh' er Italien berühre. Aber Ludwig hatte schon vergebens Alles dafür gethan, was seine Würde erlaubte, und der Stolz Johannes XXII. neulich noch die Gesandten zurückgewiesen, die zum Unterhandeln nach Avignon gekommen waren. Ein Zug der Deutschen durchs welsche Land sollte auch hier der Gewalt des unversöhnbaren Priesters Schranken geben. Laut riefen den König darum die Häupter der Gibelingen an. In der Lombardei mächtig und längs den Apenninen bis zum Kirchenstaat hofften sie von seinem Erscheinen die Befestigung ihres Uebergewichts gegen die Welfen.

Im März des Jahrs 1326 reisete der König, von hundert Rittern begleitet, durch Tyrol gen Trient, dort mit vielen gibelinen Hohen, geistlichen und weltlichen Standes, Abrede zu nehmen, und den Heerzug vorzubereiten. In Trient begrüßten ihn die Machtboten der Herren und Städte Italiens, als Retter. Alle, entflammt wider Johannes XXII., der öffentlich der Ketzerei schuldig, und des Bannes würdig geheißen ward, boten sie dem Könige hundert- und fünfzigtausend Goldgulden, sobald er Mailand betreten haben würde.

Zurückgekehrt nach Deutschland, veranstaltete er, was das Glück des Römerzugs, oder Deutschlands Frieden in seiner Abwesenheit sichern könne; bot Streiter auf; trieb Gelder ein, und befestigte seiner Erblande Ordnung. So verfloß das Jahr. Alles war zum Zug ins welsche Land bereit. Da begab er sich noch einmal in den ersten Tagen des neuen Jahrs gen Innsbruck, wo Friedrich von Oesterreich Hof hielt. Die Freunde sahen sich zum letztenmale. Ihre Unterredung blieb Geheimniß, nicht aber die Kälte, in welcher sie von einander gingen. Dann mit den ersten Lenztagen reisete der König, an der Spitze von sechshundert stattlichen Rittern, über das wilde Gebirg des Splügen im hohen Rhätien gen Como. Zahlreiches Kriegsvolk kam ihm von Deutschland nach, als ruchbar ward, wie Italien reichlich solde. An der Seite Margarethens von

Holland, seiner Gemahlin, hielt er prachtvollen Einzug in die Thore von Mailand. Die Fürsten von Este, Ferrara, Mantua, Verona bildeten sein glänzendes Gefolge. Er empfing die eiserne Krone der Lombarden; das Haupt der Königin schmückte eine goldene.

Als er nun die verheißenen Goldsummen begehrte, mangelten sie. Ohne dieselben konnte er weder den Aufwand der Krönungen noch des Heerzuges bestreiten. Seine Verlegenheit ergötzte innerlich den tückischen Oberherrn von Mailand, Galeazzo Visconti. Eben so grausam als hinterlistig, hatte sich dieser Mann, aus einem der edeln Geschlechter seiner Vaterstadt, zum Alleingebieter derselben aufgeschwungen. Oeffentlich war er des Königs Anhänger, der Gibelingen Verfechter; heimlich Alles, was herrschsüchtige Klugheit gebot. Wie er den König ohne Geld sah, und an Kriegsmacht schwächer als sich selbst, schien ihm ein Leichtes, das Oberhaupt des Reichs selbst zum Diener des eigenen Ehrgeizes zu machen. Auch mit Avignon briefwechselte er. So von denen geschmeichelt, welche der Christenheit höchste Würden trugen, baute sein Stolz vermessene Entwürfe. Galeazzo's Zweideutigkeit blieb nicht lange verborgen. Mailand bezeugte, es sey die lombardische Steuer an Visconti entrichtet; kühn läugnete dieser. Anklagen erhoben sich lauter gegen den Gewaltsherrn. In offener Versammlung richtete Ludwig die Heimtücke desselben, ließ ihn plötzlich verhaften und nebst den Seinen in die abscheulichen Kerker von Monza führen, die er selber den Schlachtopfern seines Hochmuths errichtet hatte.

Ludwig fand in Italien eine ganz andere Welt, ein anderes Gemüth, als jenseits der Alpenwand: wankelmüthige Völker, arglistige Fürsten; Städte nach Freiheit durstig und im Verderbniß der Sitten immer zur Knechtschaft willig; Unterthanen, die Gesetzlosigkeit, Gebieter, die Willkühr suchten; Treu und Glauben von gewissenloser Schlauheit verhöhnt; Waffen, geschickter zu Meuchelmord, als zu offener Feldschlacht; wilde Rührigkeit überall, Beharrlichkeit selten. Die ganze Halbinsel war noch, wie vor Jahrhunderten, durch Gibelingen und Welfen getheilt; jetzt an der Spitze von

jenen Castruccio Castracani, seiner Zeit berühmtester Feldhauptmann, Gewaltsherr von Lucca; an der Spitze von diesen König Robert von Neapel, an Geist und Macht der größte Fürst Italiens.

Sobald sich der König aller Vesten Galeazzo's versichert, den Mailändern das Schattenbild ehemaliger Freiheit zurückgegeben hatte, setzte er seinen Zug fort, reich durch die Steuern der Kriegsschaaren. Zu Orci im Brescianischen rechtfertigte er seine Strenge gegen Galeazzo. Er wies der Versammlung gibelingischer Fürsten und Herren — schon hatten sie Mißtrauen — des Verräthers selbstgeschriebene Briefe an den Pabst. Dann nahte er den toscanischen Grenzen, begierig sich mit Castruccio Castracani zu verbinden.

Von fünfhundert Reitern begleitet, kam ihm der Findling und Pflegsohn Dianora Cenami's, der Bürgerin von Lucca, ehrfurchtsvoll entgegen; ein lebhafter, hagerer Mann von sechsunddreißig Jahren, blassen, doch einnehmenden Gesichts, um welches kastanienbraunes, kurzgeschnittenes Haar hing. Der König nahm den Helden der Gibelingen gütig auf, dessen Ruf weit über die Alpen gedrungen war. Die gefällige Anmuth seines Umgangs, die Fülle seiner sinnreichen Scherze bezauberten jeden, und verbargen die finstere, stolze Gemüthsart des Mannes, der geschmeidig und grausam für Gewalt und Hoheit kein Verbrechen und keine Gefahr scheute. Ludwig erhob ihn, als Herzog von Lucca, zum Fürsten des Reichs und setzte zum Gedächtniß seiner Hochachtung in dessen Wappenschild die blau- und weißen bayerischen Rauten. Sie zogen vor Pisa. Es fiel. Endlich zog er mit den ersten Tagen des neuen Jahres in Rom ein.

Seit die Päbste in Avignon Hof hielten, war Rom, gleich jeder italienischen Stadt, Raub der Partheiwuth, bald unterjocht, bald ohne Herrn und Gesetz. Abwechselnd hatten die welfischen Orsini, unterstützt von Neapel und dem Pabst, oder die gibelingischen Savelli Oberhand, die sich des Volks Freiheit Vertheidiger nannten. Als Ludwig kam, floh Napoleon Orsini, der Welfen Häuptling, mit seinem Anhang gen Avignon.

In der Kirche St. Peters mit aller Pracht empfieng der König die kaiserliche Krone, zehn Tage nach seinem Einzug in die ehemalige Hauptstadt der Welt. An des Pabstes Statt segneten ihn die Bischöffe von Castello und Aleria, welche Johannes XXII. entsetzt hatte. Unter jauchzendem Zuruf gab ihm das Volk die Würde eines Senators. Auch Margarethe ward gekrönt, die wenige Tage nachher einen Sohn gebar. Dieser im Purpur Geborne ward darum Ludwig der Römer geheißen.

Unter Festen und Freuden verstrich in verderblicher Thatenlosigkeit ein halbes Jahr. Während im Lateran der Kaiser unter eitelm Gepränge den Pabst aller Würden verlustig, sogar zum Tode verdammte, an dessen Statt den frommen Minderbruder, Peter von Corvara, nun Nikolaus IV. genannt, auf den heiligen Stuhl erhob, predigte Johannes XXII. in Avignon den Kreuzzug und setzte ganz Italien in Flammen. Castruccio mußte Rom verlassen, weil ihm die Welfen schon Pistoja entrissen hatten. Die Entfernung des Helden lähmte alle Unternehmungen des Kaisers. Ludwig, zu bequem oder schüchtern, verlor durch Unentschlossenheit die Ehrfurcht der Feinde und Freunde. Die Kriegesrotten König Roberts von Neapel streiften höhnend und ungestraft bis zu den Ufern der Tiber. Castruccio selbst, bekannt mit des Kaisers Verlegenheit und Schwäche, achtete dessen Befehle nicht mehr, und bemeisterte sich der Stadt Pisa, die Ludwig im Namen des Reichs behalten und dem Grafen von Oettingen anvertraut hatte. Ludwigs Gefahr stieg, als er, durch glänzenden Aufwand entkräftet, den Römern weder mehr Feste, noch den eigenen Kriegern Sold geben konnte: als er Steuern von der Stadt fordern mußte, welcher die Neapolitaner alle Zufuhr von Lebensmitteln abschnitten; als Castruccio erkrankte und starb, dessen Name allein die Welfen mehr, denn des Kaisers Schwerd geschreckt hatte. — Von Meuterei und Empörung umringt, ermannte er sich zur alten Kraft, und beschloß das gährende Rom zu verlassen. Mit Fluch und Spott verfolgte ihn das Volk; mit Steinwürfen schied es von seinem Nachzug. Auch Nikolaus IV.,

sein Pabst, fand nur Sicherheit, indem er das niedergeschlagene Gefolge vermehrte.

Ludwig durchschritt Italien mit einem Heere, das wegen Mangel an Sold gleich Räuberbanden hausete, bald sich zuchtlos umherwarf, bald sich rottenweise Meistbietenden verkaufte. Dennoch verlor er nicht Geistesgegenwart und Muth. Das Glück fand ihn zuweilen, das Unglück nie schwach. Sein Zug war langsam und trotzig. Er konnte das Land nicht, noch aber seine Würde, behaupten. Von Feinden umschwärmt, von Freund geschmeichelt und betrogen, zeigte er jenen die Stirn, diesen gleiche Staatsklugheit; besetzte Pisa, ohne es behaupten zu wollen; belagerte Florenz, ohne es besiegen zu können; versprach, ohne zu erfüllen; warb Anhänger, ohne sie zu schützen.

So erreichte er mit dem Frühling des Jahrs 1329 die Lombardei und kam gen Pavia.

Während er in der Hauptstadt der alten Longobardenkönige auf deutscher Kriegsvölker Ankunft wartete, verglich er sich mit den Söhnen seines verstorbenen Bruders um ihr Erbtheil. Denn nun er den Kampf mit Oesterreich seit Jahr und Tagen geendet, traten sie, laut Vertrag, in ihr Recht ein. Adolf, der älteste von ihnen, lebte nicht mehr; nur Rudolf noch und Ruprecht. Beide waren in seinem Gefolge. Schon zu Rom im Krönungsjahr hatte er sich mit den Jünglingen verstanden, daß er und sie die Erblande in Bayern und am Rhein, in Schwaben, Franken und Oesterreich, so lang ihnen gefiele, gemeinsam verwalten, aber, auch einst getheilt, nichts von denselben an Fremde veräussern wollten. Der Schyren Hausgut, im Geschlecht derselben vererbend, sollte ewig unzersplittert bleiben. Genuß und Herrschaft in der Rheinpfalz hatte er ihnen früher schon gegeben.

Sie theilten. Ruprecht, vielleicht geschreckt durch des Oheims unglücklichen Rückzug von Rom, oder durch die Einflüsterungen des Kardinals Bertrand du Pojet wankelmüthig, mochte die Trennung zuerst begehrt haben. Er und Rudolf, sein Bruder, auch ihres gestorbenen Bruders Adolf Kind, Ruprecht der Jüngere, empfingen, was vormals ihr Vater besessen, die Pfalz-

lande am Rhein, und vom alten Nordgau den größern Theil des Vizthumamtes Lengenfeld. Das Vizthumamt München und alles Uebrige behielt der Kaiser. Aber bestätigt ward von allen zugleich das Wort des römischen Vertrags: ewige Unveräusserlichkeit Wittelsbachischen Guts an Fremde; dazu Wechsel der Kurwürde zwischen beiden Häusern zu Pfalz und Bayern. Zum erstenmal sollte Pfalzgraf Rudolf die Kur des Reichs üben.

Der Kaiser und seine Neffen beschworen, die Fürsten Deutschlands, in folgenden Jahren, bekräftigten den Hausvertrag.

Noch bis zum Winter behauptete sich Ludwig in der Lombardei, standhaft, glücklich. Dann reisete er nach Trient, mit deutschen Fürsten wegen frischer Hilfsvölker Abrede zu nehmen. Dort vernahm er den Tod Friedrichs des Schönen, wie auch daß die Brüder desselben, Albrecht und Otto von Oesterreich, dem Pabst ergeben, drohend wider Bayern rüsteten. Dies entschied seine Rückkehr über die Alpen. Mit Schmerz verließ er Italien, wo er das Begonnene nicht vollenden, seine Freunde nicht retten, seine Ehre nicht vom schimpflichen Andenken reinigen konnte, der Gewalt des Augenblicks oft Recht und Treue geopfert zu haben. Wie er verschwand, drang unaufhaltsames Verderben mit der Rache der Welfen über die Häupter der Gibelingen. Selbst Nikolaus IV., den er zum Pabst erhoben, fand keine sichere Stätte; irrte lange in den einsamen Thälern der Appenninen umher, bis ihn sein letzter Beschirmer, Graf Bonifacio von Ripelli an Johannes XXII. gen Avignon auslieferte. Da, zu dessen Füßen, reumüthig, den Strick um den Hals, hingesunken, büßte er mit lebenslänglicher Gefangenschaft sein allzublindes Vertrauen auf Ludwigs Wort und Macht.

Der Rückblick auf dies, die Dunkelheit des künftigen Schicksals, Freude an besiegten, Sorge vor kommenden Gefahren, bewegten des Kaisers Gemüth, als er über das Hochbirge auf der alten schon den Römern und Windelechen bekannten Straße nach Deutschland niederstieg. Da ergriff ihn ein heiliges Gefühl. Und wo der Wald der Schyren sich zwischen wilden Felsen-

bergen ohnweit den Quellen des Amberstroms am finsterſten zuſammenſchloß, gelobte er der Gottesmutter ein neues Kloſter zu weihen. Das war vielleicht jene Oede des Ambergaues, wo vor einem halben Jahrtauſend ſchon Ethiko der Welfe ſich eine Klauſe im ſtolzen Gram gebaut, weil ſein Sohn einem Kaiſer zu Lehen ging. Noch hieß die Wildniß Ettal, und ſo das neue Kloſter, für zwanzig Mönche aus Benedictus Orden und dreizehn im Kriege wohlverdiente Ritter ſammt deren Frauen, auch für ſechs Wittwen tapferer Männer.

Der Gedanke dieſer Stiftung, neu in ſeiner Art, zeugte gleich ſehr von des Kaiſers großem Sinn, klöſterliche Anſtalten dem Vaterlande nützlicher zu machen, ſo wie von der ungeheuchelten Gottesfurcht ſeines Herzens. Mochte ihn auch vom Stuhl zu Avignon herab der Fluch verfolgen: er erſchien nicht minder voll Andacht in den Tempeln des Herrn. Oft ging er von ſeiner Hofburg zu München im verborgenen Wege zur Franziskanerkirche, und wohnte, ungeſehen vom Volke, als ein Gebannter der Meſſe bei. Da war das Fenſter ſeines Stuhls vom Bilde eines Heiligen bedeckt, deſſen durchbrochener Strahlenkranz einen Blick zum Hochaltar gewährte. Den Klöſtern ſeines Landes that er wohl; wenn nicht mit Gut und Geld, doch Rechtſamen und niedern Gerichtsbarkeiten über Zins- und Gotteshausleute; ſo wie der Abtei St. Heimerans, welche um dieſe Zeit gegen das Bisthum Regensburg nach dreihundert einunddreißigjährigem Streite vor dem Pabſte ſiegreich geworden und von aller biſchöfflichen und erzbiſchöfflichen Gerichtsbarkeit losgeknüpft war.

Nicht dieſe Frömmigkeit forderte das ſchwerbeleidigte Oberhaupt der Kirche vom Oberhaupt des Reichs. Ludwig ſollte vom Throne ſteigen und in Avignon zerknirſchten Herzens zu Johannes Füßen Gnade erflehen, wie weiland Kaiſer Heinrich zu Canoſſa vor Papſt Gregor. Der edle Bayer, jedes Opfers für den Frieden der Welt fähig, erröthete aber, des Reiches Herrlichkeit auf immer zu beflecken. Darum, kaum auf deutſchem Boden angekommen, griff er zu den Waffen, von treuen Fürſten unterſtützt, und eilte Herzog Otten von Oeſterreich, des Pabſtes Freund, zu züchtigen, welcher Colmar feindſelig

bedrängte. Die Reichsstadt war gerettet. Man rückte zur entscheidenden Schlacht gegen den Herzog. Da erschien König Johann von Böheim, immer auf Reisen, und vermittelte. Ludwig opferte viel, um Habsburg vom Pabst abzuziehen. Aber viel verhieß auch Johann. Er, die Fürsten von Oesterreich, auch Kurfürst Balduin von Trier, unternahmen vereint den Versuch, den alten Zorn des Statthalters Jesu zu besänftigen. Ludwig entsagte, zur Beschleunigung des Werkes, sowohl dem Ansehen des unglücklichen Gegenpabstes Nikolaus, als einer richtenden Versammlung. Vergebens. „Kann ich", erwiederte der Unerbittliche zu Avignon, „kann ich dem Manne Glauben schenken, dessen Hof alle Ketzer, diese faulen von der Kirche gerissenen Glieder, aufnimmt? dem Manne, welcher Reue heuchelt und Genugthuung verweigert? Er verlasse den Thron, den er ohne Recht besitzt! Er thue Buße, ohne welche keine Vergebung der Sünden."

Keinem mochte der Starrsinn des greisen Pabstes betrübender scheinen und willkommener seyn, als dem Könige Johann von Böheim. Seinen stolzen und verborgenen Wünschen war weder des Kaisers gänzliche Gefahrlosigkeit, noch Niederlage gelegen. Aber ihn in ewiger Spannung und Schwäche hinzuhalten, damit Luxemburg das Haus Wittelsbach nie zu fürchten, dennoch zum großen Beistand gegen Habsburgs Aufstreben habe, war immer der Wille, oft das Werk Johanns. Darum hatte er einst am meisten gethan, die Krone des Reiches an Ludwig zu bringen; darum für Ludwig in den Feldern von Ampfing gefochten; darum geschäftig des Königs Römerzug befördert, ohne dessen Gefahren theilen, noch durch zeitigen Beistand abwenden zu wollen. Während der Kaiser jenseits der Alpen stritt, erweiterte Johann ungestörter seine Macht rings um Böheim. Als Frucht des Sieges bei Ampfing hatte er schon Eger und einige Bezirke des untern Oesterreiches; im Norden darauf das Land von Görlitz und Bautzen wiedergewonnen; nun sich die meisten der kleinen, ohnmächtigen Fürsten Schlesiens lehnbar gemacht, die seinen Schutz gegen Polens Gewalt suchten; endlich selbst die Lande von Tyrol, Kärnthen und Krain durch Erbschaftsverträge an Luxemburg geknüpft, da er

seinen fünfjährigen Sohn Hans mit Margarethen, des Herzogs von Kärnthen Tochter, verloben konnte.

Ludwig sah den stufenweisen Anwachs der böhmischen Macht, ohne wehren zu können. Wiewohl Böheim von jeher dem Reiche zu Lehen ging, hatte doch Johanns Stolz noch nie dem Kaiser die gewohnte Huldigung geleistet; und dieser nicht den Muth gehabt, sie ernstlich abzufordern. Mit so vielen Verbindlichkeiten für gewährte Dienste, oder Hoffnungen künftiger, wußte der staatskluge Sohn Luxemburgs das Oberhaupt des Reichs zu umstricken, daß er ohne Waffengewalt jene Selbstherrlichkeit und Uebermacht zu erreichen ging, nach welcher der Trotz Ottokars, seines Vorfahren, vergebens gegen Rudolf von Habsburg gerungen hatte. Aber auch keiner von allen Fürsten damaliger Zeit war so reich an mannigfaltigen und blendenden Eigenschaften, als er. Sprößling eines uralten Geschlechtes, welches die Sage des Volkes von der schönen Melusina der Vorzeit herzählte, Gebieter eines großen Staates, vereinigte er in sich alle Liebenswürdigkeiten des gewandten Höflings, alle Künste der Verstellung und Beredsamkeit des Staatsmannes, allen Muth und Ruhmdurst des Ritters auf Turnieren und Schlachtfeldern. In eitler Selbstgefälligkeit und immer geschäftiger Beweglichkeit, selten zu Luxemburg, noch seltener in Böheim, reisete er von Hof zu Hof, wo Händel zu entspinnen oder zu entwirren waren, um überall nothwendig und die Bewunderung eines Jeden zu seyn. Er liebte Frankreich; verdarb es mit Oesterreich nicht; schmeichelte dem Pabste und hielt freundlich zum Kaiser. Lange war die glänzende Schönheit seiner Tochter Judith das Zaubermittel, viele Fürsten zu fesseln. So hoffte er, des Geheimnisses aller Höfe mächtig, unsichtbarer Lenker ihrer Angelegenheiten, und ohne Schwerdstreich Beherrscher der abendländischen Staatenverkettung zu werden.

Kaum hatte Johann sich der Anwartschaft auf Krain, Kärnthen und Tirol versichert, betrachtete er diese Pforten Italiens schon wie festes Gut, und durch sie den offenen Weg zur lombardischen Herrschaft, vielleicht zur Krönung im St. Peter von Rom mit dem

höchsten Machtschmuck der christlichen Reiche. Schnell waren Verbindungen mit den Parteien der Gibelingen und Welfen gemacht. Von ihnen gerufen, trat er an der Spitze ansehnlichen Kriegsvolkes unter sie; gebot Ruhe; führte den Welfen die Sprache eines Vollmächtigen des heiligen Stuhls, den Gibelingen die Sprache des kaiserlichen Reichsverwesers; nahm, beide überlistend, Geld und Städte von Beiden, bis er, beinahe Meister jeder Partei, allen verdächtig ward. Die Welfen riefen zum Pabst, die Gibelingen zum Kaiser. Johannes XXII. und Ludwig der Bayer, beide durch des Königs Zweideutigkeit beleidigt, widersprachen und vereitelten gleichzeitig, was er gethan. Er ging zurück, verbarg den Unwillen, oder äusserte ihn nur, wie Einer, den Undank kränkt. Denn nun hatte er nichts für sich, alles für Andere gewollt. Zu Philipp von Frankreich sprach er: Ihm hätte er Italien zuwenden mögen. Und wieder zu Ludwig: Für das Reich habe er gearbeitet, und sogar den Pabst beleidigt. Jeden wußte er zu beruhigen. Philipp besänftigte den Verdruß des heiligen Vaters; und in vertraulichen Unterredungen auf dem Regensburgischen Wörth stillte Johann den Argwohn des Kaisers.

Er kannte des Kaisers Herz, und dessen Sehnsucht, endlich wieder eins zu werden mit der Kirche. Immer regte er diesen Wunsch an; immer schmeichelte er schlau mit Möglichkeiten und Hoffnungen, und machte sich wichtig damit. Oft war dies der Botschaften oder Gespräche einziger Gegenstand. Ludwig betheuerte sogar, daß auch sein Thron ihm nicht zu theuer wäre, der Welt und sich den Frieden zu kaufen.

Dies war genug, die halb erloschenen stolzen Hoffnungen Johanns lebendiger denn je zu entzünden, und seiner ganzen Thätigkeit neue Richtung zu geben. Er forschte, verlangte Erklärungen, berieth, machte Vorschläge. Ludwig bezeugte unverholen, er könne die Krone niederlegen, aber frei und ungezwungen, nicht dem Reiche zur Schmach. Es müsse der Pabst ihn zuvor freisprechen vom Banne, dann werde auch er das Seine thun.

Mehr konnte der König von Böheim, mehr Johannes zu Avignon selber nicht hoffen und fordern. Die

Sache schien entschieden. Das Fernere ward verabredet, des Königs Eidam, Heinrich von Niederbayern, in das Geheimniß gezogen; diesem des Kaisers wichtige Erklärung, als Verwahrer derselben, übergeben; doch mußte er mit eigenhändiger Schrift Verschwiegenheit über Alles geloben, bis der heilige Vater den Bann der Kirche vom Kaiser genommen haben würde. Er gelobte Alles. Es spiegelte ihm der schlaue Schwiegervater Wahrscheinlichkeiten von Erlangung der Reichsverweserwürde, vielleicht der Krone selbst, vor. Allein einerseits der ungeschmeidige Stolz des Pabstes, dann die redselige Eitelkeit Herzog Heinrichs vereitelten alle Künste des klugen Königs von Böheim, da er eben seinem Ziele am nächsten zu stehen glaubte. Denn Johannes XXII. wollte keine Lossprechung gewähren, es habe denn Ludwig vorher auf offenem Reichstage seinen Thronen entsagt. Der Herzog von Niederbayern aber ließ das Geheimniß früher, als er sollte, entschlüpfen; reisete her und hin; warb schon um der Kurfürsten Huld; unterhandelte schon mit dem Pabst und veranlaßte ein Gerücht, der Kaiser wolle zu Gunsten seiner die Krone der Deutschen abgeben. Deß murrten die Fürsten. Ludwig, nun offene Erklärung schuldig, empört und beleidigt von Allen, zerriß das Gewebe der Ränke; behandelte die Sache als grundloses Gerücht und erschien wieder in gewohnter Würde und Macht kaiserlicher Majestät.

Sein grauer Feind zu Avignon, unter gebrochenen Hoffnungen entrüsteter, denn je, schleuderte von neuem Bann und Fluch gegen ihn, versuchte Italiens Abfall, Deutschlands Empörung. Aber mit gewaltiger Hand behauptete der Schyre sein Recht und des deutschen Volkes Frieden; verbot, dem römischen Stuhl Zehnten und Steuern zu entrichten, die unter Vorwand eines Kreuzzuges wider die Ungläubigen gefordert waren, und ließ die geistlichen Fremdlinge austreiben, welchen Johannes XXII. zum Nutzen seiner Schatzkammer deutsche Pfründen verliehen hatte.

Da starb mit unversöhntem Herzen der neunzigjährige Pabst im Jahre 1334. Er hinterließ einen Schatz von achtzehn Millionen Goldgulden und sieben Millionen werthen Kostbarkeiten.

Niemand war unzufriedener, als der um den Traum von der Kaiserkrone betrogene Herzog Heinrich in Landshut. Voll herrischer Heftigkeit und stolzer Meinung von sich, hatte er früher schon Alleinherrschaft in Niederbayern gewollt und mit Otto, seinem Bruder, wie mit seinem Vetter Heinrich, dem Natternberger, viele Händel gehabt. Das ganze Land ward darüber in Verwirrung gekommen. Denn jeder von den drei Fürsten hatte sich der Vesten und Städte bemeistert, so viel er mochte und Anhang nicht immer mit den weisesten Mitteln geworben; bis der Kaiser endlich, angerufen von den beiden jüngern Fürsten, zu Regensburg den verderblichen Zank endete. Jeglicher empfing damals seinen Nutztheil; der ältere, Heinrich, oder der Vierzehnte seines Namens, zu seinem Wohnsitze Landshut, Otto Burghausen, das Stammschloß längst erloschener Grafen auf dem Felshügel an der Salzach, zu dessen Fuß die Stadt lag; der jüngere Heinrich, auch der Natternberger geheißen, Deggendorf. Wie nun aber die Theilung vollzogen werden sollte, traute keiner dem Andern, und niemand wollte die früher an sich gerissenen Schlösser dem Andern öffnen, ehe er die ihm neu zugesprochenen in Besitz hatte. Am meisten war Heinrich seines schmalen Landstrichs unvergnügt; hingegen Otto und der Natternberger hielten zusammen gegen ihn. Die Ritterschaft parteiete sich für und wider. Viele Monden lang währte die allgemeine Fehde. Mancher Ehrenmann ward erschlagen, manche Burg gebrochen, bis der Kaiser, von den jüngern Fürsten gerufen, noch einmal erschien. Aber eigensinnig oder mißtrauisch mochte Heinrich von keiner Einmischung fremder Gewalt hören. Ludwig war gezwungen, Kriegsvolk aufzubieten und ihn in Straubing belagern zu lassen. König Johann von Böheim rettete seinen Eidam auch hier durch Vermittelung noch in guter Zeit.

Was der Herzog von Landshut nicht mit den Waffen hatte ertrotzen können, ward ihm bald unerwartet durch den Tod seiner blutsverwandten Gegner gewährt. Zuerst starb sein Vetter, der jüngere Heinrich. Dieser, dem Ruhe theurer, als Herrschaft über das kleine, tief erschöpfte Gebiet war, hatte dasselbe wieder

mit dem von Landshut freiwillig vereinigt; zum Wohnsitz aber, fern von dem unruhigen Heinrich, die Burg auf Natternberg gewählt, wo er seine frühern schönen Tage genossen. Hier brach er eines Abends, da er Kurzweil trieb, im Springen das Bein, und die versäumte Wunde raubt' ihm nach wenigen Tagen in seiner Blüte das Leben.

Drittehalb Jahre nach ihm starb, kinderlos wie er, auch Herzog Otto zu Burghausen. Im Vorgefühl des Todes, und dem habsüchtigen Bruder gram, hatte er, Kraft eines letzten Willens, den Kaiser zum Pfleger sowohl seines Landes als seiner Wittwe, Frau Richarda von Jülich, gesetzt, und nach deren Abgang, zum Erben. Herzog Heinrich XIV. aber verwarf den Willen des Verstorbenen, ergriff gewaltsam Besitz von dessen Landtheil, und ward auf solche Weise Alleinherr des gesammten Niederbayerns. Der Kaiser achtete die Ruhe des Landes und die Erbschaftsrechte eines Bruders höher, als den Gewinn. Er that, was Klugheit und Großmuth forderten, und mied den Streit. Ohnehin war er in bedeutendere Händel verstrickt.

In demselben Jahre nämlich waren Kärnthen, Krain und Tirol durch den Tod ihres Fürsten dem Reiche erledigte Lehen geworden. Der letzte Herzog von Kärnthen hatte nur eine einzige Tochter hinterlassen, Margarethen, ein schönes Fräulein, die reiche Erbin all' seines Gutes. Weil ein Weib aber nicht in die Lehen des Reiches, laut Gesetzen desselben, folgen konnte, ohne kaiserlicher Majestät Einstimmung, hatt' ihr Vater schon vier Jahre vor seinem Tode bewirkt, daß er über seiner Länder Erbe nach Wohlgefallen verfügen möge. So hatt' ihm Ludwig gewährt, doch sich vorbehalten, daß, welcher zum Erben gewählt werde, seiner besondern Genehmigung bedürfe. Weil diese nie gefordert worden, erklärte der Kaiser die Lehen des Reichs offen, und ertheilte Kärnthen den Schwestersöhnen des verstorbenen Fürsten, den Herzogen zu Oesterreich; schloß auch Bündniß mit denselben zu Schutz und Trutz. Dies alles aber war gegen die Vergrößerung des Hauses Luxemburg und wider des Königs von Böheim Habsucht gerichtet, welcher seinen unmündigen Sohn Hans mit Margare-

then vermählt hatte, um das schöne Gebirgsland zu gewinnen, wie schon erzählt worden ist.

König Johann lag krank zu Paris an Wunden, die er aus einem Turnier davon getragen. Als er des Kaisers Verfügungen über die Lande in den Alpen hörte, und alle Entwürfe plötzlich zerstört sah, die er mit so großer Klugheit angelegt zu haben glaubte, ward er voll Zorns ausser sich. Er bot seine Freunde insgesammt, Polen, Ungarn, Sachsen, zum Krieg auf. Demüthigen wollt' er Habsburg, aber das Gewicht seiner ganzen Rache sollte auf Ludwig fallen. Ja er gelobte dem Pabst, diesen Menschen, der sich noch Kaiser nenne, wie er sich ausdrückte, in Jahresfrist todt oder lebendig gen Avignon zu liefern. Sobald er genesen war, verließ er Paris, um den Feldzug gegen Bayern und Oesterreich durch seine Gegenwart zu beleben. Sein Eidam, Heinrich XIV., stieß zu ihm. Sein ältester Sohn Karl, Markgraf von Mähren, drang ins Tirol zur Vertheidigung des Bruders und Margarethens, die Beide daselbst wohnten.

Der Kaiser fürchtete des Böhmen Macht und Zorn nicht. Die Feindschaft eines Wankelmüthigen ist nicht so furchtbar, als seine Freundschaft. Er ging ihm mit auserlesenen Schaaren entgegen, an der Spitze von sechs- bis siebentausend Kronhelmen; befreiete am Inn Neuburg, welches belagert worden; deckte Oesterreich, dessen Herzoge schon wankten, und zwang in Niederbayern Heinrich XIV. zum Frieden.

Der König von Böheim empfand bald, daß er im Feld nicht Alles vermöge. Darum wandt' er sein Spiel, vertrug sich mit den Fürsten zu Oesterreich; ließ ihnen Kärnthen, und behielt aus der Erbschaft allein Tirol für Margarethen, und deren Gemahl, seinen Sohn. Da sich die Hauptstreiter also verglichen, blieb dem Kaiser nichts, als das Schwerd zu senken, welches er für Bundesgenossen gezuckt, die selbst wegen ihm schuldiger Kriegskosten Schwierigkeit erhoben. Er ging mit dem Könige von Böheim Frieden ein; doch mußte Johann, was er beherrschte, nun von ihm, als des Reiches einigem Herrn und Haupt, zum Lehen nehmen, seinen prahlenden Uebermuth zum Spott. Auch Hein-

rich von Niederbayern, welcher während der Fehde ohne Schonung des Pabstes Bannbriefe hatte gegen Ludwig verkünden lassen, ward in des Kaisers Gnade wieder aufgenommen; desgleichen Regensburg. In dieser Stadt hatten die Mönche, vom Herzog ermuntert, während des Krieges gewagt, wie zu Landshut, den Kirchenbann zu verlesen. Ludwig war mit seinem Kriegsvolk gegen die ungetreue Reichsstadt gerückt, sie zu strafen.

Der Kaiser sah mit Vergnügen das Ende dieses Krieges. Lebhafter, denn je, beschäftigte ihn der Gedanke des Friedens mit der Kirche. Nach dem Tode Johannes XXII., des alten schrecklichen Widersachers, trug Benedikt XII. die dreifache Krone, ein weiser, gerechter Mann. Dieser ehrte im Stillen eben so sehr des Kaisers Klugheit, als Unschuld, und nannt' ihn wohl selber den vortrefflichsten Herrn auf Erden. Nicht also den König von Frankreich, dessen Botmäßigkeit er sich gern entzogen hätte. Er trachtete aus der französischen Unterthanenschaft nach Rom zu kommen, um dort in freier Selbstständigkeit zu walten, wie einem Haupte der gesammten Christenheit gebühre: that auch die ersten Schritte, sich dem Kaiser wieder zu nähern.

Allein Philipp von Valois, König von Frankreich, lüstern nach Italien und dem Kaiserthum, widerstrebte einer Versöhnung, die sich mit seinen Wünschen übel paarte. Er beherrschte durch die Mehrheit der Kardinäle, die französischer Herkunft war, den Willen des Pabstes. Umsonst bot Ludwig der Kirche jede Genugthuung; umsonst schmeichelte er selbst Philippen; umsonst mahnte Benedikt XII. diesen zur Freundschaft mit dem hohen Deutschen. Drei und vier Jahre gingen in eiteln Unterhandlungen verloren.

Als sieben Gesandtschaften gen Avignon fruchtlos gewesen, erkannten der Kaiser und alle Fürsten Deutschlands, daß Philipp von Valois allein Versöhnung Ludwigs und der Kirche hindere. Der öffentliche Unwille ward laut; Ludwig stark durch ihn. Es wurde zur Demüthigung Philipps mit dessen Erbfeinde, dem tapfern Eduard, König von England, ein Bündniß geschlossen; dieser an den französischen Grenzen in den

Niederlanden zum Reichsverweser ernannt; und mit deutschen Völkern zum Kriege gegen Philipp unterstützt. Dann auf offenem Reichstage trat Ludwig in vollem Kaiserschmuck vor die Versammlung der Deutschen, sprach, bewegten Herzens, doch mit Nachdruck und Würde, was er gethan, die Kirche auszusöhnen, und die vom Fluch derselben getroffenen Völker von der bangen Unruhe des Gewissens zu erlösen.

Die Versammlung, einträchtig, in edler Begeisterung, erklärte: es habe der Kaiser genug gethan; von nun an des Pabstes Bannstrahl keine Kraft mehr. Und zu Rense schworen die Herren feierlichen, ewigen Verein, des heiligen Reiches Recht zu schirmen. Wen der Kurfürsten Mehrzahl erkoren, der sey König oder Kaiser, anderer Bestätigung nicht bedürftig; denn von Gott allein stamme kaiserliche Hoheit und Gewalt. Eines Pabstes Ausschreiben im Reich, ohne der Erzbischöffe Beistimmung, sey kraftlos; und bei Erledigung des heiligen Thrones kein anderer Reichsverweser anzuerkennen, als ein Pfalzgraf am Rhein. — Das war die Majestät des Reichs, welche, sich selber rettend, mit gewaltiger Stimme sprach. Die Geistlichen, welche des Pabstes Fluch verkündet hatten, flohen vertrieben.

Nun erhob sich gegen Philipp von Frankreich der Krieg zur Unterstützung Eduards von England. Durch Philipps Entkräftung allein konnte der Pabst frei genug werden, seiner Achtung für Ludwigs Tugenden Genüge zu leisten. Ludwig selbst hatte verheißen, an der Spitze von zweitausend Helmen in den Kampf zu ziehn, sobald Eduard Hilfsgelder geben würde. Doch die Hilfsgelder blieben zurück, oder wurden zu spät oder zu kärglich geboten, als daß der Kaiser hätte von ihnen Gebrauch machen können.

Philipp, welcher bei seinen Schmeichlern der Beglückte hieß, aber selten war, fürchtete den wider ihn aufgestandenen Bund. Er unterhandelte mit Ludwig; erkannt' ihn als Kaiser an; versprach ihm seine guten Dienste beim heiligen Stuhl; alles, damit er ihn von thätigerer Unterstützung der Engländer entferne. Eduard von England, zu früh erschöpft, unterhandelte schon nach zwei Feldzügen Waffenstillstände. So gewann

Philipp von Valois durch Schlauheit, was er gewollt. Kaiser Ludwig fühlte sich gezwungen, mit Frankreich in Frieden zu treten, ohne dessen König anderes Sinnes zu machen. Die Eintracht des Reiches und der Kirche blieb nichtiger Wunsch.

Noch während dieser Begebenheiten verließ Herzog Heinrich XIV. von Niederbayern das Leben. Derselbe hatte nur einen zehnjährigen Sohn, Johannes, als Erben hinterlassen. Der Kaiser übernahm dessen Pflege, wie die Verwaltung der Niederlande, und ließ das Schuldenwesen derselben durch seinen Vizthum Heinrich den Ramsberger untersuchen und ordnen.

Folgendes Jahres aber starb nicht nur der unmündige Fürst, sondern bald nach ihm auch seine Mutter, Margarethe, des Königs Johann von Böheim Tochter. König Johann hatte noch gehofft, die junge Wittwe Kasimirn, dem Könige von Polen, zu vermählen. Der Bräutigam war auch zu ihrem Krankenbett gekommen. Als sie ihn aber sah, erschrack sie vor seiner unbekannten Tracht und Gestalt, richtete das Antlitz gegen die Wand und erblich.

Alsbald forderten die Stände des verwaiseten Landes, daß Ludwig beiderlei Bayern, nach fast hundertjähriger Trennung, wieder unter seine Herrschaft vereine. Zu Deggendorf nahm er ihre Huldigung an. Nur schüchtern mochten die österreichischen Fürsten einen grundlosen Anspruch auf Erbschaft wagen, wegen Verwandtschaft mit Elisabeth, Herzog Stephans Tochter. Denn Vertrag und Uebung im Hause Wittelsbach verschlossen die Erbfolge weiblicher Seite, so lange noch männliche, rechte Erben vorhanden waren. Schwieg doch selbst bei großen Rechten, Pfalzgraf Rudolf II. am Rhein, der Nachkomme der Ottonen, sey es aus Ehrfurcht für den erhabenen Oheim, oder aus Klugheit, welche den Glanz des beneideten Wittelsbach durch Zwiespalt nicht schwächen wollte.

Also wurden die Lande von Ober- und Niederbayern nach sechsundachtzig Jahren wieder ein eigenes Land. Und Kaiser Ludwig, eingedenk der großen innern Entkräftungen, der vielen blutigen Händel, welche aus Theilungen entsprungen waren, beschloß: Bayern soll fürbas

und ungetheilt bleiben ewiglich; möcht' es jedoch nicht ohne Gefährde geschehen, dürfe vor dem zwanzigsten Jahre nach seinem Tode nicht getheilt werden. Welcher seiner Söhne es früher begehre, sey erblos.

Diese unerwartete Verdoppelung seiner Hausmacht, das Gefühl eigener Selbstständigkeit erhöhend, verjüngte seinen Muth, den alten Kampf des Kaiserthums und der Kirche würdig zu bestehen, und den Stamm der Schyren auf lange Zeiten in Deutschland groß zu machen. Noch waren Luxemburg und Habsburg in ihrem Erbgut reicher, denn Wittelsbach. Ihnen überlegen oder gleich zu werden, wurde nun sein lebendigstes Verlangen. Da mag auch der Gedanke in ihm aufgestiegen sein, zu Schwaben wieder ein Herzogthum herzustellen, wie dort vor Zeiten lange geblühet. Viele Städt' und Herrschaften, einst der Hohenstaufen Gebiet, nun des Reiches, schienen die Ausführung eines Kaisertraums zu erleichtern, den vor ihm auch Rudolf von Habsburg schon genossen. Er begann damit, den jungen Herzog Stephan, seinen Sohn aus erster Ehe mit Beatrix von Glogau, als Reichsvogt und Herzog in Schwaben, nach Ravensburg zu setzen, daselbst des Kaisers und Reiches Recht zu verwalten.

Das Glück bot ihm aber bald schnellern und wichtigern Zuwachs an.

Es lebte nämlich zu dieser Zeit Markgraf Hans, der böhmische Königssohn, mit Frau Margarethen von Tirol, seiner schönen Hauswirthin, in eheligem Unfrieden. Als er die Gemahlin mißhandelte, und gleich einer Gefangenen hielt, erbarmten sich die getreuen Tiroler gern ihrer Fürstin. Eines Tages von der Jagd heimkehrend, fand er die Burg für sich verschlossen. Er mußt' aus dem unsichern Lande nach Böheim entweichen. Nun flehte die Fürstin den Kaiser um Schutz an. Dessen Sohn, Markgraf Ludwig von Brandenburg, in der Fülle des Lebens Wittwer, schien ihr würdiger, ihre Hand und Tirol zu besitzen.

Dies Gebirgsland im Innern der Alpen, das Thor Italiens, Bajoariens uraltes Eigenthum, wieder an Wittelsbach zu bringen, däuchte den Kaiser ein hoher Gewinn. In den Zeiten der Reichsschwäche und des Faust-

rechts war es verloren gegangen. Seitdem wohnten nun dort auf Reichslehen oder Aloden in großer Freiheit vielerlei Grafen und Herren; die Bischöfe von Trient und Brixen hatten neben ihnen weitläufige Gebiete und Rechte. Am mächtigsten waren, seit dem Verderben der alten Meraner, die Grafen von Tirol, nach ihnen durch Erbschaft die Grafen von Görtz geworden, deren Enkelin Margarethe war.

Nur aus kindlichem Gehorsam, doch voll Widerwillens trat der Markgraf von Brandenburg in die Wünsche seines Vaters ein. Allein die Hoffnung fehlte, daß der Pabst, zu Gunsten eines im Kirchenbann schmachtenden Hauses, Margarethens erste Ehe auflösen oder eine zweite genehmigen sollte, in welcher Blutsverwandte verbunden werden sollten. Da entschied Ludwig in kaiserlicher Machtvollkommenheit. Nun einmal in offener Entzweiung mit dem heiligen Stuhl, schonte er weder dessen Vorrechte, noch der durch Jahrhunderte ehrwürdig gewordenen Uebungen und Vorurtheile. Er selbst sprach, als höchster Richter, die Ehescheidung aus, und erklärte feierlich, daß die Verwandtschaft des Markgrafen von Brandenburg mit Margarethen, Herzogin von Kärnthen, Gräfin von Tirol, kein Hinderniß ihrer Vermählung sey. Denn wäre Ehe solcher Verwandten göttliches Verbot, würde auch kein Pabst dasselbe, wie doch bisher immer geschehen, aufheben können.

Auf dem Schlosse Tirol ward die Hochzeit mit vieler Pracht vollzogen, in Anwesenheit hoher Geistlichen und zahlreichen Adels von Deutsch- und Welschland. Aus des Vaters kaiserlicher Hand empfing Markgraf Ludwig von Brandenburg das Land zum Lehen, dem jener die altherkommlichen Freiheiten und Rechtsame bestätigte. Schon blühten hier vom mehrhundertjährigen Fleiße der Anbauer alle Thäler hoch an den Bergen hinauf. Droben sind diese noch mit Waldungen und Wiesen bis zu dem ewigen Schnee der Ferner bekleidet, wo Steinbock, Gems und Murmelthier in der Nachbarschaft des Aars wohnen. Salz und Erze, edler und unedler Gattung, wurden aus den Gebirgen hervorgegraben; in den mittägigen Thälern die süßesten

Weine gezogen. Längs den zahlreichen Strömen und Bachen lagen viel Märkte, Dörfer und Weiler. Schon hatte sich Innsbruck, noch im zehnten Jahrhundert ein geringes Dörflein zu St. Jakob in der Aue, am Fuße des Höttigerberges, im zwölften Jahrhundert ein Marktflecken, auf der schönen Ebene am Innufer städtisch ausgebreitet. Der Grund der Stadt stand dem uralten Kloster Wiltin zu; so wie die meisten Einkünfte des Landes frommen Stiftungen oder dem Adel gehörten, dessen Burgen an den Felsenhalden der Thäler umherhingen. Daher klagte Markgraf Ludwig seinem Vater bald: er habe ihm ein berühmtes, doch karges Land gegeben.

Dem Kaiser jedoch, der immer noch nicht Italiens vergessen hatte, war weniger der Ertrag dieser Grafschaft, als ihre Lage an Welschlands Schwellen, ihre Umgrenzung Oesterreichs, ihre natürliche Festigkeit und ihres Volkes Tapferkeit wichtig. Er freute sich der großen Erwerbung und behauptete sie unverzagten Sinnes, obwohl durch sie, und die Art, wie er sie gewonnen, der größere Theil von Deutschlands Fürsten, Priestern und Völkerschaften erschreckt oder erbittert worden war. Denn daß ein Kaiser aus weltlicher Macht Ehen trennen konnte, Blutsverwandte vermählte, den Rechtsamen der Kirche, dem Glauben des Volks und vielhundertjähriger Gewohnheit Trotz bot, erschütterte Vertrauen und Neigung der Menge. Was die Klösterlinge bisher vergebens wider Ludwig gelästert, empfing den Schein der Glaubwürdigkeit beim Volk. Die Fürsten argwohnten, den Kaiser plage Ländergeiz. Markgraf Hans schrie heftig über Unrecht und Gewaltthat; nicht minder dessen Bruder, Karl, Markgraf von Mähren, der Ländergierige; am lautesten beider Vater, König Johann von Böheim, den Vergrößerungssucht verzehrte. Denn wer sich gern Alles erlaubt, gestattet Andern selbst das Erlaubte ungern. Mit ihnen Allen verband sich auch Herzog Albrecht von Oesterreich, der nun für Kärnthens Besitz zitterte, da die Herren von Tirol herkömmlich auch den Namen kärnthische Herzoge trugen.

Dies alles gab dem Grimm des päbstlichen Hofes neue Kraft wider den Mann, der, wie keiner vor ihm,

die Majestät des heiligen Stuhls in Gefahr gebracht, und unter allen Bannstrahlen der Kirche unversehrte Hoheit behauptet hatte. In demselben Jahr, da Tirol an Wittelsbach kam, war Benedikt XII. gestorben, und Clemens VI. an seine Stelle getreten, ein Fürst von großen Gaben; im Hause wollüstig, auf dem Throne kühn und herrisch. Den Luxenburgern hold, in deren Kreise er angenehme Tage als Lehrer Markgrafen Karls von Mähren genossen, hatt' er ihren Haß gegen Ludwig den Bayer eingesogen. Nun an der Spitze von dessen Feinden, und der christlichen Kirche, schienen Kampf und Sieg leichtes Werk. Er schleuderte bald, gleichgültig gegen des Kaisers Friedensboten, seinen schwersten Bann wider ihn, und erklärte laut vor dem ganzen Welttheil, nie wolle die Kirche den Bayer gnadenvoll in ihren Mutterschoos aufnehmen, würd' er nicht reuig, mit abgelegten Würden und Kronen, binnen drei Monden als Büßer in Avignon erscheinen, sein wohlverdientes Strafurtheil anzuhören. Der Kaiser erwiederte: So lang' ich athme, geschieht das nicht! — Auch erfuhr Clemens bald, daß ihm sein Gegner gewachsen sey, den er früh verachtete. England war damals zu neuen Angriffen gegen Frankreich bereit. Eine einzige drohende Sendung Ludwigs an König Philipp in Paris war genug, diesen zu erschrecken, und durch ihn den abhängigen Hof von Avignon, wo nicht zur Versöhnung, doch zur Anknüpfung dienstfreundlicher Unterhandlungen zu nöthigen.

Sey es aus eigenem Bedürfnisse frommen Gemüthes, sey es, den Völkern den lang erseufzten Frieden mit der Kirche zu gewähren: gern war Ludwig bereit, jede Genugthuung als Mensch darzubringen. Selbst des kaiserlichen Namens wollt' er sich entschlagen, bis er die Krönung, nach der alten Weise, vom heiligen Vater selber empfangen haben würde. Aber widerrufen, was er als Oberhaupt des Reiches in weltlichen Dingen verfügt, des Reiches Ehren und Würden einem Papste opfern, und ihm zu Füßen die königliche Krone legen, die er durch freie Wahl deutscher Fürsten empfangen; Tirol feig an Luxemburg ausliefern und andere seiner Hoheit ungeziemende Demüthigung dulden: dies wollt'

und konnt' er nicht. Selbst die Fürsten des heiligen Reiches, mocht' ihre Mehrzahl im Herzen auch wider ihn seyn; die Entehrung der Reichsherrlichkeit mochten sie nie gestatten.

So, der Umstände immer Meister, behauptete Kaiser Ludwig seine unverletzte Größe, glücklicher und würdiger, als weiland in ähnlichen Kämpfen seine Vorfahren Heinrich IV. oder Friedrich der Rothbart. Auch wenn der Augenblick forderte, fand ihn keiner saumselig in Waffen. Als in Deutschland ein Geschrei ging, es habe der Pabst fünf Kurfürsten gewonnen, die mit vereinter Heeresstärke zu Frankfurt die Krone des Reichs von Ludwigs Haupt nehmen würden: erschien der Kaiser plötzlich, von seinen vier Söhnen, von dreitausend Kronhelmen umringt, an der Spitze von zwanzigtausend Mann, und gebot Ehrfurcht. Zur rechten Stund' ein unerschrockenes Herz, spart Schlachten und bringt doch Siege. Alle Städte waffneten für ihn. König Johann von Böheim dräuete ein Jahr später, für Luxemburgs Glanz das Schwerd noch einmal zu zucken; ein Wink Ludwigs genügte, Böheim von allen Seiten mit Feinden zu umringen. Brandenburger, Polen, Oesterreicher, griffen mit dem Kaiser gleichzeitig den König an, der nach kurzem Feldzuge Frieden bat, und gegen mäßige Entschädigung auf den Besitz Tirols verzichtete.

Mit der Fürsten mißgünstiger Eifersucht schien sich die Gunst des Glücks für Ludwig den Bayer zu mehren. In demselben Jahr, da Johann von Böheim gedemüthigt ward, kam Wilhelm, Graf von Holland, Seeland, Friesland, und Hennegau, im Kampf gegen die empörten Friesen ums Leben. Seine Schwester Margarethe war des Kaisers Gemahlin, und durch Recht der Erstgeburt wie der Niederlande Willen Erbin. Ihr und ihren Kindern verlieh der Gemahl das uralte Reichslehn. Dann begab sie sich selbst dahin, Huldigung einzunehmen. Ihrem Sohn Wilhelm aber übertrug sie das große Erbe zu verwalten.

Es hatten vor Zeiten in jenen Niederungen deutschen Landes, wo sich die Ströme des Rheins, der Maas, Schelde, Weser und andere Flüsse in die Nordsee aus-

münden, mancherlei wilde, tapfere Völkerschaften gewohnt. Sie sind Bataver geheißen und nie gänzlich vom alten weltbezwingerischen Rom unterjocht worden. Als dieses selbst die Freiheit verlor, haben sich die schon Unterjochten schnell hervorgethan; die Friesen zuerst, furchtbare Bogenschützen, an den nördlichsten Gestaden, welche mit gleicher Kraft ihren Boden gegen Meeresfluthen, wie gegen fremde Unterdrücker vertheidigten. Nach diesem ist viel vom Streiten der Niederländer gegen Kaiser Karl I. gehört worden, welcher die Hälfte ihres Volks vertilgen mußte, um die andere Hälfte zu zähmen, und zum Glauben zu bekehren. Dazu setzte er mächtige Grafen in das Land, und den Bischoff von Utrecht mit großer Gewalt. Doch Bischöff' und Grafen wurden oft wieder verjagt, oder erschlagen. Denn das Volk schätzte, höher als Gut und Leben, die Freiheit, ohne welche der vaterländische Moorgrund, dem Meere mühsam abgerungen, zuweilen niedriger als dieses, unwerth war, bewohnt zu seyn. Was zur Nothdurft oder Verschönerung des Lebens gehört, und der Boden versagte, mußte Fleiß erringen. Noth war hier, wie immer, die Erzieherin des Menschengeschlechts, und Gefahr machte es erfinderisch und kühn. Darum glichen die Leute der Niederlande, in Kraft und Muth und Liebe der Freiheit, den gebirgischen Völkern, so lange sie ihnen in Armuth und Einfalt der Sitten gleich blieben. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sah man die holländischen Städte mit großen Rechtsamen aufblühend; die Grafen, zwar Kaiser und Reich untergeben, doch erblich in ihren Würden; die Ufer des Meers und der Flüsse vom Gewerbsfleiß und Handel mit kleinen Fahrzeugen belebt.

Als im zwölfhundert und neunundneunzigsten Jahr das alte Geschlecht der Grafen von Holland und Seeland ausgestorben, hatte Johann von Hennegau, den die Holländer begehrten, diese Lande vom Reiche zum Lehen empfangen. Sein Enkel, Graf Wilhelm, der die Friesen zum Gehorsam treiben wollte, ward von ihnen überfallen und erschlagen. So kam durch seinen Tod das deutsche Niederland an Margarethen, Ludwigs Gemahlin, und durch sie an die Kinder des Hauses Wittelsbach.

Auch in Bayern hatte Kaiser Ludwig durch mancherlei Erbschaft und Kauf das Stammgut der Schyren vermehrt; wie nach dem Erlöschen der Grafen von Lechgemünd und Graisbach, der Grafen von Leonsberg und Schaumberg, derer von Eschenloh und Weilheim, Pfaffenhausen, Ostenloh, Belau und anderer in Niederbayern mit ihren Ländereien, Herrschaften und Rechten.

So grünte der Stamm der Schyren zwischen den Ungewittern der Zeit. Seine Zweige schirmten das Alpengebirge wie die Niederlande, die Fruchtgefilde der Donau, wie die Ufer der Elbe und Oder. Ohnmächtig sah die Eifersucht deutscher Fürsten Ludwigs Größe. Seine Weisheit zähmte sie alle. Die ersten Mächte des Welttheils hielten mit Liebe oder Furcht zu ihm. Nur eins noch blieb ihm zu vollenden übrig — nie hatt' er es vergessen! — die Wiedervereinigung Italiens zum heiligen Reiche.

Als aber König Robert von Neapel, des Pabstes mächtigster Schirm in den welschen Gegenden, in diesen Tagen gestorben war, erwachte noch einmal in des betagten Kaisers Brust die Sehnsucht, jene schöne Halbinsel wieder zu gewinnen, und dort, vielleicht auf immer, der Päbste Hoheit zu brechen. Dazu rief ihn die Rache des Königs Ludwig von Ungarn auf, dessen Bruder von Johannen, Roberts von Neapel Enkelin, ermordet worden; dazu bot Sizilien Beistand, voll Hasses gegen das Haus Anjou; dafür regte sich wieder mit verjüngtem Grimme die lang' unterdrückte Kraft aller Gibelingen vom Fuß der Alpen bis Kalabrien.

Pabst Clemens zu Avignon, von des Kaisers Absichten belehrt, selbst gelüstend nach seinem Vasallenlande Neapel; in Verzweiflung, wenn Ludwig, dem er Vernichtung geschworen, unter allen Bannstrahlen der Kirche höher und ruhmreicher würde, forderte in verzweifelndem Zorne die Mächte der Erde und des Himmels auf, das Glück des Bayern zu zertrümmern. — Er verkündete der gesammten Christenheit mit seinem Fluche das ewige Verdammungsurtheil des Kaisers. „Wir flehen", sprach er, „im Staube flehen wir zur Allmacht Gottes, diesen Sünder, zu Boden geschmettert, den Händen seiner Verfolger zu überantworten.

Verflucht sey sein Ein- und Ausgang! Die Hand des Unendlichen schlag' ihn mit Wahnwitz, Blindheit, Raserei! unter ihm spalte sich der Boden! Es verschwinde sein Geschlecht und sein Name von der Oberfläche des Erdbodens! Mit eigenen Augen seh' er das Verderben seiner Kinder!"

Dann forderte er die Fürsten auf, dem verwaiseten Reich einen neuen König zu wählen, an Ludwigs Statt. Alles Volk entband er des Eides und Gehorsams gegen den Feind Gottes. Seine Boten und Briefe durchflogen das deutsche Land. Viele Fürsten wankten, manche aus Ehrfurcht für den heiligen Stuhl, mehrere noch aus Eifersucht gegen Wittelsbach. Und weil der alte Erzbischoff von Mainz, Heinrich von Virneburg, treu an Kaiser und Reich, verweigerte, die Kurfürsten zur Gegenkönigswahl zu versammeln, entsetzt' ihn Clemens, als des geistlichen Amts unwürdig, und ernannte einen kaum zwanzigjährigen Jüngling, Grafen Gerlach von Nassau, an seine Statt. Dieser, wiewohl er durch Waffengewalt nur Meister eines geringen Theiles vom Erzstift ward, rief doch die dem Pabste geneigten Herren gen Rense; alle geistlichen Kurfürsten, und die beiden von Böheim und Sachsen. Sie wählten Markgrafen Karl von Mähren, den Sohn König Johannes, den Zögling des heiligen Vaters. Sachsen stimmte für ihn um zweitausend, Köln um achttausend Mark Silbers.

Das Alles begab sich in Geheimniß und großer Eil, während Kaiser Ludwig, in Berathung mit dem Könige von Ungarn und den lombardischen Häuptern wegen des Feldzugs nach Italien, zu Trient weilte. Hier von der Wahl des Gegenkönigs belehrt, brach er schnell auf nach Deutschland, Ordnung zu stiften. Mit raschen und geübten Kriegshaufen kam er nach Frankfurt. Aber der Pfaffenkönig war furchtsam entflohen; jeder der Wahlfürsten heimgeeilt. Jenem schloßen die Städte des Reichs die Pforten; die Bürger von Lüttich zerbrachen ihm das Reichsbanner; Margaretha verschloß ihm die Niederlande. Als Flüchtling zog er, von wenigem Kriegsvolk begleitet, nach Frankreich, wo König Philipp gegen Kaiser Ludwigs Schwager, Eduar-

den von England, unglücklich stritt. Auch König Johann von Böheim war hier und fand am blutigen Tage bei Cressy seinen Tod. Denn obschon blind, wollt' er im Kampfe nicht fehlen: ließ seinen Gaul zwischen die Rosse zweier Deutschen binden, und sich so in das Getümmel führen.

Ludwig versammelte inzwischen die Fürsten und Stände des Reichs zu Speyer. Nicht eine einzige deutsche Stadt sprach für Karl. Seine Erwählung ward ungültig erklärt, mochte sie auch der Pabst feierlich bestätigen, und der Erzbischoff von Cöln ihn zu Bonn krönen. Mehr einem Abenteurer, als einem Könige gleich, kam der Sohn Johanns von Böheim auf weiten Umwegen nach Prag zurück, das väterliche Erbe in Besitz zu nehmen. Ludwig aber, unangefochtener Alleinherr, von der Ehrfurcht der Deutschen umgeben, setzte zu München seine Unterhandlungen wegen des Feldzugs nach Italien fort.

Da Clemens nun zerrissen sah, wovon er das Meiste gehofft, versucht' er noch Aufruhr, wie in Deutschland, so in Welschland; dort stiftete er den schwäbischen Adel auf, hier versöhnt' er sich mit allen seinen Gegnern. Mit ungeheüern Kosten ließ er Kriegsvolk in der Lombardei werben; dann bot er Karln auf, an der Spitze dieser Söldner Tirol, den Schlüssel Italiens, zu erobern durch plötzlichen Ueberfall. Wohlfeiles Kaufs schien die Beute. Denn Markgraf Ludwig unterhandelte im fernen Norden mit dem Könige von Polen und den deutschen Rittern in Preußen wegen Sicherheit seiner brandenburgischen Mark.

Unköniglich, verkleidet als Kauffahrer, von wenigen Leibdienern begleitet, schlich Karl über die Berge nach Welschland. Von hier aus griff er mit dem Haufen lombardischer Miethlinge Tirol an, und drang in das schlechtbesetzte Vinstgau herauf. Zu gleicher Zeit sollte ein böhmisches Heer von zweitausend Helmen das wehrlose Niederbayern überfallen, und der ganze Adel Schwabens empörerisch aufstehen. Dieser Anschlag, bedächtig erfunden, rasch und kühn vollstreckt, schien Wittelsbachs Größe mit einem Streich zertrümmern zu müssen.

Noch war im kaiserlichen Greise Jugendkraft. Die Gefahr fand ihn nie erschrocken. Seine Heere standen fertig. Im Gebirge vertheidigte sich Gräfin Margarethe voll männlichen Muthes hinter den Mauern des Schlosses Tirol. Bald kam ihr Gemahl, der Markgraf aus Brandenburg. Er vertrieb die welschen Banden. Karl rettete sich mit großem Glück nach Böheim, wenn Fluch und Schmach Glück zu heißen sind. — Im Nordgau streifte mit unmenschlichen Gräueln sein böhmisches Heer; doch nur eine einzige Burg ward von ihm erobert, und nur durch Verrath. Des Kaisers Kriegsvolk, die Bayerschaaren, rannten stark und siegreich wider den Feind. — Achtzehn mächtige Grafen in Schwaben hatten für Karl zusammengeschworen, und die wilde Sitte des Faustrechts erneut. Allein Herzog Stephan, der kaiserliche Sohn und Reichsvogt zu Ravensburg, stark durch den Beistand der getreuen Städte, strafte sie furchtbar. Mit einem Heere von dreißigtausend Mann berannte er ihre Burgen; nahm deren mehrere; zerschlug ihr Bündniß; zwang alle zu neuer Unterwürfigkeit.

So vereitelte ein Sommerfeldzug von wenigen Monden die Berechnungen des schlauen Gegenkönigs, die Anstrengungen des erbitterten Pabstes. Ludwigs Macht und Thron, seit mehr denn dreißig Jahren tief gegründet in Ehrfurcht und Zuversicht deutscher Städte und Fürsten, blieb unerschüttert durch Muth, Gerechtigkeit und Glück.

Karls Verwegenheit nun im Schoose von dessen Erblande, und des Pabstes Gewaltsamkeiten durch einen Zug in Italien zu strafen, hatte für den Kaiser großen Reiz. Gestärkt, nicht ermüdet, vom lebenslangen Kampf mit dem Schicksale, fühlte er keine Last der Jahre. Ihn erquickte in allerlei Unfällen fröhlicher Muth, reines Gewissen, Vertrauen zu Gott. Er lebte zu München ein thätiges, kaiserliches Leben; die Gedanken und Werke der Könige prüfend; Hohe und Niedere, Jeglichen nach Bedürfniß, lohnend oder schreckend; von den Gestaden der nordischen Meere bis zum Garigliano das Getümmel der Völker überschauend. Der Nebenlande seines Hauses pflegte er mit zärtlichem Vatersinn. Immer hatte er Herren von Flandern und Niederlande mit

sich; Tirol besuchte er oft; der Mark Brandenburg wandte er allein die reichen Steuern zu, die ihm jährlich des deutschen Nordens größte Stadt, der Hansa Haupt, Lübeck, zahlte. Sicherheit und Recht handhabte er weit umher im Reich. Fürstenzwist entschied sein Hofgericht. Zum Landfrieden, des Rheinbundes edeln Zweck, ließ er Schwaben, Franken, Bayern schwören; dafür überall besondere Richter setzen. So verherrlichte er eine Krone, die er nie geliebt. Und unter dem Drange kaiserlicher Sorgen blieb ihm dennoch Bayern das theuerste Gut. Hier als Fürst, Gesetzgeber, Richter, Vater, ward er zeitgenössischen Herrschern ein Vorbild. Ausgestoßen von der Kirche blieb er ihr frömmster Pfleger. Immer in Kriegen wehrte er derselben Gräuel von seinem Volke ab. Ein Vierteljahrhundert lang betrat kein feindlicher Fuß die altbayerische Erde. Der Adel lernte die Macht des Gesetzes. Es schloßen sich in allen Städten die Blüthen des Fleißes und des Handels freudiglich auf. Der Landmann hatte seinen Fürsprecher auf dem Throne. Immer stand diesem der Weiseste, Tapferste und Gerechteste am nächsten. Dort fand die Bosheit ihren Rächer, das Gemeinnützige seine Belohnung.

Im Herbste desselben Jahres, da König Karl von Böheim gedemüthigt worden war, lebte Kaiser Ludwig nach seiner Gewohnheit zu München. Bei ihm wohnte zum freundlichen Besuch die Burggräfin von Nürnberg, deren heitere Gesellschaft er gern genoß. Auch Johanna, Herzog Albrechts von Oesterreich Gemahlin, war auf einer Heimreise aus Schwaben zu ihm gekommen.

Eines Tages beim fröhlichen Gastmahl — es liebte Ludwig, obgleich mäßig im Genuß des Weins, die Freuden des Tisches — überfielen ihn Schmerzen der Eingeweide. Sie zu mildern durch Bewegung, bestieg er das Roß und ritt hinaus zur Bärenjagd, die ihn oft ergötzte. Als er in der Gegend des Klosters Fürstenfeld über einen Anger trabte, sah man ihn plötzlich auf seinem Rosse schwanken, und von demselben niedersinken. Erschrocken eilten die Landleute aus der Nähe um den erlauchten Greis zusammen. Das Gefolge stürzte herbei. Mit brechendem Auge starrte der ster-

bende Kaiser zum Himmel: „Vergib, Allmächtiger, was ich gesündigt!“ stammelte er: „Ich habe viel gefehlt; doch Treue Dir gehalten in Herz und Glauben!“ Und es wich der edle Geist von seinem Leichnam. Es war am eilften Weinmonds des dreizehnhundert siebenundvierzigsten Jahres, im dreiunddreißigsten seiner Beherrschung des Reichs. Zum Gedächtniß dieser Begebenheit wird der Anger noch in diesen Tagen die Kaiserwiese geheißen.

In der Kirche unserer lieben Frauen zu München, neben dem Leichnam Beatricens von Glogau, empfing die Asche des erlauchten Todten ihre Ruhestatt. Dort wird noch heute in Erz und Marmor ein Denkmal bewundert, welches ihm die Hand eines seiner spätern Enkel weihete.*)

So endete der Schyre. Er war zu groß und gut, als Mensch, um größer noch als Fürst zu seyn. Dennoch kam von allen Herrschern seiner Zeit ihm keiner gleich an Adel und Stärke des Gemüthes. Zu helles Geistes für der Zeiten Finsterniß, zu frommes Sinnes für die Ruchlosigkeit seines Jahrhunderts, ward ihm das beneidenswürdige Unglück aller hohen Seelen, vom eigenen Zeitalter verkannt zu werden. Noch in die stille Gruft folgte ihm der Päbste thörichter Zorn; der Geistlichen Groll. Aber Ludwig der Bayer war es gewesen, der zuerst den Grundstein päbstlicher Allgewalt gebrochen hatte, die nun unaufhaltsam im Laufe der Jahrhunderte zusammenstürzte.

Kaiser Maximilian I.

Im rüstigen Mannesalter, vierunddreissig Jahre alt, übernahm Maximilian die Reichsregierung, nachdem er gegen acht Jahre als römischer König an den wichtigsten Verhandlungen Theil genommen. Fast in Allem das Gegenbild seines Vaters, Friedrich III., gibt

---

*) Kurfürst Maximilian I. im J. 1622.

er den Geschäften einen raschern Schwung. Sein hoher, ritterlicher Sinn, der kühne, helle Blick, die Gestalt, die Gesichtsbildung erinnern an den Ahnherrn Rudolf I. Durch Leutseligkeit und heitere Scherzreden gewann er wie jener die Liebe aller Stände. An Feinheit der Sitten ist er weiter voraus als sein Zeitalter vor jenem. Den burgundisch-französischen Krieg nahm er mit demselben Jugendungestüm auf wie Rudolf die habsburgischen Stammfehden. Die Erfahrungen nützte er wie dieser im reifern Alter, doch blieb immer seine rege Einbildungskraft vorherrschend. So wenig man sich in der Kindheit von ihm versprach, da er im fünften Jahre erst deutlich reden lernte, dann bei Meister Engelbrecht an der Grammatik erlag, so gewaltig entwickelte sich hernach, unter besseren Lehrern, in ihm eine Wißbegierde, die Alles zu umfassen brannte. Er sprach das Lateinische, Französische und Italienische mit Fertigkeit. Sein Vater ließ ihn in den sieben freien Künsten, in der Theologie und Politik, in der schwarzen Kunst und in der Arzneikunde unterrichten, und wiewohl er diese Laufbahn bald verließ, so behielt er doch eine ungemeine Liebe zu den Wissenschaften, und beschäftigte sich im Umgange mit Gelehrten mit der Erdbeschreibung und Geschichte, mit Malerei, Baukunst, Musik und mit der Bergkunde. Im Kriegswesen machte er Erfindungen wie Rudolf I., er legte selbst Hand an als Harnischmacher und Geschützmeister. Nichts unversucht lassend, gab er seinem Körper eine ausserordentliche Gewandtheit und Stärke. In unzähligen Gefahren auf der Jagd und im Krieg, zu Wasser und zu Lande, kam er als Wagbals durch Muth und Geistesgegenwart immer glücklich durch. In Tirol war er der verwegenste und glücklichste Gemsenjäger; im Roßlauf gewann er schon im funfzehnten Jahre zu Straßburg den zweiten Preis mit einer Armbrust, da er auf der Reise zu Karl dem Kühnen war; auf seinem ersten kaiserlichen Reichstage warf er im Turnier den französischen Ritter Claudius von Batre, mit dem es Keiner aufzunehmen wagte. Seinen Hof könnte man den letzten Nachklang von der Zeit der Tafelrunde nennen. Im Reichsrathe wählte er die verständigsten und thätigsten Fürsten und Städtebotschafter aus, und trat mit ihnen in Freundschaft.

Mit so großer und vielfacher Unternehmungslust ist nicht leicht ein Kaiser dieser spätern Zeit aufgetreten.

Während K. Friedrich III. Leichenfeier machten die Türken einen Streifzug bis Laibach. Es war aber nur eine vorübergehende Störung, denn sie gingen bald wieder mit ihrer Beute zurück. Maximilian verfolgte sie bis Croatien; bei Madrutz wurden die Ungarn von ihnen geschlagen. Maximilians erster Gedanke war, in den Erblanden und im Reiche sich so bald als möglich freie Hände zu machen, um mit desto größerem Nachdruck in Italien und gegen die Türken zu Feld ziehen zu können. Aber die Verhältnisse im Reiche waren von der Art, daß er bald, was er nur als Mittel betrachten wollte, zum Hauptzwecke wenigstens seiner ersten Regierungszeit machen mußte.

Nachdem Maximilian seine Vermählung mit Blanca Maria *) zu Innsbruck unter großem Gepränge vollzogen, ging er in die Niederlande, um den Grafen Karl von Egmont, der die Ansprüche auf Geldern erneuerte, zu beseitigen, dann die niederländische Regierung an seinen indessen mündig gewordenen Sohn Philipp **) abzutreten. Ueber diesen Anordnungen konnte er seinen ersten Reichstag erst auf das nächste Jahr ausschreiben; er wählte aber dazu nicht Nürnberg, nach der goldenen Bulle, sondern Worms, weil diese Stadt unter den vorwaltenden Umständen die gelegenste schien.

Indessen trugen sich in Italien solche Veränderungen zu, bei welchen Maximilian nicht ohne thätige Theilnahme bleiben konnte. Für's erste hatte er dem Ludwig Sforza bei der Verlobung mit seiner Nichte die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand zugesagt, das dieser einstweilen für seinen Neffen, Johann Galeazzo, der Blanca Bruder, den er als blödsinnig ausgab, verwaltete. Maximilian nahm keinen Anstand diesen seinen Schwager auszuschließen, theils weil dessen Vater wider Willen K. Friedrichs III. sich des Herzogthums

*) Tochter des verstorbenen Herzogs zu Mailand, Galeazzo Maria Sforza.

**) Aus erster Ehe mit Maria, Tochter Karl des Kühnen von Burgund, die im J. 1482. gestorben war.

angemaßt, theils weil Ludwig Sforza sich das Verdienst gab, durch Anerkennung der Lehensherrlichkeit das Herzogthum bei dem Reiche zu erhalten. Ludwig Sforza hatte aber keine geringere Absicht, als unter den italienischen Staaten, welche vergeblich einander im Gleichgewichte zu erhalten strebten, durch auswärtigen Beistand sich eine entscheidende Macht zu geben. Kaum vor den Verhandlungen mit Maximilian hatte er mit K. Karl VIII. von Frankreich ein Bündniß gegen K. Ferdinand von Aragonien-Neapel geschlossen. Pabst Alexander VI. trat dagegen nebst den Florentinern mit dessen Sohn und Nachfolger, Alphons II., in Verbindung. Ludwig Sforza aber, indem er mit dem Könige und mit dem Kaiser zwei besondere Bündnisse schloß, hoffte an Jedem gegen den Andern einen Stützpunkt zu haben.

Der dreiundzwanzigjährige Karl brach mit einem nicht sehr großen, aber gut ausgerüsteten Heere, wie man lange Zeit keines in Italien gesehen, über die Alpen, und ob er gleich weder Geld noch Kriegserfahrung besaß, so ging doch der Feldzug so glücklich von Statten, daß er fast ohne Schwerdstreich, wie im Triumph zu Florenz, zu Rom, zu Neapel seinen Einzug hielt. Pabst Alexander VI. sagte: die Franzosen sind mit hölzernen Sporen und wie Fourierschützen mit der Kreide in der Hand nach Neapel gekommen, um ihre Quartiere an die Hausthüren anzuschreiben. Diese Eroberung ging nun weit über die Absichten Ludwigs Sforza; er fürchtete für sein eigenes Herzogthum. Karl begnügte sich nicht, die Ansprüche des jüngern Hauses Anjou auf Neapel geltend gemacht zu haben: in Rom übte er Hoheitsrechte; in Neapel führte er kaiserliche Insignien, sey es nun, weil ihm Andreas Paläologus, Vetter des letzten griechischen Kaisers, seine Rechte abgetreten, oder weil er die abendländische Kaiserwürde im Sinn hatte. Also betrieb nun Ludwig ein Gegenbündniß mit Spanien, Rom, Venedig, und foderte seinen Lehnsherrn, den Kaiser zum Beitritt auf, um den König von Frankreich wieder aus Italien zu vertreiben.

Während dieses Bündniß eingeleitet wurde, eröffnete Maximilian die Reichstagsverhandlungen zu Worms.

Sein Plan war rasch entworfen dieser: die Fürsten und Stände sollten mit so gut gerüstetem Gefolge erscheinen, daß er gleich nach vierzehn Tagen den Römerzug antreten und noch denselben Sommer den Türkenkrieg aufnehmen könnte. Er fand jedoch bald, daß er sich gewaltig verrechnet hatte. Ausserdem daß er seine eigene Ankunft verspätet, zogen sich die Verhandlungen in eine unabsehbare Länge und Breite. Je dringendere Auffoderungen von den italienischen Verbündeten kamen, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten, besonders bei den kleinern Reichsständen. Die Kurfürsten und Fürsten zeigten sich zwar nicht abgeneigt gegen Maximilians Antrag: daß gegen die Türken, als Feinde der Christenheit, und gegen Frankreich, als Feind des römischen Reichs, nicht nur eine eilende, sondern eine beständige Hülfe auf 10 bis 12 Jahre nöthig sey, oder so viel Geld, um ein stehendes Reichsheer zu unterhalten. Aber die Städte, welche später kamen, weil sie sich indessen besonders berathen hatten, und erst volle Gewalt einholen mußten, entgegneten: es könne Nichts beschlossen werden, bevor den Beschwerden einer jeden Stadt abgeholfen wäre, und warnten zugleich, man möchte sich nicht zu ewigem Tribut noch Servitut verleiten lassen. Bei den sämmtlichen Ständen aber war derselbe Nachhall, den man auf den bisherigen Reichstagen immer gehört hatte: auswärtige Hülfe könne nicht eher geleistet werden, bevor im Innern die drei Stücke, Friede, Recht und Ordnung, hergestellt wären.

Wenn Maximilian neue Botschaften aus Italien vorlegte, versicherten dagegen die französischen Gesandten bei dem Reichstage: ihr König wolle weder gegen den heiligen Vater noch römischen König noch wider das Reich und die deutsche Nation handeln. Die Stände hierdurch treuherzig gemacht, beschlossen eine besondere Gesandtschaft nach Frankreich abgehen zu lassen. Maximilian ließ sich aber nicht irren. „Die Franzosen,“ sagte er, „singen höher denn genotirt ist; sie lesen anders denn geschrieben ist; sie reden anders denn ihnen im Herzen ist.“ — „O liebe Herren!“ so sprach der Erzkanzler zu denen, welche noch zögern wollten, „es gehet gar langsam zu; es ist wenig Fleiß

und Ernst in den Ständen des Reichs vom Obern bis zum Untern und billig zum Erbarmen. Es ist aber zu besorgen, wo man sich nicht anders denn bisher in die Sachen schicken und fleißiger sich zusammenstellen werde, daß eines Tags etwan ein Fremder komme, der uns Alle mit eisernen Ruthen regieren wird." Graf Eberhard von Wirtemberg, der auf diesem Reichstag zum Herzog erhoben wurde, ließ die zwei ersten Philippiken des Demosthenes, durch Reuchlin übersetzt, vertheilen.

100,000, endlich 150,000 fl. war die ganze Summe, welche der Reichstag als Anlehen aufzubringen versprach, um die 9000 Mann, welche Maximilian zu Folge seines Bündnisses nach Italien zu schicken versprochen, zu besolden. Die Fürsten nahmen den Beschluß an, und es ging auch einiges Geld ein; aber die Städte, anfänglich zu einem Drittheil, dann zu einem Viertheil dieser Summe angeschlagen, verweigerten hartnäckig die Unterschrift des Anlehns, bis Maximilian endlich, nach vierzehnwöchentlichen Verhandlungen, mit der bestimmten Erklärung hervortrat, daß er nach den übergebenen Entwürfen Landfrieden und Kammergericht sogleich begründen wollte, worauf die Städte auch ihre Zusage gaben.

So verzögerte sich denn allerdings die Reichshülfe über die gesetzte Zeit; indessen machte der König von Frankreich selbst größere Anstrengungen überflüssig, denn sobald er nur von dem Gegenbündnisse Nachricht erhielt, brach er sogleich von Neapel wieder auf, aus Besorgniß den Rückweg verlegt zu finden. Seine Furcht war noch größer als die, welche man in Mailand und Deutschland vor ihm hatte. Er stieß bei Fuornaro im Gebiete von Parma auf die Verbündeten und schlug sich gegen ihre Ueberzahl nur mit großem Verluste durch. Von Seiten Maximilians nahmen 2000 deutsche Landsknechte und 1000 Reiter an diesem Gefechte Theil. Dies geschah einen Monat vor der oben gedachten Verwilligung des Reichstags. Drei Monate darauf, während die Reichsschlüsse in Teutschland vollzogen wurden, schloß Karl mit dem Herzoge von Mailand einen besondern Frieden und ging über die Alpen zurück.

Die Rückwirkung von Maximilians Rüstungen auf die deutsche Reichsverfassung, ist für unsere Geschichte von der größten Bedeutung. Hat das alte Kaiserthum hauptsächlich durch das Unglück des hohenstaufischen Hauses in Italien, besonders durch den Widerstand von Rom und Mailand seine Auflösung erlitten: so ist nun nach mehr als zweihundertjähriger Verwirrung Maximilian gedrungen worden, um Mailand und Rom gegen Frankreichs Uebermacht zu schützen, die innere Grundlage des Reichs wieder herzustellen. Die Fürsten, unter Leitung des weisen Erzbischoffs Bertold von Mainz, haben den Entwurf gegeben; die Städte aber sind es, die durch ihr widriges Hintersichbringen endlich doch das erreicht haben, daß Maximilian seine Zustimmung nicht länger aufschieben durfte. Die Sache selbst ist auf folgende Weise ausgeführt worden.

Als die Verlegenheit am höchsten war, da man besorgte, die Franzosen möchten nicht nur Mailand erobern, sondern auch aus Champagne, wo sie sich gleichfalls rüsteten, Deutschland von der zweiten Seite angreifen, saß Maximilian zwei Tage von Morgens 8 Uhr bis Abends zu derselben Stunde, die Mahlzeit ausgenommen, um die Landfriedens- und Kammergerichts-Entwürfe zu vollenden. Nach der letzten Erklärung der Städte erschien er selbst in der Versammlung, gab obiges Versprechen, und in drei Tagen wurden die Grundgesetze des Friedens, des Rechts und der Ordnung verkündet.

Zuerst ward mit Uebereinstimmung der Stände nach dem Antrage des Erzkanzlers beschlossen: daß das Fehderecht unbedingt aufgehoben und ein ewiger Landfriede seyn solle, bei Strafe der Reichsacht und 2000 Mark Goldes. Dies ist ein wesentlich neuer Schritt, denn alle bisherigen Landfriedensordnungen waren nur Stillstände auf eine bestimmte Zeit und vorübergehende Beschränkungen des Fehderechts. So lange die Stände das Waffenrecht gegeneinander übten, standen sie als fremde Staaten sich gegenüber. Seit diesem Beschluß kann Deutschland erst ein gesetzlicher Staat heißen.

Weil aber, so sagt Maximilian selbst in seiner Bekanntmachung, ein gemeiner Landfriede ohne redlich,

ehrbar und förderlich Recht schwerlich im Wesen beste≠hen mag, so mußte zugleich mit demselben das Kam≠mergericht oder ein höchstes Reichsgericht, wie es längst gewünscht wurde, aufgerichtet werden: denn wenn das Fehderecht oder die Selbsthülfe aufhören soll, so müssen Richter seyn, vor welchen der Beschädigte Recht finden kann. Dies ist das zweite Stück der Verhandlungen vom Recht. Die Vorstellung von einem obersten Reichsgericht war wohl nie ganz erloschen, aber es war selten bestehend, daher in vorkommenden Fällen oft Fürstengerichte berufen oder Austräge*) niedergesetzt wurden. Auch die besondern Reichsgerichte oder kaiserlichen Landgerichte in den unmittelbaren Reichslanden waren nicht immer in Uebung wie sie sollten. Maximilian hätte gern die kaiserlichen Vorrechte vorbehalten mögen. Doch gab er endlich soweit nach, daß er dem Kammergericht die Gewalt einräumte die Reichsacht zu erkennen. Die Besoldung der Richter sollte zunächst ausser den Sporteln von dem umzulegenden gemeinen Pfenning auf vier Jahre, dann vom Kaiser gereicht, die Richter aber nicht von diesem allein sondern auch von den Reichsständen gewählt werden, und dieses Kammergericht fortan in einer bestimmten Stadt (Frankfurt) seinen Sitz haben. Für alle unmittelbaren Reichsstände ist dieser Gerichtshof erste Instanz; mittelbare können dahin appelliren. Den Kurfürsten und allen Fürstenmäßigen bleiben die bisherigen gewillkürten Antragsgerichte vorbehalten, oder wenn sie deren nicht hätten, vor ihren Räthen oder andern regierenden Herren als Austrägen. Gesprochen solle werden nach des Reichs gemeinen Rechten und nach ehrbaren Gewohnheiten der Fürstenthümer, Herrschaften und Gerichte.

In Absicht des dritten Stücks, der Ordnung oder Handhabung des Friedens und Rechtes, trug man auf ein Reichsregiment an, das auch zu Frankfurt seinen Sitz haben sollte. Da jedoch Maximilian dagegen hielt, daß er bisher so regiert habe, daß Niemand klagen könne, und daß er einige Hofräthe zu diesem Zweck

*) Austrägalgericht d. h. Vermittlungsgericht.

an seinem Hof halten wollte, so ließ man diese Sache vor der Hand beruhen und beschloß dagegen, daß der Reichstag jährlich auf einen Monat zusammenkommen solle, um über Vollziehung des Landfriedens, der Kammergerichtsurtheile und der Austrägalerkenntnisse Berathung zu halten.

Endlich zu den Kosten bewilligte der Reichstag auf vier Jahre den gemeinen Pfenning nach Classen, ungefähr wie im Hussitenkrieg, wovon vorerst jene 150,000 fl. zur eilenden Hülfe für Italien abgerechnet, das Uebrige zum Kammergericht und zum Türkenkrieg verwendet werden sollte.

Das waren die Grundzüge, welche nach dem Ausdrucke der Stände „das Wesen des Staates" betrafen. Von ihrenn ähern Bestimmungen, zum Theil Abänderungen, wird bald die Rede seyn.

Auch die öffentlichen Sitten werden von jetzt an Gegenstand des Reichstags, wie des schwäbischen Bundesrathes. Auf das Fluchen wurden schwere Geld- und Leibesstrafen ausgesprochen. Das Volltrinken, auch in Feldlagern, wurde streng verboten, das Uebrige dem künftigen Reichstage mit Anderem vorbehalten.

Auch für das Reichsgut hat Maximilian zu sorgen nicht vergessen bei zwei Fürstenbelehnungen, welche auf diesem Reichstage vorkamen. Gleich zu Anfang desselben wurde die von ihm zugesagte Belehnung des Ludwig Sforza mit dem Herzogthum Mailand bestätigt, mit der Bestimmung, daß solches nicht erblich sey, sondern nach Ludwigs Tode an Kaiser und Reich zurückfallen solle. Etwas Aehnliches geschah ein paar Monate später bei der Gründung des Herzogthums Wirtemberg. Man könnte sich wundern, daß Maximilian nicht eher die österreichischen Vorlande zu einem Herzogthum vereinigte, da schon Herzog Rudolf IV. auf diesen Titel Anspruch gemacht, auch K. Friedrich III. seinen Bruder Albrecht als Herzog und Grafen dieser Fürstenthümer und Lande (Breisgau, schwäbisch Oesterreich und Vorarlberg) bezeichnet hatte. Es war indessen die Reichslandvogtei in Ober- und Nieder-Schwaben dazu gekommen, die Erwerbung der Landgrafschaft Nellenburg und der Grafschaft Sonnenberg nebst mehrern kleinern hatte die Lande in nähern Zusammen-

hang unter sich gebracht, und so konnte man wohl an Wiederherstellung des Herzogthums Schwaben denken. Erzherzog Sigmund hatte diese Lande bereits an Maximilian übergeben, und im folgenden Jahre fielen sie ihm durch seinen Tod gänzlich zu. Allein Maximilian begnügte sich, die Benennung „Fürst zu Schwaben" und die altväterliche „Landgraf im Elsaß" in seine Titel aufzunehmen. Dagegen trug er dem Grafen Eberhard dem Bärtigen von Wirtemberg aus eigenem Antrieb die herzogliche Würde an, um, wie er in der Urkunde sagt, des Reichs Abgang an dem Herzogthum Schwaben zu ersetzen, so daß alle wirtembergischen Lande in ein Mannlehn als Reichsherzogthum vereinigt wurden.

Eberhard der Bärtige war in der That einer der ausgezeichnetsten Fürsten dieser Zeit, ein Freund des Erzbischoffs Bertold von Mainz, in vielen Stücken ähnlich dem K. Maximilian, nur daß er älter und erfahrner war, weshalb ihn dieser auch besonders hochschätzte. Er hatte die zerrütteten Stammlande in kurzer Zeit durch Haus- und Landes-Verträge, durch Stiftung der Universität Tübingen und andere löbliche Einrichtungen in kurzer Zeit so in Aufnahme gebracht und die innere Verwaltung so gehandhabt, daß er in dieser fehdevollen Zeit vor allen Fürsten sich rühmen durfte, „er könne in jedes Unterthanen Schoos sicher schlafen." Eberhard sah wohl, was Maximilian wollte. Er selbst und sein Vetter, Eberhard der Jüngere, waren ohne Erben; des Letztern Bruder Heinrich war durch die Mißhandlungen in der burgundischen Gefangenschaft regierungsunfähig geworden, und hatte damals nur einen achtjährigen Sohn, den nachherigen Herzog Ulrich. Auf diesem jungen Fürsten beruhte also die ganze Nachfolge. Erlosch der Mannsstamm, so fiel das Land an das Reich und konnte einem österreichischen Prinzen verliehen werden. Nachdem Eberhard mit seinen Räthen Alles überlegt hatte, nahm er die Belehnung an, unter der Bedingung, daß das Land nach dem Erlöschen des Mannsstammes nicht mehr verliehen, sondern als des Reichs Widdumgut der kaiserlichen Kammer auf ewige Zeiten einverleibt bleiben und mit Bestätigung aller Rechte und Freiheiten durch einen Regimentsrath

aus den drei Ständen des Landes verwaltet werden solle. So war auf jeden Fall für das Beste des Landes gesorgt, und was Eberhard dem Hause Oesterreich nicht zugestehn wollte, das konnte er dem Kaiser, seinem Freunde, nicht versagen. Maximilian behielt wenigstens die Hoffnung, das Reichsgut in einer Provinz vermehrt zu sehen, wo es schon so beträchtlich vermindert war.

In Absicht des Herzogthums Mailand hingegen hatte Maximilian ohne Zweifel die Erwartung, daß es bald einem Fürsten seines Hauses verliehen und damit die Oberherrschaft in Italien neu begründet werden könne.

Dies Alles geschah auf dem großen Reichstage zu Worms, der ein halbes Jahr dauerte. Die Vorbereitungen erkennt man wohl seit Maximilians römischer Königswahl, aber er selbst hätte wohl nicht gedacht, daß schon in den ersten zwei Jahren seiner Reichsregierung die innere Verfassung soweit hergestellt werden würde, ehe er zu seinen höhern Entwürfen kam. Die Wechselwirkung dieser beiden Richtungen bleibt auch in den folgenden Begebenheiten der Hauptfaden; doch muß, um die Ergebnisse klarer in's Auge zu fassen, jeder Theil besonders abgehandelt werden.

Voraus ist noch zu gedenken, was in eben diesem Zeitpunkte für das Kaiserhaus geschah. Ein Jahr nach dem wormser Reichstage, da durch die tirolische Erbschaft alle österreichischen Lande vereinigt wurden, veranlaßte das wider Frankreich errichtete Bündniß und die mütterliche Verwandtschaft Maximilians mit dem castilischen Hause eine zweifache Familienverbindung. Es wurde vermählt der Erzherzog Philipp, Maximilians Sohn, mit Johanna, zweiter Tochter K. Ferdinands des Rechtgläubigen von Aragonien, dann Maximilians Tochter Margaretha mit Ferdinands einzigem Sohn Johann. Seit Ferdinand mit Isabella von Castilien vermählt war, hatten die beiden Reiche ungemein zugenommen, einerseits durch Gründung eines allgemeinen Landfriedens vermittelst der heiligen Hermandad (ähnlich dem schwäbischen Bund *), wenn dieser nicht

*) Errichtet im Jahre 1488 am 14. Februar zu Eßlingen auf der Grundlage der St. Georgengesellschaft, einer Einung

jener nachgebildet ist), andererseits durch Erhebung der königlichen Macht vermittelst der Inquisition unter Leitung des Franciscaners Ximenez, dann durch die Eroberung von Granada, endlich durch die begonnene Entdeckung von Westindien. Niemand dachte wohl, daß dies Alles in kurzer Zeit dem Hause Oesterreich zu gut kommen würde. Aber schon ein halbes Jahr nach der Vermählung starb der Kronprinz Johann und seine Wittwe wurde Mutter eines todten Kindes. Ein Jahr darauf starb Ferdinands ältere Tochter, die Königin Isabella von Portugal, und ihr Sohn Michael folgte ihr schon nach zwei Jahren. Also wurde Johanna, Philipps Gemahlin, die einzige Erbin. Diese über alle Erwartung günstige Wendung für das Haus Oesterreich hat in der Folge auch auf die deutsche Geschichte den wichtigsten Einfluß erhalten.

Zur Vollziehung der wormser Schlüsse war die zugleich eingeleitete Erstreckung des schwäbischen Bundes ein Hauptbestandtheil. Dieser hatte bereits eine bedeutende Erweiterung seiner ursprünglichen Bestimmung erhalten, durch den Beitritt der Markgrafen von Brandenburg in Franken und der Erzbischöfe von Mainz und Trier, so wie durch die Löwengesellschaft *) in Bayern. Wie es der erste Zweck des Bundes war, den zehnjährigen frankfurter Landfrieden zu unterstützen, so ergab sich von selbst, daß er auch den ewigen Landfrieden wenigstens so lange mußte behaupten helfen, bis die übrigen Reichslande in gleiche Einungen gebracht und somit erst „das Wesen des teutschen Staats“ ganz festgestellt seyn würde. Ueberdies stellte der Erzbischoff Bertold seinen Mitverwandten auf dem Bundestage zu Eßlingen vor: „da mächtige Nationen sich erhöben, um deutsche Reichsstände anzutasten, so müßte ernstlicher Widerstand vorgenommen werden.“ Die Stände hatten zwar mancherlei Beschwerden und Bedenklichkeiten

---

zwischen Prälaten, Grafen, Rittern, Bauern und Knechten in Verbindung mit 22 Reichsstädten und mehreren Fürsten unter Friedrich III. zunächst zur Aufrechthaltung des Landfriedens. Zuerst behielt der Bund jenen Namen bei, erhielt aber später den Provinzialnamen schwäbischer Bund.

*) Eine Ritterinnung, die sich am ganzen Rheinstrom bis in die Niederlande verzweigte.

gegen die Fortsetzung des Bundes; die meisten Städte wollten gar zurücktreten. Allein Maximilian wußte sie über Alles zu beruhigen. Er hatte nicht vergessen, welche wichtige Dienste der Bund ihm schon geleistet. Der Bürgermeister Wilhelm Besserer zu Ulm, den er zu Worms zum Ritter geschlagen, brachte auch die Städte wieder herzu. Einstweilen übernahm der Bund die Verlängerung auf drei Jahre (bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts); man hatte aber schon auf weitere zwölf Jahre Bedacht genommen.

Sofort berief Maximilian drei Reichstage nacheinander. Den ersten verlegte er nach Lindau am Bodensee, weil er hier zugleich einen Heerzug nach Italien bewerkstelligen wollte, um Karl VIII. entfernt zu halten. Die Reichsstände schlugen ihm aber die Hülfe ab. Der gemeine Pfenning*) wollte auch nicht eingehen. Maximilian zog dennoch mit einem kleinen Gefolge über die Alpen, im Vertrauen auf seine Verbündeten Mailand und Venedig. Diese wollten aber Nichts von ihm wissen, sobald man sichere Nachricht hatte, daß Karl seinen Heerzug eingestellt habe. Bis er zurückkam, fuhr der Reichstag fort die Verfassungssache, wozu er eigentlich berufen war, weiter zu berathen. Der Landfriede, Vielen noch eine ungewohnte Sache, wurde neu bestätigt und seine Beobachtung eingeschärft. Das Kammergericht hingegen mußte bereits eingestellt werden, weil die Besoldungen nicht floßen. Da Maximilian sich weigerte die Kosten auf vier Jahre zu übernehmen, so wurde die Sache dem nächsten Reichstage zu Worms vorbehalten. Man beschloß dann den Sitz des Kammergerichts hieher zu verlegen und einstweilen an den Besoldungen zu bezahlen; die völlige Besetzung aber sollte, nachdem man gegen fünf Monate zu Worms beisammen gewesen, durch den dritten Reichstag zu Freiburg im Breisgau ausgeführt werden. Dieser dauerte über zehn Monate, da auch neue Beschwerden gegen Frankreich vorkamen. Nach einer Erläuterung des Wormser Landfriedens erließ Maximilian ein strenges Mandat zu Gunsten des schwäbischen Bundes. Er bedrohte mit der Acht sowohl diejenigen die sich davon trennen würden,

*) Eine im J. 1427. errichtete Kriegssteuer.

als die welche sich noch nicht darein begeben hätten. Auf den Fall von Friedbrüchen, bei welchen man nicht auf die jährliche Reichsversammlung warten könnte, erhielt der Kammerrichter Gewalt die nächsten Fürsten zur Execution zu berufen. Da der Sitz des Kammergerichts auf's neue ungewiß war, so wollte Maximilian dasselbe an seinen Hof ziehen. Die Stände waren darüber verlegen und wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie den Zusatz machten: wenn der Kaiser selbst seinen beständigen Sitz in einer gelegenen Stadt des Reichs nehmen würde. Dabei ließ man denn die Frage beruhen. Die Besoldung der Kammerrichter wurde auf wiederholtes Verlangen verbessert, damit sie in Gutwilligkeit erhalten würden und desto fleissiger sein möchten. da man schon zu Lindau auf Verbesserung des Justizwesens angetragen hatte, so beschloß der Reichstag eine Reformation der peinlichen Gerichtsordnung einzuleiten. In Absicht der Reichspolizeigesetze, welche man zu Worms zu weiterm Bedenken angenommen und ebenfalls zu Lindau mit besonderer Wichtigkeit behandelt hatte, wurden nun weitere Beschlüsse gefaßt: die großen kostbaren Hochzeiten solle jeder Fürst, jede Obrigkeit in ihren Gebieten abschaffen; eben so alle überflüssige Kleiderpracht; die kurzen Röcke sollen so lang gemacht werden, daß sie hinten und vorne wohl decken mögen. Pfeifern, Trompetern und Spielleuten solle hinlänglicher Sold gegeben werden, damit sie andere Leute unbelästigt lassen. Die Ueberflüssigkeit der Narren solle abgeschafft und nicht länger zugegeben werden, daß ihnen Schilde, Ketten und Ringe der Herren oder adeliger Personen angehängt werden; wo man sie etwa nicht entbehren wollte, setzt der freiburger Abschied hinzu, sollen sie wenigstens so gehalten werden, daß sie Andern nicht zur Last fallen. Zigeuner, als Ausspäher der Lande, sollen bis nächste Ostern aus dem Lande geschafft, und wenn sie wieder betreten würden für vogelfrei gehalten werden. Betrug mit Tüchern ist verboten, und wegen der wiedereinreissenden Weinverfälschung wird eine geschärfte Weinordnung gegeben.

An jenen 150,000 fl., welche das Reich zur Hülfe für Italien zugesagt hatte, war noch ein starker Rückstand. Maximilian betrieb daher auf diesem Reichstage

den gemeinen Pfenning um so mehr, als er bereits im Begriff war jene burgundischen Grafschaften, welche Karl VIII. gegen den Frieden von Senlis zurückhielt, mit gewaffneter Hand einzunehmen. Statt sich wegen des Rückstandes zu entschuldigen, verlangte der Reichstag erst Rechnung über die an Maximilian entrichteten Gelder, welche man vorläufig zu 50,000 fl. anschlug. Auf Abschlag wurden dann weitere 70,000 fl. bewilligt, weil Maximilian schon Söldner im Feld hatte; vorher aber wollte man noch eine Gesandtschaft nach Frankreich schicken, da es die Reichsintegrität betraf. Indessen machte Karls VIII. Nachfolger, Ludwig XII., einen Vergleich mit dem Erzherzoge Philipp, der ihm gegen die Zurückgabe einiger Städte den lebenslänglichen Besitz von Bourgogne, Maçonais, Auxerre und Bar-sur-Seine zu lassen versprach. Maximilian war damit nicht zufrieden, aber er konnte sich nicht weiter dagegen setzen, weil er noch wegen des Herzogthums Geldern mit dem Grafen von Egmond, den man auf dem Reichstage abgewiesen hatte, in Kriegstand, und weil ein noch größerer Krieg mit den Schweizern im Anzug war.

Bei der Errichtung des schwäbischen Bundes hatten sowohl die Stände als der Kaiser, jeder Theil aus besonderen Gründen, ihr Absehen auf die schweizerischen Eidgenossen. Zuerst fragten die Städte bei ihnen an, dann wurde im Namen des Bundes eine Gesandtschaft nach Zürich abgeordnet. Man fand aber keinen Eingang. Schon die Versicherung, der Bund sey nicht gegen die Eidgenossenschaft gerichtet, erregte Mißtrauen. Die Ablehnung geschah zwar auf die glimpflichste Art, doch sah man bald Spannung entstehen. Der Adel, durch den Bund trotzig, ließ hören: jetzt sey der Fund gefunden, daß die Bauern nicht mehr Herren seyn werden. Der alte Haß erwachte und strömte in Schmachliedern aus. Maximilian, noch römischer König, gewann den Bürgermeister Waldmann zu Zürich; jedoch ohne Erfolg. So günstig sie dem jungen, hochherzigen Fürsten gewesen, so groß war jetzt ihre Abneigung gegen seine Reichsanstalten. Der „stählene Bund,“ so hieß er in der Schweiz in Rücksicht auf die Ritterschaft, war eine vom Kaiser gebotene Vereinigung verschiedener Stände; was er dem Reich gewähren sollte, das Alles besaßen sie schon in ihrer Eidgenossenschaft. Auf jeden Fall erneuerten sie

jetzt das Bündniß mit der niedern Vereinigung (im Elsaß). Sie verfehlten nicht den wormser Reichstag zu beschicken; als aber Maximilian verlangte, daß sie als Gehorsame des Reichs und Liebhaber der Gerechtigkeit den Beschlüssen Folge leisten, namentlich den gemeinen Pfenning entrichten und dem Kammergericht sich unterwerfen sollten, hielten sie ihre Freiheiten gefährdet. Als Kaiser und Pabst begehrten, sie sollten dem Bündnisse mit Frankreich entsagen, so erklärten sie das für eine unbillige Zumuthung, denn Frankreich fodere nicht, sondern gebe Geld. Kurz, sie sahen sich in der That als nicht mehr zum Reich gehörig an.

Die Spannung kam zum Ausbruch über Streitigkeiten im Münsterthale zwischen Tirol und Graubündten, hauptsächlich durch die Leidenschaftlichkeit der österreichischen Räthe, während Maximilian noch im geldrischen Krieg zurückgehalten wurde. Er war zum Frieden geneigt. Sollte er vergessen haben, was die Eidgenossen für das burgundische Erbe gethan? Aber der Krieg war nicht mehr aufzuhalten. Die Graubündtner besetzten das Münsterthal und traten in den Schweizerbund. Dagegen riefen die Tiroler den schwäbischen Bund zu Hülfe. Beide Theile rüsteten; man that als wollte man nur die Grenzen wahren, aber schnell erfolgten Feindseligkeiten, es bedurfte keiner Kriegserklärung. Sie lag nicht in dieser oder jener Rechtssache; der Krieg stand in den Gemüthern. Der Bischoff von Costanz, andere Fürsten und Städte wollten vermitteln. Maximilian erbot sich zu Verhandlungen; aber der schwäbische Bund, der Adel, die österreichischen Räthe wollten nichts mehr vom Frieden hören. Der Bund, durch seine Stellung gegen Bayern ermuthigt, verachtete die Schweizer.

In der That wären die innern Verhältnisse der Eidgenossen nicht ungünstig für einen feindlichen Angriff gewesen: sie waren unter sich selbst getheilt und neigten sich auf verschiedene Seiten; durch geschickten Zwischentritt wäre vielleicht mehr gewonnen worden als durch Waffen. Indessen vereinigten sie sich schnell gegen den verhaßten Bund und schloßen ein zehnjähriges Hülfs-Bündniß mit Frankreich. Ihre Kriegszucht war so schlecht als die der andern Heere; aber beim Angriff

mußten sie schwören keinem Feind das Leben zu schenken, in ihrer Stellung bis in den Tod zu verharren und fliehende Kampfgenossen niederzustoßen. Das machte ihre Waffen furchtbar. Von Seiten des Reichs fehlte der Nachdruck; dies entschied den Krieg. Es folgten hitzige Gefechte, meist zu Gunsten der Schweizer. Eine Schaar der Eidgenossen fiel in das Hegau, eine andere zog über Rankweil, lockte das Bundesvolk bei Hart heraus und schlug es in die Flucht. Hierauf ergab sich das Volk im bregenzer Wald. Im Bruderholz zunächst Basel verlor das bundische Heer. Bei Costanz wollten beide Theile einander umgehen, die Schweizer erhielten aber einen vollständigen Sieg. Als sie dagegen vor Ermatingen verjagt wurden, drohte schon der Hauptmann des bündischen Fußvolks, „er wolle in der Kühmäuler Land dermaßen brennen, daß Gott auf dem Regenbogen vor Rauch und Hitze blinzen und die Füße an sich ziehen müßte.“ Allein die Bundischen wurden beim Schwaderloch (Wald unfern Costanz) geschlagen und bis Stülingen verfolgt. Auf der malser Haide im Vinßgau erlitten die Landsknechte eine solche Niederlage, daß sie im Grimm die Geiseln vom Engadin umbrachten.

Als nun die eidgenössischen Waffen auf der ganzen Grenze von den bündtnerischen Alpen bis in den Sundgau solchen Fortgang gewannen, schloß Maximilian in Geldern Stillstand, führte das niederländische Kriegsvolk herauf und erließ ein Aufgebot in das Reich mit der förmlichen Kriegserklärung: „die schnöden, gottlosen Bauern, vormals gegen ihre natürlichen Herren aufgestanden, hätten ihren falschen Bund indessen immer weiter ausgebreitet, und eben jetzt, da die Macht der Türken die Christenheit bedrohe, wären sie ohne Verwahrung ihrer Ehre in das heilige Reich eingedrungen. Da zwei ihrer Heere auf deutschem Boden ständen, so habe er sich vorgenommen selbst gegen sie zu ziehen, als Oberhaupt des Reichs, und erwarte ungesäumten Zuzug.“ Zu Ueberlingen beschloß der Kaiser im Kriegsrath mit den angekommenen Fürsten, die Eidgenossen auf verschiedenen Seiten zugleich anzugreifen, um sie zu ermüden. Sie sandten eine Friedensbotschaft; er ließ sie unbeantwortet und zog mit etwa

20,000 Mann durch Costanz gegen das Schwaderloch, wo die Eidgenossen sich aufgestellt hatten. Schon fingen die großen Büchsen an gegen einander zu krachen. Da stellten die Fürsten vor: sie seyen nicht gekommen, die Ehre ihrer Waffen gegen Bauern auf's Spiel zu setzen. Unmuthsvoll sprach der Kaiser: „es wäre bös Schweizer mit Schweizern zu schlagen," und nahm den Rückzug unter dem Rauche des Geschützes. Er verließ hier die Reichsvölker und ging nach Lindau, um einen andern Angriff zu ordnen, während der Graf Heinrich von Fürstenberg mit 15,000 Mann bei Dorneck eindringen sollte. Dieser war aber nicht auf seiner Hut; er meinte, das eidgenössische Heer wäre noch weit entfernt, und wurde so unerwartet im Lager überfallen, daß er selbst einer der ersten im Gefecht fiel. Das war die blutigste und letzte Schlacht. Als Maximilian zu Lindau die Botschaft erhielt, schloß er sich ein, erschien aber wieder bei der Abendtafel; dann betrachtete er die Sterne, sprach viel von ihrer Natur und fuhr den folgenden Tag auf dem See nach Costanz, unter Scherzen seinen Unmuth verbergend. Aber die Sieger waren auch des verheerenden Krieges herzlich müde. Französische und mailändische Gesandte überboten sich bei der Vermittlung auf dem Friedenstage zu Costanz. K. Ludwig XII. rüstete sich die Ansprüche des Hauses Orleans auf Mailand mit den Waffen durchzusetzen. Herzog Ludwig Sforza sparte daher weder Geld noch gute Worte, um die Eidgenossen auf seine Seite zu bringen und sie zugleich mit dem Kaiser auszusöhnen. Er fand Eingang, weil ihnen der König die versprochene Unterstützung in diesem Kriege nicht gehalten hatte. Als Maximilian von dem raschen Vordringen der Franzosen auf Mailand Nachricht erhielt, gab er den Gesandten des Herzogs Vollmacht, den Schweizern das Landgericht Thurgau anzubieten. Nun ward der Friede geschlossen auf folgende Bedingungen: ausser der eben genannten Abtretung soll jeder Theil das Eroberte zurückgeben, der Streit zwischen Tirol und Graubündten soll durch den Bischoff von Augsburg vertragen werden, die Eidgenossen aber sollen vom kaiserlichen Kammergericht und von den Reichsauflagen befreit bleiben.

Das war der Ausgang eines kurzen, erbitterten Kriegs, in welchem über 20,000 Menschen geblieben, gegen 2000 Dörfer, Flecken und Schlösser abgebrannt, und bei 30 Meilen Landes verwüstet worden. Statt die Eidgenossen zum schwäbischen Bunde zu bringen, mußte sie der Kaiser auch vom Reichsverbande in der Hauptsache lossprechen, wiewohl die förmliche Trennung erst nach anderthalb Jahrhunderten erfolgte.

Das Glück des Königs von Frankreich, der in der nämlichen Zeit das Herzogthum Mailand eroberte, da Maximilian die Schweiz verlor, veranlaßte diesen einen Reichstag zu Augsburg in Person zu halten, um Fürsten und Stände dringend um Hülfe gegen Frankreich und die Türken aufzurufen; vor Allem sollte Mailand (das über dem Schweizerkrieg im Stiche gelassen worden) wieder zum Reich gebracht werden. Dagegen versprach er Friede und Ruh im heiligen römischen Reich nach bestem Vermögen aufzurichten und zu handhaben. Die Stände kehrten aber die Sache um und hielten das Letztere für die Hauptsache; das Andere wäre, wie sie meinten durch gütliche Unterhandlungen zu erlangen. In dem Ausschusse, der das Verfassungswesen weiter berathen sollte, setzte der Erzbischoff Bertold den frühern Entwurf eines Reichsregiments durch, als einer beständigen Aufsicht über Kammergericht und Landfrieden. Maximilian mochte darin einen stillschweigenden Vorwurf, wo nicht für seine Person, doch für die bisherige Reichsverwaltung sehen, oder die Stände hatten jetzt erst den rechten Fund gethan, der schon bei den letzten gleichgültigen Kaisern so nöthig gewesen wäre. Maximilian ließ sich den Antrag gefallen, um nur die gewünschte Hülfe zu erhalten. Nach dem Entwurf sollte das Reichsregiment einstweilen sechs Jahre dauern, statt der jährlichen Reichsversammlung, unter dem Vorsitz des Kaisers oder seines Statthalters. Zu diesem ernannte Maximilian den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, mit 6000 fl. Besoldung. Die zwanzig Beisitzer sollten dem größern Theile nach aus allen Reichsständen nach Verhältniß gewählt, dann noch, ausser den burgundischen und österreichischen Landen, aus jedem der sechs

Reichskreise, wie sie unter K. Albrecht II. vorgeschlagen worden, je einer bestellt werden. Die Handhabung des Landfriedens hatte noch immer so viele Schwierigkeiten, daß man ausser einigen neuen Zusätzen und Erläuterungen nöthig fand, eine päbstliche Bannbulle darauf zu setzen. Um das eingestellte Kammergericht wieder aufzurichten, beschloß man einen Anschlag von 10,000 fl. auf das Reich zu machen und die Besoldungen darnach einzurichten. Der Sitz desselben wurde mit dem des Reichsregiments zu Nürnberg angewiesen.

Nun kam wohl auch die Reichshülfe zur Sprache. Ein Anschlag gegen die Türken ward wirklich in den Abschied aufgenommen, aber, wie es scheint, bloß des Brauchs wegen: denn es geschah überall Nichts und der gemeine Pfenning gerieth auch wieder in's Stocken. An den König von Frankreich ließ der Reichstag eine Gesandtschaft abgehen, welche einen Stillstand vermittelte. Inzwischen nahm Maximilian das Reichsregiment in Anspruch, wie es für solche wichtigere Fälle verordnet war; es kam auf sein Verlangen eine verstärkte Versammlung von den Kurfürsten und zwölf Fürsten zusammen, der er seine Friedensbedingungen vorlegte. Auch K. Ludwig XII. war zu Verhandlungen geneigt, weil er im Besitze von Mailand noch gar nicht sicher stand. Aber die Sache wurde von einer Zusammenkunft zur andern aufgeschoben, bis es dem Könige gelang, Maximilian durch eine zu Blois verabredete Familienverbindung zu gewinnen, die aber durchaus nicht ernstlich gemeint seyn konnte, wie der Erfolg bewiesen. Indessen brachte diese Uebereinkunft dem deutschen Verfassungswesen die nachtheilige Folge, daß man das Reichsregiment, ehe es recht seinen Anfang genommen, schon wieder eingehen ließ, theils weil Maximilian, des Beistandes nicht mehr bedürftig, die Stände nicht zu Mitregenten haben wollte, theils weil die andern Reichsstände, welche keinen Theil daran hatten, eine Oligarchie befürchteten, durch welche sie zurückgesetzt würden. Dagegen fing Maximilian an, den erbländischen Hofrath in Oesterreich mit dem sogenannten innern kaiserlichen Rath zu verbinden, woraus der nachherige Reichshofrath entstand. Ferner machte Maxi-

milian jetzt den Versuch, weil mit den Reichstagsbewilligungen zum Türkenkrieg Nichts erreicht wurde, die einzelnen Fürsten zum Zuzug aufzufordern. Diese Schritte veranlaßten die Kurfürsten zu Gelnhausen einen allgemeinen Kurverein (statt des unterdrückten Reichsregiments) zu schließen, in der Absicht sich jährlich zu versammeln und über Abweichungen von der Reichsverfassung zu wachen. Darüber machte Maximilian dem Erzbischoff Bertold Vorwürfe, weil er, wie er ihm indessen bei allen Reichstagen entgegengewesen, jetzt auch Urheber solcher Eigenmächtigkeiten wäre. Wiewohl Bertold im folgenden Jahre starb, so ließen sich doch die andern Kurfürsten die Zusammenkünfte nicht verbieten; sie hatten neue Einwendungen und Beschwerden.

Maximilian verlangte die Errichtung einer achten Kurwürde für seinen Sohn Philipp, als Erzherzog von Oesterreich und Grafen von Tirol, „da solches dem deutschen Reiche merklich Ehre und Nutzen bringen würde.“ Dabei vergaß er wohl nicht, so lange die Nachfolge in Böhmen noch ungewiß war, seinem Hause wenigstens eine Kurstimme zu sichern. Jener Gedanke liegt so nahe, daß man glauben möchte, Kaiser Friedrich III. habe ihn schon bei der Erneuerung des erzherzoglichen Titels im Auge gehabt. Allein die Kurfürsten verbaten sich den Antrag als eine verfassungswidrige Neuerung.

Zur nämlichen Zeit wollte Maximilian das Reichskammergericht wieder aufrichten und ihm den Sitz zu Regensburg anweisen. Dabei nahm er aber mit der Gerichtsordnung solche Abänderungen vor, daß die Kurfürsten weder in diese noch in den neuen Sitz einwilligen zu können glaubten. Der Kaiser ließ sich aber hier nicht abbringen, und somit wäre doch ein Haupttheil der Verfassung wieder im Gange gewesen.

Allein der pfalzbayerische Erbfolgekrieg, der jetzt ausbrach, setzte das Reich in neue Erschütterung. Was davon für die allgemeine Geschichte gehört, ist dieses.

Da Herzog Georg von Bayern-Landshut, genannt der Reiche, ohne männliche Erben abgehend seine Tochter Elisabeth mit ihrem Gemahl, dem Rheinpfalzgrafen Ruprecht, zu Erben eingesetzt und die Stammvettern, Alb-

recht und Wolfgang von der münchner Linie, ausgeschlossen hatte, so entschied K. Maximilian im Fürstenrathe, wozu er das Kammergericht von Regensburg nach Augsburg berufen hatte, daß die sämmtlichen Reichslehen auf beide Letztere fallen sollten. Diesem Spruche widersetzte sich Ruprecht und trat, nebst seinem Vater, dem Pfalzgrafen Philipp, mit mehrern andern Fürsten in Verbindung, suchte auch Hülfe bei Frankreich. Daher sprach der Kaiser die Acht aus, und stellte sich selbst an die Spitze des verlängerten schwäbischen Bundes. Die schon früher gegen Pfalzbayern feindselig gesinnten Nachbarstände brachen zugleich von allen Seiten los. Während des Kriegs starb Ruprecht und hinterließ zwei unmündige Söhne. Der Großvater Philipp, von Frankreich verlassen, wandte sich jetzt an die Gnade des Kaisers, um der Länderverheerung ein Ende zu machen. Doch dauerte der Krieg in Bayern fast noch ein ganzes Jahr, bis es zu einem Stillstande kam.

Der Reichstag zu Köln, welchen der Kaiser wegen verschiedener wichtiger Geschäfte berief, entschied: Ruprechts Söhne sollten Neuburg an der Donau mit so viel andern großväterlichen Besitzungen erhalten, welche zusammen 24,000 fl. jährlicher Einkünfte trügen, das Uebrige aber bei Bayern bleiben. Dadurch entstand nach näherer Ausmittlung die sogenannte junge oder neue Pfalz. Die Reichslehen überließ der unvermählte Herzog Wolfgang fast ganz seinem Bruder Albrecht, und es wurde zugleich, mit Zuziehung der bayerischen Landstände, das Erstgeburtsrecht eingeführt. Für die Kriegskosten aber nahmen Oesterreich, Brandenburg, Hessen, Würtemberg, Oettingen, Zollern, Ortenburg und die Stadt Nürnberg eine beträchtliche Zahl pfälzischer und bayerischer Städte hinweg, und Pfalzgraf Philipp wurde nicht eher von der Reichsacht entbunden, bis er in die Abtretungen einwilligte. Die Kriegskosten mußte der ungehorsame Theil allerdings leiden; durfte aber der Kaiser zugeben, daß so beträchtliche Landestheile von den Hausbesitzungen losgerissen wurden? Er nahm seinen Theil an der österreichischen Grenze und schwieg.

Der kölner Reichstag brachte wieder die alten Verfassungsfragen zur Sprache, dann auch eine Reichs-

hülfe gegen den K. Wladislav von Ungarn. Maximilian war unerwartet zu Anordnungen geneigt, die er bisher verweigert hatte. Er wollte aus eigenem Antriebe das Reichsregiment wieder einsetzen, machte aber freilich solche Beschränkungen, daß die Stände für besser hielten, ihm mit der Erklärung entgegenzukommen: er habe bisher dem Reiche so löblich und wohl vorgestanden, daß sie ihm kein Ziel setzen wollten. So stand nun das Verhältniß umgekehrt. Ferner erbot sich der Kaiser das Kammergericht auf eigene Kosten zu unterhalten und den gemeinen Pfenning schwinden zu lassen, wenn der Reichstag 4000 Mann nach Ungarn bewilligen würde, die dann auch zum Römerzug verwendet werden könnten. Diese Bewilligung geschah, und nun erreichte Maximilian wenigstens soviel, nachdem er die Insel Schütt, Preßburg und Oedenburg besetzt hatte, daß die ungarischen Stände sein Erbfolgerecht bestätigten, ungeachtet dem K. Uladislav wider Vermuthen noch ein Sohn geboren wurde.

In Absicht des Römerzugs hielt Maximilian noch einen besondern Reichstag zu Costanz, weil indessen Nachrichten aus Italien einliefen, daß K. Ludwig XII. die Ehre und Rechte des Kaiserthums bedrohe. Auf diese Mittheilung geriethen Fürsten und Stände anfänglich in lebhafte Bewegung; man solle, riefen sie, die Franzosen einmal die deutsche Macht fühlen lassen. Allein Ludwig wußte die Stände insgeheim zu bearbeiten, und ungeachtet Maximilian die Instructionen eines aufgefangenen Emissärs öffentlich auf dem Reichstage verlesen und widerlegen ließ, so fanden doch die Bestechungen Eingang. Mit Mühe erhielt Maximilian die Zusage von 3000 zu Roß und 9000 zu Fuß, doch sollte, um die Franzosen zu schrecken, „das Geschrei auf 30,000 Mann gemacht werden." Die Schweizer erschienen zwar auf dem Reichstage und verwilligten 6000 Mann, jedoch nur gegen ein Jahrgeld und unter der Bedingung, daß sie nicht gegen Frankreich dienen dürften, was also so viel als keine Hülfe war.

Es war aber überhaupt mit dieser Reichshülfe dem Kaiser so wenig gedient als mit den bisherigen, und die dadurch bedungenen innern Anordnungen hatten auch

nicht viel besseren Erfolg. Maximilian war sehr geneigt die Besoldung der Kammerrichter auf seine Kammer zu übernehmen; nach Verlauf von sechs Jahren sollte der Ueberschuß der Sporteln, Strafen ꝛc. ihm abgeliefert werden. Für den Anfang der Besoldungen machte man den sogenannten kleinen Anschlag oder die Umlage auf das Reich, woraus später die Kammergerichts-Matrikel entstand. Noch beschloß der Reichstag, um das Kammergericht in Gang zu bringen und darin zu erhalten, eine jährliche Visitation vornehmen zu lassen. Die wirkliche Besetzung des Gerichts geschah jedoch erst nach einigen Monaten und nur mit der Hälfte der Beisitzer.

Maximillian wollte noch vor dem Frühjahre sich in Italien zeigen. Die Hülfe an Geld und Mannschaft kam sparsam nach, dennoch befahl er die Venetianer anzugreifen. Zwei seiner Heeresabtheilungen wirkten nicht unglücklich; er selbst aber mit der dritten sah sich genöthigt schnell wieder von Trient nach Botzen zurückzukehren. Die Schweizer, denen er kein Geld geschickt, zogen trotz der versprochenen Neutralität den Franzosen zu. Maximilian eilte nach Ulm, um vom schwäbischen Bundestag 50,000, zuletzt nur 20,000 fl. zum Sold für die Schweizer zu erhalten. Vergeblich. Also schloß er mit Venedig einen dreijährigen Stillstand.

Als er in Folge der Ligue vom Cambrai diesen Stillstand wieder brach, schlug der Reichstag zu Worms die verlangte eilende Hülfe auf ein Jahr geradezu ab, weil die Ligue ohne Rath und Willen der Stände geschlossen worden, und eine solche treffliche Hülfe, ohne vorgängige Berathschlagung und zu so ungelegener Zeit, ganz wider des Reichsherkommen wäre. Maximilian führte nun den Krieg mit erbländischem und geworbenem Volk, mit entlehntem Gelde; daher gehört der Verlauf nicht hieher und wird erst in der Folge in einem andern Zusammenhange wieder berührt werden.

Drei Jahre brachte Maximilian mit dem venetianischen Kriege zu. Im ersten machte er wieder einen Versuch bei dem Reichstage zu Augsburg und entlehnte dazu vom König Ludwig XII. den berühmten Redner Ludwig Heliano, einen Mailänder, um von den Reichsständen eine stattliche Hülfe zu erlangen. Heliano lie-

ferte ein Meisterstück in seiner Art, das Maximilian sogleich zu Augsburg drucken ließ. Er band den Deutschen arge Unwahrheiten über die Venetianer auf, z. B. daß sie auf ihren Märkten Menschenfleisch verkauften, und suchte durch alle erdenkliche Rednerkünste die Gemüther zu erhitzen. Der Reichstag entsprach und faßte schneller als gewöhnlich den Beschluß: die Venetianer sind in die Acht erklärt, und ein Reichsheer von 6000 zu Fuß und 1800 zu Pferd soll die Acht vollziehen. Allein dieser Eifer war bald wieder verraucht. Wenige Stände leisteten den versprochenen Zuzug, und auch diese verliefen sich wieder, weil sie ihren Sold nicht erhielten.

Nach Beendigung des Kriegs hielt Maximilian einen großen Reichstag zu Köln. Eine beständige Reichs-Kriegsverfassung wollte er haben; an sich betrachtet gewiß eine längst nöthige Anordnung, aber zu den Zwecken, welche Maximilian damit verband, wollte Niemand ja sagen. Die Stände entschuldigten sich mit ihrer Unvermögenheit, da sie von ihren Unterthanen keinen Beitrag zu einer so kostspieligen Sache erhalten könnten. Nun ging man an die Reichs-Executionsordnung und beschloß, zu durchgreifender Handhabung des Landfriedens und Kammergerichts, die letzte Hand anzulegen, und nicht bloß die kleinern Staaten und Stände, sondern das ganze Reich in Landfriedenskreise zu bringen. Maximilian ließ sich den Antrag der Stände gefallen. Von der frühern Eintheilung der sechs Kreise wurden die drei erstern beibehalten, in Franken, Bayern, Schwaben. Die drei übrigen wurden durch die kurfürstlichen Lande verstärkt und getheilt in den ober- und niederrheinischen, in den westphälischen und in den ober- und niedersächsischen Kreis. Zu diesen acht Kreisen wurden noch die burgundischen und die österreichischen Lande hinzugefügt. So waren es denn zehn Landfriedenskreise, jeder das Reich im Kleinen vorstellend, unter einem Kreisobersten mit zugeordneten Räthen, um über öffentliche Ruhe und Sicherheit, über raschere und gleichförmige Vollziehung der Reichsschlüsse zu wachen. Wiewohl die Kreisordnung erst unter Maximilians Nachfolger zur Vollendung gebracht worden, so behält doch seine Regierung das Verdienst, gegen die

wachsende Macht der Nachbarstaaten endlich den Grundriß zu einer festern Vereinigung des Reichs nach innen und aussen und zu einer gelenksamern Verwaltung gefunden zu haben. Nachdem aus den vielen, vorübergehenden Separateinungen gleichzeitiger Stände allmälig größere Landfriedensbündnisse der gesammten Staaten eines Bezirks erwachsen und der schwäbische Bund zuerst Eine Provinz unter Leitung des Kaisers zusammengebracht, so sind dann nach diesen Grundzügen in den übrigen Reichslanden gewissermaßen geschlossene Provinzen, ähnlich den alten Großherzogthümern, entstanden, und das Reich wurde eine aus zehn Landfriedenskreisen bestehende große Einung, gegründet auf den ewigen Landfrieden, zu Handhabung der Verfassung.

In diesem Zeitpunkt, da Deutschland durch seine erneuerte Verfassung gegen äussere Einwirkungen geschlossen wird, öffnet sich Italien zum Schauplatz der europäischen Politik. Die Hauptfrage ist nicht mehr die Verbindung mit dem römischen Reiche, dessen früherer Mittelpunkt es gewesen; es handelt sich überhaupt von Erwerbungen der europäischen Mächte, die sich hier, als in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, am häufigsten berühren und beschränken.

Immer war K. Maximilian gedrungen, wenn er zu seinen höhern Entwürfen fortschreiten wollte, erst an der Ordnung in Deutschland zu arbeiten und einen Stein nach dem andern zu legen. Darüber wurden jene von einem Jahre zum andern hinausgeschoben, und er fand erst in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit einen etwas freiern Spielraum dazu. Es waren zwei oder drei große Entwürfe, womit er sich trug: Erhebung des Kaiserthums zugleich mit der Ausdehnung der österreichischen Hausmacht, dann die Vertreibung der Türken aus Europa. Für den erstern erreichte er in Italien wie in Deutschland wenig; für den andern desto mehr durch glückliche Familienverbindungen; in dem dritten waren, wie er selbst gesteht, von Jugend auf alle seine Gedanken und Wünsche vereinigt. Für diesen bringt er auch gar Nichts zur Ausführung, dagegen sieht er noch den Anfang einer neuen Bewegung in der Christenheit, in welcher alle Bestre-

bungen des zu Ende gehenden Mittelalters sich vereinigen.

Da es den großen Mächten noch an einer verhältnißmäßigen Kriegsverfassung gebrach, so lernte man von den Italienern die Kunst der Negotiationen. Jene versuchten sich zuerst darin, um die fremden Eroberer, die ihre innere Uneinigkeit herbeigerufen hatte, wieder zu entfernen. Nun kehrten die großen Mächte das Spiel um. Frankreich und Spanien wollten durchaus Land in Italien haben. Maximilian konnte dabei nicht müßig zusehen, und so nahm er an jener Politik immer lebhaftern Antheil, je weniger ihn das Reich unterstützte.

Der Vertrag zu Blois enthielt eine dreifache Uebereinkunft. Maximilian versprach gegen 200,000 fl. den K. Ludwig XII. und seine männlichen Nachkommen, in deren Ermangelung aber seine Tochter Claudia und ihren künftigen Gemahl, mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen. Ludwig XII. verhieß dagegen seine Tochter dem Enkel Maximilians, Karl, nebst weitern Bestimmungen in Absicht der Erbschaft von Mailand und Burgund, im Fall Ludwig XII. ohne männliche Erben abgehen würde. Die dritte Uebereinkunft betraf ein Bündniß zwischen Maximilian I., Ludwig XII. und dem Pabste Julius II. in der Absicht, den Venetianern Alles wieder abzunehmen, was sie vom Kirchenstaate, von Mailand und vom Reich abgerissen hatten.

Zwei Monate nach dem Vertrag zu Blois starb die Königin Isabella von Castilien. K. Ferdinand von Aragonien, ihr Gemahl, wollte kraft eines vorgegebenen Testaments die Regentschaft für den Enkel Karl, Sohn der Johanna und des Erzherzogs Philipp, übernehmen; aber der Reichstag zu Valladolid erkannte die Nachfolge den beiden Letztern zu. K. Ferdinand vermählte sich nun mit Germaine de Foix, Schwestertochter K. Ludwigs XII., der das Glück des erzherzoglichen Hauses mit noch eifersüchtigern Augen betrachtete. Erst empfing Ludwig die Belehnung mit Mailand in der Person des Cardinal Georg von Amboise und bezahlte einstweilen die Hälfte des bedungenen Geldes; dann betrieb er ein geheimes Bündniß gegen seinen Lehensherrn mit

Venedig, Rom und andern italienischen Staaten, und verlobte seine Tochter Claudia dem Herzog Franz von Angouleme, seinem Nachfolger. So war denn der Vertrag von Blois und namentlich die Vererbung von Mailand schon vernichtet.

Nicht lange darnach starb der Erzherzog Philipp und hinterließ zwei unmündige Söhne, den schon gedachten Erzherzog Karl und seinen Bruder Ferdinand und zwei Töchter, Maria und Isabelle. Maximilian erhielt dadurch die Vormundschaft über die Niederlande, die er seiner Tochter Margarethe, Wittwe des Infanten Johann, abtrat; die Vormundschaft über Castilien aber mußte er dem K. Ferdinand gegen 500,000 Dukaten überlassen.

Als Ludwig XII. mit dem Herzogthum Mailand auch die Herrschaft über Genua mit gewaffneter Hand behaupten wollte, traten Pabst und Venedig von dem geheimen Verständniß ab, und hielten sich wieder zu Maximilian, weil sie besorgten, Ludwig möchte sich auch des Kaiserthums bemächtigen. Bis jedoch jener über die Alpen kam, hatten sie ihren Sinn schon wieder geändert, weil mit Ludwigs Rückzug jene Furcht verschwunden war. Maximilian wollte jetzt Mailand besetzen, weil es der König verwirkt hätte; allein er fand keine Unterstützung, weil man ihn so wenig in der Nähe haben wollte als den König; daher schloß er, wie schon oben bemerkt worden, einen dreijährigen Stillstand mit Venedig. Jetzt kam Julius II. in neue Bedrängniß durch die venetianischen Waffen. In kurzer Zeit brachte er Ludwig und Maximilian wieder zusammen und stiftete die verrätherische Ligue von Cambray; damit Letzterer seinen Stillstand mit Ehren brechen könne, gebot er ihm aus apostolischer Macht, der Kirche als Schirmvogt zu Hülfe zu kommen. Auch Ferdinand von Aragonien trat dem Bündnisse bei. So standen zwei Könige, der Kaiser und der Herr des Kirchenstaates gegen Venedig und gedachten die stolze Stadt zu demüthigen; über die Theilung ihrer Besitzungen auf dem festen Lande waren sie schon einig. So geheim das Bündniß eingeleitet worden, so war doch der Pabst der Erste, der es den Venetianern er-

öffnete, in der gewissen Hoffnung, er werde sie schon dadurch zur Rückgabe seiner Städte vermögen. Da sie aber den Verräther wie billig verachteten, so ergriff er nun erst um so erbitterter den Krieg. Der Kaiser blieb bei seiner Zusage, ungeachtet ihm die Venetianer wiederholt den Frieden anboten und das Reich die verlangte Hülfe erschwerte. Die Franzosen eröffneten rasch den Feldzug, und der Pabst sprach den Bann aus. Bei Agnadello erlitten die Venetianer eine so schwere Niederlage, daß sie bereits das feste Land aufgaben, sey es nun aus wirklicher Muthlosigkeit oder in der Absicht, die Verbündeten wegen der Beute um so gewisser unter sich zerfallen zu sehen. Wollte Maximilian einseitigen Frieden schließen, so hätte er es mit großem Landgewinn thun können. Die Venetianer machten ihm die verführerischten Versprechungen, wenn er sie gegen Frankreich schützen und den Untergang ihres Namens verhüten würde. Allein er wollte jetzt auch Etwas leisten; er machte sogar Anstalt Venedig zu Wasser anzugreifen. Da sah er sich von den Verbündeten verlassen.

Der König von Frankreich ging über die Alpen zurück, sobald er des Kaisers Fortschritte vernahm; der Pabst aber schloß einseitigen Frieden, gegen die ausdrückliche Bedingung des Bündnisses. Er hatte jetzt seine Städte wieder und wußte sich zu entschuldigen: „der Pabst, als Statthalter Christi, dürfe die nicht weiter verfolgen, welche mit Reue die Absolution suchten.“ Er that noch mehr. Da der Kirchenstaat befreit war, so mußten die hereingerufenen Franzosen und Deutschen wieder entfernt werden. Er schloß zu diesem Ende ein Bündniß mit den Schweizern, entband den K. Ferdinand seines Bundeseides, belehnte ihn mit Neapel und vernichtete Frankreichs Ansprüche auf dieses Königreich.

Hierdurch wurden Ludwig und Maximilian einander wieder näher gebracht, so wenig Ernst jener gezeigt hatte diesen zu unterstützen. Sie schloßen wieder ein Bündniß zu Blois, als Erneuerung des cambrayer, und bedrohten den Pabst mit einem allgemeinen Concilium, wenn er keine Genugthuung geben würde. Vergeblich

suchte Julius II. die beiden Monarchen zu trennen. Sie schrieben das Concilium wirklich nach Pisa aus, und luden den Pabst vor. Dieser aber schloß mit Ferdinand und Venedig die heilige Ligue und eröffnete, da ihn das pisaner Concilium suspendirte, ein anderes im Lateran. Während dieser letzten Schritte gelang es ihm auch den Kaiser zu einem Stillstande mit den Venetianern zu bringen, für den sich derselbe 50,000 Dukaten bezahlen ließ. Ehe aber Maximilian sein Heer von dem französischen abrufen konnte, schlug Gaston de Foix bei Ravenna das päbstlich-spanische Heer in einer sehr blutigen Schlacht, die er mit seinem Leben erkaufte. Nun ließ Julius die Schweizer aufbrechen, unter der Führung seines Legaten, des Bischoffs Matthäus Schinner von Sitten. Die Franzosen zogen sich zurück; Mailand ergab sich an die Schweizer und durch sie an die heilige Ligue. So gern der Kaiser das Herzogthum für sich behalten hätte, so mußte er doch geschehen lassen, daß der Pabst und die Schweizer dasselbe an den Sohn des verstorbenen Herzogs Ludwig Moro, Maximilian Sforza, übergaben, ausser Abzug der Stücke, welche die Eidgenossen, der Pabst und Venedig davon abgerissen hatten.

Ueber den Friedensschluß mit dem Kaiser zerfiel der Pabst wieder mit den Venetianern, wodurch diese sich bewogen sahen, mit Frankreich zu Blois ein Bündniß zu schließen. Wenige Tage nach diesem Vertrage wurde zu Mecheln ein Angriffsbündniß gegen Frankreich geschlossen, zwischen dem Pabste, dem Kaiser, dem König Ferdinand von Aragonien und dem K. Heinrich VIII. von England, Ferdinands Schwiegersohn. Ehe dieses noch zum Handeln kam, eroberte Ludwig XII. das unbeschützte Mailand, verlor es aber eben so schnell wieder durch die Schweizer in der Schlacht von Novara. Nun brach erst der verabredete Angriff auf mehreren Seiten zugleich los. Der König von England fiel in Frankreich ein. Bei Guinegate erfocht Maximilian einen zweiten Sieg, die Sporenschlacht, von der Flucht der französischen Reiter genannt. Hochburgund griffen die Schweizer in Maximilians Sold an, verstärkt durch deutsche Reiterei unter dem jungen Her-

zoge Ulrich von Wirtemberg, um das Land für den Erzherzog Karl zu erobern. In diesem Gedränge suchte Ludwig XII. die Verbündeten zu trennen. Er gewann Leo X. durch Beitritt zum lateranischen Concilium nach Maximilians Vorgang, den K. Ferdinand durch einen Heirathsvertrag zwischen den Enkeln Karl und Renate, mit dem Versprechen, Mailand an diese abzutreten. In der letztern Rücksicht schloß dann auch Maximilian, als väterlicher Großvater Karls, einen Stillstand. Mit England wurde ebenfalls ein Heirathsvertrag geschlossen.

Gegen Ludwig XII. Nachfolger, Franz I., traten der Kaiser, der K. Ferdinand, der Herzog Maximilian Sforza und der Pabst mit den Schweizern in ein Bündniß. Franz, der jugendliche Held, überraschte sie durch die Einnahme von Mailand; in der zweitägigen Riesenschlacht von Marignano wurden die Schweizer zum ersten Mal besiegt. Der Herzog von Mailand mußte entsagen. Der Pabst verglich sich. Maximilian zog mit schweizerischen und deutschen Söldnern im nächsten Jahr vor Mailand, und war schon im Begriff die Stadt zur Uebergabe zu bringen, als die Schweizer sich weigerten gegen ihre Landsleute, welche Franz indessen geworben hatte, zu fechten. Er mußte unverrichteter Dinge zurückgehen. Die Schweizer schloßen bald darauf mit Frankreich den ewigen Frieden, die Grundlage aller ihrer nachherigen Bündnisse. Durch Vermittlung seines Enkels Karl trat Maximilian endlich in Präliminarien mit Venedig, indem er Verona, die einzige Stadt, die er noch in seiner Gewalt hatte, gegen eine Summe Geldes herausgab, wovon ein Anlehn bei Frankreich getilgt wurde. Auf dieses folgte zu Cambray wieder ein Defensivbündniß des Kaisers und seines Enkels Karl mit dem Könige von Frankreich und ein Angriffsbündniß gegen die Türken. Nachdem Franz und die Venetianer einander ihre italienischen Besitzungen verbürgt hatten, schloß Maximilian mit der Republik auch ab. Dies der Ausgang des aus der Ligue von Cambrai entstandenen achtjährigen Kriegs.

Mit Abscheu wendet sich die Geschichte von den unzähligen Treulosigkeiten des Bündnißwechsels, wobei die „allerchristlichsten und rechtgläubigen Könige,“ der

Kaiser und der heilige Vater weder Eidschwüre geachtet, noch sich geschämt nach vielfältigem Wortbruch sich immer wieder bald mit einander, bald gegen einander zu verbinden. Doch haben wir die Genugthuung, auch bei diesem unwürdigen Stoffe zeigen zu können, wie die Untreue immer ihren eigenen Herrn geschlagen. Das Haus Sforza, das die Negotiationen angefangen, ward zweimal gestürzt. Frankreich, war zuletzt im Besitze von Mailand, behielt es nur wenige Jahre, und mußte dem Reiche seine Oberlehnsherrlichkeit lassen. Die Venetianer verloren ihre Eroberungen im Kirchenstaat, im Neapolitanischen und an der mailändischen Grenze. Der Pabst, unter die kriegführenden Mächte getreten, rettete wohl den Kirchenstaat, verlor aber darüber sein geistliches Ansehn. K. Maximilian gewann mit allen seinen Aufopferungen Nichts. Statt seine Erblande, die Confinien, an das adriatische Meer hin zu erweitern, mußte er den Venetianern mehrere, vormals zum deutschen und langobardischen Reiche gehörige Städte und Landschaften überlassen; eben so sah er das Herzogthum Mailand wiederholt von Frankreich besetzt. Kaum daß die Oberherrlichkeit über die italienischen Reichslehen noch erkannt wurde. Für Erhöhung des kaiserlichen Ansehns war Nichts zu hoffen.

Dagegen tröstete sich Maximilian durch den glücklichen Erfolg seiner Hausverträge. Auch während der Verwicklung in die italienischen Angelegenheiten verlor er die Königreiche Ungarn und Böhmen nicht aus den Augen. Nicht zufrieden, daß ihm auf das Absterben des uladislavschen Mannsstammes die Erbfolge in Ungarn schon zugesichert war, wollte er, nach dem Beispiele seines Ahnherrn, Rudolf I., durch eine Wechselheirath die Sache noch bündiger fassen. Böhmen, in der Mitte dieses Zeitraums der Sitz des Kaiserthums, war seit der Wahl des Uladislaus auf dem Wege vom Reich getrennt zu werden; es nahm weder an den Reichstagen noch an der römischen Königswahl Theil. Maximilian ließ einige Jahre durch den Cardinal von Gurk, Matthäus Lang, und durch seinen vertrauten Rath, Cuspinian, negociren. In Folge dieser Verhandlungen kamen die beiden königlichen Brüder, Uladislaus

von Böhmen und Ungarn, Sigmund von Polen, zu dem Kaiser nach Wien, und wurden mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Der Erstere brachte seinen Sohn Ludwig mit sich und seine Tochter Anna, welche in einem vergoldeten und bemalten Wagen mit acht weissen Pferden fuhr. Die Könige und der Kaiser ließen sich in Sänften tragen; das zahlreiche Gefolge von Ungarn und Polen fuhr auf leichten Wagen, in ihrer Sprache Kottschi genannt. Maximilian eröffnete die Versammlung mit einer langen, von Jedermann bewunderten Rede, worinn er die Nothwendigkeit darthat, die Reiche und Lande gegen die wachsende Macht der Türken zu vereinigen. Dann wurde der verabredete Heirathsvertrag unterschrieben. Maximilian ließ sich die Anna antrauen für einen seiner Enkel, Karl oder Ferdinand; seine Enkelin, Maria, Schwester von diesen, wurde dem Sohne und Nachfolger des Uladislaus, Ludwig, verlobt. Maximilian erlebte zwar nicht mehr die wirkliche Vermählung Ferdinands mit Anna, wodurch die beiden Königreiche, Ungarn und Böhmen, nach Ludwigs Tode an das Haus Oesterreich kamen; aber er hatte die Freude, an diesem Tage die folgenreiche Verbindung gegründet zu haben, die einen überwiegenden Ersatz gab für Alles, was er von den Venetianern hätte erobern können.

Wie der ältere Enkel Karl noch unmündig durch den Tod seiner Großmutter Isabella auf den Thron von Castilien gekommen, ist schon im Laufe der obigen Begebenheiten berührt worden. Zur Gemahlin war ihm zuerst bestimmt K. Ludwigs XII. Tochter mit dem Herzogthum Mailand, dann eine Tochter von K. Franz I. mit den Ansprüchen auf Neapel. Beide Verbindungen wurden vereitelt. Aber eben so vergeblich war des Großvaters, Ferdinands von Aragonien, Hoffnung, von seiner zweiten Gemahlin Germaine noch einen Erben zu erhalten. Da im Gegentheil die meisten Großen des Landes sich auf die kaiserliche Seite neigten, so setzte Ferdinand kurz vor seinem Tode Karl zum Nachfolger in Aragonien ein, wozu er während der obigen Kriege Navarra erobert hatte. Also kamen nun die drei Reiche, Castilien, Aragonien und Navarra an Maximilians ältesten Enkel, der zugleich als Herr

der Niederlande und Erbe Oesterreichs der mächtigste deutsche Reichsstand war. Ein Jahr darauf hat Ferdinand Cortez die Eroberung von Mexiko begonnen. Frankreich, mit aller seiner Arglist, konnte diesen über alle Erwartung großen Zuwachs des Hauses Oesterreich nicht hindern.

Hier müssen noch die weitern Folgen der italienischen Kriege berührt werden. Daß Deutschland während derselben durch Feststellung seiner innern Verfassung mehr gewonnen als Maximilian in Italien, haben wir schon gesehn. Dagegen haben die Städte neuen Schaden gelitten durch Störung des levantischen Handels. Venedig, der Mittelpunkt desselben, verlor in jenen Kriegen 40,000 Mann, und opferte 5 Millionen Dukaten. Es war also schon geschwächt, ehe die eben jetzt entdeckten neuen Handelswege nach Ost- und West-Indien den Binnenländern den Hauptzufluß entzogen. Die süddeutschen Städte, bisher durch die Verbindung mit Italien zu großem Wohlstande gekommen, empfanden die ersten Folgen davon. Die Hanse im Norden, von den Engländern in ihren Handelsfreiheiten beschränkt, führte mehrjährigen Krieg darüber. Durch ihre überlegene Seemacht erhielt sie zwar in dem utrechter Frieden Herstellung derselben nebst 10,000 Pfd. Sterl. Schadloshaltung; mußte aber dagegen den Engländern gestatten nach Preußen und andern Häfen der Hanse zu schiffen und zu handeln. Für die niederländischen Städte kam eine günstigere Epoche.

Auf die Fortschritte im Kriegswesen haben die italienischen Kriege wichtigen Einfluß gehabt. Eben weil das Reich, als solches, wenig Theil daran genommen oder durchaus zu keiner allgemeinen Kriegsverfassung sich verstehen wollte, hat dagegen die deutsche Bevölkerung wie die schweizerische ein weites Feld zum freien Solddienste gefunden, und Maximilian hat seinerseits ein besonderes Talent in Erfindungen gezeigt.

Die Wichtigkeit des Fußvolks kannten seine Vorfahren schon seit den Schweizerkriegen; seit dem Hussitenkrieg werden auch die böhmischen Schaaren zu den tapfersten gezählt. Im pfalzbayerischen Erbfolgekrieg, da dem Pfalzgrafen Ruprecht eine Anzahl Böhmen zu

Hülfe zog, lernte Maximilian sie kennen, als er bei Regensburg ihnen ein Treffen lieferte. Die schweizer Söldner führten, statt der Hellbarten und Streitkolben ihrer Voreltern, ein großes auf dem Rücken hängendes Schlachtschwert, ein Beimesser im Gürtel und eine achtzehnfüßige Lanze. Ihre Schlachtordnung, mit der sie die Reiterei empfingen, hieß bei den Franzosen Stachelschwein. Maximilian gab den deutschen Fußknechten nur einen kurzen Degen und eine Lanze. Knechte hießen ursprünglich alle Kriegsdienstleute. Von den Schweizern haben eine Zeit lang alle Söldner den Namen gehabt. Dann hieß man die deutschen Fußgänger, weil sie aus dem Landvolke waren, im Gegensatz gegen jene und den Ritterstand, Landsknechte. Man fand sie zum Theil größer und ansehnlicher als die Schweizer. Uebrigens hielten sie keine so gute Kriegsordnung wie die Letztern, und konnten nur durch ihre geachteten Hauptleute, Georg von Frundsberg, Jakob von Embs, im Zaume gehalten werden. Einer der ersten Feldobersten unter Maximilian war der Fürst Rudolf von Anhalt, der in den niederländischen und italienischen Kriegen sich hervorgethan. Indessen wußten die Franzosen die deutschen Söldner sich bald auch zu Nutzen zu machen. Da sie aus ihrer eigenen Nation kein gutes Fußvolk zusammenbrachten, so nahm Ludwig XII., als er mit den Schweizern sich überworfen, ein beständiges Korps von 6000 ausgesuchten deutschen Leuten in Sold; der erste Stamm eines regelmäßigen Fußvolks, von ihren schwarz gestreiften Fahnen schwarze Banden genannt. Die Schlacht bei Ravenna wäre ohne die Landsknechte verloren gewesen.

Eine andere Art Fußvolk bewaffnete Maximilian mit schweren Feuergeschoßen, Hakenbüchsen (arquebuses), welche auf Gabeln aufgelegt wurden. Maximilian führte auch mehr grobes Geschütz mit sich, als man bisher gesehn, und suchte dasselbe auf verschiedene Art zu verbessern.*) Wiewohl aber die leichten Feuerrohre

*) Er erfand Mörser und Böller zum Feuereinwerfen, lange Rohre zu den Streichwehren und in die Ferne zu schießen, Stümpfe und kurze Rohre zum Schrotschießen; die großen Büchsen hatten eigene Namen: „Burlebaus," „Weck auf von Oesterreich" u. s. w.

oder Flinten in kurzer Zeit so allgemein geworden, daß schon im burgundischen Kriege Tausende damit bewaffnet waren, und wiewohl das Fußvolk überhaupt die Entscheidung der Schlachten an sich brachte, so hat doch die Reiterei ihren bisherigen Ruhm noch immer zu behaupten gesucht. Kein Reichstag, keine große Versammlung in den Städten wurde gesehn ohne Turniere, ohne Wettrennen. Bis in sein Alter hat Maximilian sich darin als den Ersten gezeigt. Jener tapfere Markgraf Albrecht Achilles wurde in unzähligen Wettkämpfen nur ein einziges Mal durch Konrad Haller, einen nürnberger Ritter, aus dem Sattel gehoben. Vor der Schlacht bei Ravenna foderten die Ritter der beiden feindlichen Heere einander erst zum Zweikampfe heraus. Jakob von Embs wurde von dem spanischen Obristen Zamudio mit der Lanze erstochen. Fabius von Schlabberndorf, Johann Spät von Pflummern, mit grünen Laubkränzen auf ihren Helmen, trafen mit zwei Spaniern zusammen. Spät wurde, ehe der Zweikampf begann, von einer Kugel getroffen; aber Schlaberndorf erlegte seinen Gegner.

Mit allen seinen Anordnungen kam jedoch Maximilian nicht mehr dazu, die bessern Soldaten und Waffen gegen die Türken zu führen. Vielmehr geschah durch eine eigene Fügung der Umstände, daß der von den Päbsten am meisten betriebene Türkenzug in einen Angriff gegen das Pabstthum selbst ausging, und da kommen wir nun erst auf die wichtigsten Wechselwirkungen zwischen Deutschland und Italien.

Unter den Kriegen für die Erhaltung und Ausbreitung des Kirchenstaates trat die Kirche selbst immer tiefer in den Hintergrund, und der päbstliche Stuhl verlor seine höhere Würde und Haltung. Auch die nach so vielen Kämpfen errungenen Vorrechte gegenüber vom Kaiserthum zerflossen wie eine Wolke. Gern erließ Julius II. dem K. Maximilian die Krönung zu Rom nebst der sonst so ängstlich betriebenen Eidesleistung und Prüfung, wenn er nur kam, um die stolzen Venetianer demüthigen zu helfen. Zu Trient erklärte sich Maximilian als „erwählten römischen Kaiser" und machte solches den Kurfürsten, Fürsten und Ständen

des Reichs durch Rundschreiben bekannt. Dem Pabste blieb nur noch die Anerkennung. In Deutschland wie in den übrigen Staaten wußte man sonst wenig vom Pabste, als daß er so viel möglich Geldgefälle bezog, angeblich zum Türkenkrieg, in der That aber zu seinen eigenen Kriegen, zur Verschönerung Roms und seiner üppigen Hofhaltung. Das wurde jetzt weit empfindlicher gefühlt, als was die Päbste bisher gegen die Concilien und gegen die Kirchenfreiheit gethan; und das ist nun Pabstthum und Kaiserthum im neuern Sinne. Der lange Kampf über das Verhältniß der beiden höchsten Gewalten der Christenheit hat fast alle Bedeutung verloren. Das Pabstthum ruht jetzt auf dem souverain gewordenen Kirchenstaat, und seine Primatialrechte über die abendländische Kirche, obgleich erneuert, gehen der Antiquirung entgegen. Das Kaiserthum ist ebenfalls, nach fast gänzlichem Erlöschen der obersten weltlichen Gewalt über die Christenheit und der besonderen über die bisher zum römischen Reich gezählten Länder, beschränkt auf den enger verbundenen deutschen Reichskörper, aber als eine verfassungsmäßige oberste Leitung, die eben in dieser Verfassung ihren beständigen Lebenskeim hat, so lange sie nicht darüber hinausschreitet. Das Pabstthum dagegen kommt bald wieder in den Fall, zu seiner Erhaltung den Kaiser aufrufen zu müssen.

Auf Pius II. folgten sechs Päbste, deren jeder in seiner Art die Sache auf den Gipfel trieb. Paul II. fing den Aemterverkauf öffentlich an, jene Simonie, gegen welche Gregor VII. so heftig geeifert; als Richter war er bald hart bald zu gelind, schwer zugänglich, dabei prachtliebend und eitel. Sixtus IV. kam bei Allem, was für die Aufnahme der Stadt geschah, in solchen Haß, daß man an seinem Todestag einen allgemeinen Aufstand gegen seinen Günstling Riario machte und Gott dankte, daß er sein Volk von der Hand eines solchen Mannes befreit, der keine Liebe, kein Wohlwollen kannte, sondern bloß durch unanständige Geldbegierde, pomphafte Aufzüge und eitle Ruhmsucht geleitet wurde. Mögen auch manche der Beschuldigungen übertrieben seyn, so ist doch erwiesen, daß besonders durch den schamlosen Aemterverkauf, von den höch-

sten bis zu den niedrigsten Stellen, das Verderben in der Kirche reissend zugenommen. Innocenz VIII. hat die Fehler seiner Vorgänger in noch höherem Grade; selbst Todesverbrechen konnten mit Geld abgekauft werden. Sein Kämmerling sprach: „Gott wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er zahle und lebe.“ Innocenz wollte dafür leutselig gepriesen werden. Alexander VI. trieb alle Ausschweifungen auf's Aeußerste. Uebereinstimmend von allen Geschichtschreibern wird das öffentliche Leben dieses Pabstes, wie das seiner Söhne, als ein Zusammenhang von habsüchtigen, treulosen, grausamen Handlungen und Meuchelmorden, ihr Privatleben als unverschämt, üppig beschrieben. Er starb durch Mißgriff an Gift, das sein Sohn dem Cardinal Corneto zugedacht hatte. Als sein schwarz gewordener Leichnam zur Schau ausgestellt wurde, lief jedermann hinzu, sagt Guicciardini, um sich an dem Anblick der todten Schlange zu sättigen, welche die ganze Welt angesteckt hatte. An kühnen Entwürfen, an Heftigkeit in der Ausführung, an kriegerischem Geiste und Hinterlist übertraf alle Julius II. Die Verwirrung, die er dadurch angerichtet, haben wir oben gesehn. Trunkliebe wird ihm fast allgemein beigelegt. Dagegen war er frei von Nepotismus. War Alexander der ausschweifendste, Julius der gewaltthätigste, so erscheint Leo X. als der hochfahrendste Pabst. Der zweite Sohn des großen Florentiners Lorenzo Medices, fürstlich erzogen, führte er auf dem päbstlichen Stuhle eine mehr als königliche Pracht. Bei der Krönung ritt er sein türkisches Pferd, auf welchem er als Cardinallegat in der Schlacht bei Ravenna gefangen worden. Junge, reiche Cardinäle waren seine Gesellschafter auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, bei Gastmahlen und Schauspielen. Die leckerhaftesten, seltensten Gerichte mußten seine Tafel zieren. Beim Kartenspiele, er mochte gewinnen oder verlieren, warf er reichlich Goldstücke unter die Zuschauer. Da er durch seine Strenge den Cardinälen verhaßt wurde, ernannte er auf einmal 31 neue. Seine Verstellung hat Viele getäuscht. Seine Verschwendung und die Leichtigkeit, mit der er die Aemter vertheilte, brachte neue Verwirrung.

Die Geschichte, nicht ungerecht, läßt diesen sämmtlichen Päbsten ein gemeinschaftliches Verdienst, Liebe und Sorgfalt für die Künste und Wissenschaften, soweit sie bei ihren übrigen Eigenschaften dazu fähig seyn mochten. Theologen waren sie freilich nicht. Aber sie hatten mehr oder weniger die Schule des classischen Alterthums gemacht, wie Pius II. Einige haben den vertriebenen Griechen Schutz verliehen und den Türkenkrieg auch um ihretwillen betrieben. Unter Paul II. wurde schon die erste Druckerpresse nach Rom gebracht. Julius II. hat den bewundernswürdigen Bau der St. Peterskirche durch den Baumeister Bramante angefangen, Leo X. hat ihn fortgesetzt. Der Letztere war selbst ein Freund der schönen Redekünste und hatte immer Gelehrte um sich. Doch war es nur ein Nachhall von dem, was sein Haus zu Florenz gethan. Am päbstlichen Hofe dienten die Künste und Wissenschaften nur als ein Zweig des Luxus; den Forschungen war ihre Grenze gesteckt.

Ungeachtet die Universitäten in Deutschland zunahmen, so wurde doch Italien immer noch von vielen Jünglingen besucht, um die wieder auflebende klassische Literatur nach Deutschland zu verpflanzen. Jetzt sah man, wie die Deutschen längst in der Stille gewohnt waren, die Wissenschaften sich zu eigen zu machen, d. h. sie auf ihre Art gründlich zu bearbeiten; sie legten kräftige Hand an, sie aus der bisherigen Barbarei zu ziehen und eigentliche wissenschaftliche Fortschritte mit verbesserter Lehrart einzuführen.

Es wetteiferten Grafen, geistliche und weltliche Fürsten, Frauen und Städte in Begünstigung wissenschaftlicher Anstalten. Seit K. Friedrich III. haben auch die Kaiser angefangen, neben dem Pabste, Privilegien zur Errichtung von Universitäten, Gymnasien und andern öffentlichen Lehranstalten zu ertheilen. Indessen litt die innere Einrichtung der hohen Schulen noch an manchen Gebrechen; der Zuschnitt war mönchisch. Von der wiener Universität sagt Aeneas als Augenzeuge, „es sey viel unnützer Wortkram getrieben worden. Musik, Redekunst, Dichtkunst, Arithmetik seyen fast unbekannt. Die Schriften von Aristoteles und

Plato kenne man nur aus Commentarien.“ Die Rechtswissenschaft kann verhältnißmäßig die meisten Fortschritte aufweisen; die Heilkunde schon deswegen nicht, weil Pabst Bonifacius VIII. die Leichenzergliederung verboten.

Die Sprachen und die historischen Wissenschaften waren auf Universitäten noch ganz vernachlässigt. Nur durch sie konnte die erste Fakultätswissenschaft, die Theologie, besseres Licht erhalten, bis auch die Philosophie sich aus der Barbarei erhob. Neue Hülfsmittel hatten die vertriebenen Griechen nach Italien gebracht. Nun entstanden neben den Universitäten verbesserte Stiftsschulen, worunter die zu Münster unter Rudolf Lange die berühmteste geworden. Es entstanden auch Privatschulen zu demselben Zwecke. Die ausgezeichnetsten Männer traten unter sich selbst in nähere Verbindung durch Briefwechsel, Reisen und Errichtung freier Gesellschaften. Humaniora heißen ihre Studien, weil sie zu den trefflichsten Werken des menschlichen Geistes führen, welche zu jeder Zeit die Barbarei entfernt und Veredlung der Menschheit begründet haben. Diese Humanisten haben die Reformation der Wissenschaften eingeleitet, aus welcher dann erst eine gründliche Reformation der Kirche hervorgehen konnte.

Der edle Johann von Dalberg, durch Reisen in Italien, dann zu Ingolstadt gebildet, Domherr, Probst, zuletzt Bischoff zu Worms, Kanzler des Pfalzgrafen Philipp, durch den er Heidelberg emporhob, berief den Rudolf Agricola zum Lehrer daselbst, nahm selbst von ihm Unterricht in der griechischen Sprache, und gewann einen Rabbiner für die hebräische. Conrad Celtes, aus Schweinfurt in Franken, von demselben aufgemuntert, hörte ebenfalls den Agricola und betrieb schon als Studirender die Errichtung einer Gesellschaft der vorzüglichsten Gelehrten, welche als „societas litteraria rhenana“ die erste seit Karls des Großen Akademie in Deutschland geworden. Am Ende des Zeitalters, da alle Stände in Zünfte und Innungen traten, sind es endlich die freien wissenschaftlichen Vereine, welche nach und nach den Zunftzwang gelöst, indem sie Künste und Wissenschaften zum deutschen Ge-

meingute machten. Celtes bereiste die meisten Universitäten und weckte überall die Liebe zu den humanen Wissenschaften. Auf Empfehlung des weisen Kurfürsten Friedrich von Sachsen krönte ihn K. Friedrich III. auf einem seiner letzten Reichstage zum Dichter; die erste Ehre dieser Art die einem Deutschen zu Theil wurde.

Mit Wohlgefallen sah Maximilian diesen edeln Wetteifer von Männern aus allen Ständen. Unter seiner Aufmunterung vereinigten sich Jakob Manlius von Freiburg und Ladislaus Suntheim von Ravensburg, um in Deutschland und Italien geschichtliche Denkmäler aller Art aufzusuchen und zu sammeln. Diesen Eifer theilten Johann Naucler, Bilibald Pirkheimer, Konrad Peutinger, Johann von Tritenheim. Hier ist der Anfang einer gründlichern Geschichtsforschung in Deutschland. Das Uebrige schöpfen wir aus den Reichstagsverhandlungen. Maximilian verachtete diejenigen Fürsten, welche es nicht der Mühe werth fänden ihrer Vorfahren Thaten beschreiben zu lassen. Wie fast in allen wissenschaftlichen Fächern, so wollte er auch hier sich selbst versuchen, trug aber seinen eigenthümlichen Geschmack auch auf die Geschichte über. Als er nach der Niederlage des Grafen von Fürstenberg bei Dorneck von Lindau auf dem See nach Costanz hinunterfuhr, fing er an, seinem Geheimschreiber Marx Treitzsauerwein von Ehrentreitz jenes Werk zu diktiren, das, von der Vermählung seines Vaters mit Eleonora von Portugal anfangend, in deutscher Ausführung den Titel: „der weiß (blank) König" erhielt. Am Abend überlas er es, und fragte den nürnberger Patricier Pirkheimer, der den Schweizerkrieg beschrieben, „wie ihm dies Reiterlatein gefalle?" Melchior Pfinzing, auch aus einem nürnberger Geschlecht, Probst zu St. Sebald daselbst, schrieb nach Maximilians Entwurf „den Ritter Teuerdank" (der auf Abenteuer denkt) in deutschen Versen, Maximilians ritterliche Thaten und Gefahren enthaltend. Eine der ersten Prachtausgaben der aufblühenden Buchdruckerkunst, dem Kaiser zugeeignet, hat lange kein Gedicht in Deutschland so viel Aufsehn erregt als dieses. Man hielt Maximilian selbst für den Verfasser. Zu dieser eigenen Art von Roman ist der

weiße König ein Seitenstück, mit dem Unterschied, daß hier die Begebenheiten mit geschichtlicher Treue, nur „in verborgener Gestalt" d. h. unter angenommenen Namen dargestellt sind. Er ist nicht wie der Anfang lateinisch, sondern deutsch im österreichischen Dialekte geschrieben.

In der Dichtkunst zeigt die Zeit des Teuerdanks einen neuen Aufschwung. Der deutsche Volksgesang wurde begeistert durch die Schweizersiege. Veit Weber von Freiburg im Breisgau, wahrscheinlich ein Schüler der Meistersängerei, hat ein Siegeslied auf die Schlacht bei Murten hinterlassen. Maximilian hielt an seinem Hofe Dichterübungen nicht weniger als Turnspiele.

Der deutschen Sprache hat es nicht wenig geschadet, daß die lateinische bis jetzt die öffentliche Geschäftssprache gewesen, und daß die Gelehrten in ihren meisten Schriften sich derselben bedienten. Doch haben die Humanisten auch das Verdienst um die vaterländische Sprache sich erworben, daß man sich in kurzer Zeit in Uebersetzungen der Alten geübt hat. Zu Maximilians Zeit ist die augsburger Mundart für die beste gehalten worden. Die Kraft der oberdeutschen Sprache ist aber erst in Luther hervorgetreten.

Die mit den Wissenschaften zugleich aufblühende Buchdruckerkunst erscheint als ein Hauptbeförderungsmittel derselben, indem sie die bisher kostbaren, zum Theil seltnen Handschriften schnell vermehrte, und Vieles auch dem Volke in die Hände gab, was es bisher noch nicht kannte. Hundert Jahre nach Erfindung des Schießpulvers hat diese zweite große Erfindung der Deutschen einen noch weit bedeutenderen Umschwung bewirkt als jene. Sie ist gleich derselben aus unbemerkten Anfängen entstanden, eigentlich eine zweifache Kunst. Die Formenschneider und Briefmaler sind die Vorläufer der Buchdrucker und Kupferstecher. Die Holzschnitte zu den Briefen oder Charten, und zu den Heiligenbildern mit Beischriften führten auf den Gedanken, ganze Seiten von Text, endlich Bücher auf hölzerne Tafeln zu schneiden und abzudrucken. Die Bettelmönche, welche die Heiligenbilder zum Volksunterrichte benützten, mö-

gen die Sache vorzüglich geweckt haben. So entstand dann ein größeres Werk, die sogenannte Biblia pauperum, nach den Fenstergemälden von Hirsau oder eines andern Klosters. Ein neuer Schritt war die Ausmittlung beweglicher Buchstaben. Ueber die Ehre dieser Erfindung haben holländische und oberdeutsche Gelehrte gestritten, sie ist aber dem Johannes Gänsefleisch von Guttenberg, Bürger zu Mainz, zuerkannt. Auch mehrere Städte haben über den ersten Sitz dieser Kunst, wie die sieben griechischen über Homers Geburt, geeifert. Bis jetzt ist erwiesen, daß Guttenberg zuerst zu Straßburg die Anwendung beweglicher Buchstaben versucht, dann aber durch Beistand des reichen Goldschmids Johann Faust zu Mainz die Sache zur wirklichen Ausübung gebracht hat. Nachdem diese beiden Männer durch einen Proceß sich getrennt, verband sich Faust mit Peter Schöffer, dem er seine Tochter gab, und trieb das Geschäft noch immer als Geheimniß, so daß die Gesellen eidlich verpflichtet wie in einem Blockhaus arbeiten mußten. Dies wurde endlich gesprengt durch die Bestürmung der Stadt unter dem Erzbischoff Adolf von Nassau, worauf die Arbeiter in mehreren deutschen und italienischen Städten sich niederließen, und somit die Kunst schnell in öffentliche Ausübung brachten. Eine andere Erfindung, welche die Käuflichkeit der Bücher erleichterte, ist das Linnen- oder Lumpen-Papier, das schon seit Anfang des funfzehnten Jahrhunderts in Deutschland den Gebrauch des theuren Pergaments verdrängte. Die Erfindung selbst scheint nicht deutsch zu seyn; man ließ das Papier anfänglich aus Italien kommen, aber bald findet man auch Papiermühlen zu Nürnberg und Basel.

Die Kupferstecherkunst, sehr wahrscheinlich von einem Florentiner erfunden, ist durch Albrecht Dürer in Nürnberg so verbessert worden, daß seine Blätter in Italien nachgestochen wurden. Die Holzschnitte von Dürer sind in ihrer Art eben so ausgezeichnet; er hat eine der ersten gedruckten Bibeln damit geziert. Derselbe ist in der Malerei Schöpfer einer eigenen trefflichen Manier, ohne jemals Muster vor sich gehabt zu haben. Gleichzeitig und eben so selbstständig ist Lukas Kranach in

Wittenberg, dessen unten weiter gedacht wird. Die Oelmalerei war schon ein Jahrhundert früher erfunden durch den Niederländer Johann van Eyk.

Die ersten gedruckten Werke waren theils biblische Bücher in deutscher Uebersetzung, freilich nur nach der Vulgata, und Predigtbücher, theils verschiedene Volksschriften, Calender, Reisebeschreibungen, Kräuterbücher. Das Meiste aber wurde noch von Gelehrten für Gelehrte geschrieben. Den Vertrieb der Druckschriften verhinderte anfänglich der Eigennutz der Verleger selbst; wenige theilten die Ehrbegierde eines Frobenius zu Basel und seines Freundes, des gelehrten und thätigen Erasmus von Rotterdam. Der Nachdruck ist fast so alt als die Buchdruckerkunst selbst. Maximilian mußte der rheinischen Gesellschaft ein Privilegium geben. Auf gänzliches Verbot scheint Niemand gefallen zu seyn. Wie hoch die Buchdruckerkunst schon in ihrem Anfange geschätzt wurde, kann man aus den Gnadenbezeugungen K. Friedrichs III. abnehmen. Er ertheilte den Kunstverwandten derselben gleiche Freiheiten mit dem Adel und den Gelehrten.

Soviel die bisher genannten Männer für die Aufnahme der klassischen Literatur durch Schriften, Reisen und Vorträge auf den Universitäten gethan, so fehlte doch noch eine solche, welche diesen Zweig der Wissenschaften eigentlich in ihren Plan aufnahm, wiewohl auf der jüngsten derselben, Tübingen, schon einige Versuche dazu geschehen waren. Dafür sorgte nun der weise Kurfürst Friedrich von Sachsen. Nach einer Wallfahrt in's gelobte Land, womit er nicht blos der alten Zeit ihre Schuld bezahlt, sondern in Begleitung seines Leibarztes Mollich und des Malers Lukas Kranach manches Merkwürdige gesammelt, wählte er auf des Erstern Vorschlag Wittenberg, als eine Stadt der altherzoglichen Lande, zum Sitz einer Universität, mit päbstlichen und kaiserlichen Privilegien zugleich. Reichlin, den er zum Lehrer der griechischen und hebräischen Sprache angieng, sandte ihm zu diesem Zwecke von Tübingen, wohin er anfänglich selbst berufen war, seinen Verwandten Philipp Schwarzerd oder Melanchthon; als Lehrer der Theologie kam ebenfalls von dort Johann Staupitz,

Luthers Lehrer und Freund. In kurzer Zeit erhielt die Universität, eben wegen ihrer dem Zeitbedürfniß entsprechenden Einrichtung, lebhaften Besuch.

Indem Gelehrte, Ritter und Fürsten durch gründlichere Bearbeitung der Wissenschaften für die Erhebung des gelehrten Standes selbst und für bessere Belehrung des Volkes sorgten, unterstützten sie nicht wenig die öffentlichen Verhandlungen in Kirchensachen gegen das Pabstthum. Nicht lange durfte sich dieses nach Pius und Paul II. der Hoffnung erfreuen, alle Reformationsgedanken für immer niedergeschlagen zu haben, so erwachten neue Stimmen, und der Reichstag kam nach und nach auf die alten Klagen zurück. Ein Jahr nach der Errichtung des ewigen Landfriedens erhoben sich nach den Polizeisachen Beschwerden gegen den Pabst.

Auf dem folgenden Reichstage zu Freiburg wurde eine Vorschrift für die Gesandtschaft an Alexander VI. entworfen, welche die Abschaffung vieler Mißbräuche betreiben sollte. Zwei Jahre darauf faßte der Reichstag zu Augsburg denselben Beschluß wieder, daß wegen der Uebertretung der Concordate und anderer mannichfaltiger Beschwerungen der deutschen Nation ein Gesandter nach Rom gehen solle. Indessen kam der Cardinal Raymund nach Deutschland, der, statt jene Beschwerden zu heben, vielmehr Einsammlung des Zehnten für den Kreuzzug betrieb. Dies führte wohl zu neuen Beschwerden des Reichsregiments über die zu weit ausgedehnte Gewalt des Legaten. Das Ganze blieb aber immer noch ohne Nachdruck. Als Maximilian im Begriff war zur Kaiserkrönung nach Rom zu gehen, verfaßte sein Vertrauter, Jacob Regius, ein eigenes Schreiben an ihn, das wieder auf Abstellung der gesetzwidrigen Verleihung der Kirchenämter und Pfründen drang. Die Vorstellung unterblieb jedoch mit dem Römerzug. Nun fing Maximilian selbst auch an, um in keinem Fache fremd zu bleiben, sich mit der Theologie zu befassen. Während er einige Monate in den Rheingegenden zubrachte, hatte er den gelehrten Abt Johann von Tritenheim zum Begleiter; die Pfingstzeit brachte er auf dem Schlosse Boppard zu; hier legte er dem Abt acht theologische Fragen vor. Der Abt war je-

doch bei allen seinen Kenntnissen nicht der Mann dazu, den Kaiser zu befriedigen; seine Antworten sind, gegenüber von der katholischen Rechtgläubigkeit, mit solcher Umsicht und Aengstlichkeit abgefaßt, daß sie zuweilen in's Lächerliche und Abergläubische verfallen. Also kam Maximilian auch von dieser Seite nicht weiter. Im Kriege gegen Julius II., da Ludwig XII. bei der Berufung des pisanischen Concilium die von seinen Vorgängern nachgelassene pragmatische Sanction erneuern wollte, kam Maximilian darauf, eine solche auch für Deutschland zu erlangen, da schon zur Zeit des Aeneas davon die Rede gewesen. Er gab dem berühmten Theologen Jakob Wimpheling, der damals zu Straßburg lehrte, den Auftrag, die französischen Kirchengesetze für Deutschland in Anwendung zu bringen. Die Reichstagsbeschwerden, wozu Bertold von Mainz bereits einen Entwurf fertig hatte, arbeitete Wimpheling ebenfalls aus mit Vorschlägen, wie den häufigen Ueberschreitungen der Concordate begegnet werden könne; die Vorsicht, mit welcher diese Vorschläge abgefaßt sind, gibt einen neuen Beweis, in welche Furcht sich das Pabstthum gesetzt hatte. Maximilian konnte auch keinen deutschen Bischoff zum Besuch des pisanischen Conciliums bewegen, weil man eine Spaltung befürchtete. Es war eine Hauptklage, daß so viele einheimische junge Männer, welche sich mit Eifer auf die Wissenschaften legten, durch päbstliche Höflinge, „Cortisanen", verdrängt würden, welche oft geschickter wären Maulthiere als Menschen zu weiden. Allein die ganze Beschwerdeschrift blieb zurück, weil Maximilian sich mit Julius II. verglich, um seinen Krieg mit Venedig beendigen zu können.

Der Bischoff von Gurk, Matthäus Lang, ein Mann von ausgezeichneter Einsicht und Thätigkeit, war es, durch welchen Maximilian wie die meisten politischen so auch die Kirchen-Geschäfte führte. Als Julius II. während jenes Kriegs heftig erkrankte, gab Maximilian dem Bischoff den Auftrag, sobald er dessen Tod erfahren würde, nach Rom zu gehen, um die Cardinäle zu gewinnen; denn er kam auf den seltsamen Gedanken, die Kaiserwürde niederzulegen und sich zum Pabste wäh-

len zu lassen. Man könnte zweifeln, ob es sein Ernst gewesen; allein er gab nicht nur Befehl, bei dem reichen Jakob Fugger zu Augsburg 300,000 Dukaten aufzunehmen und dem Bischoff nachzuschicken, sondern er erneuerte den Antrag im folgenden Jahre bei dem wiedergenesenen Pabste dahin, daß er ihn einstweilen zum Coadjutor annehmen möchte. Auch foderte er den König Ferdinand von Aragonien auf, ihm dazu behülflich zu seyn, indem er die Kaiserkrone dem gemeinschaftlichen Enkel Karl abtreten wollte. Seine nächste Absicht mochte gewesen seyn, die vorgehabte Reformation auf dem pisanischen Concilium durchzusetzen; bei dem zweiten Antrag konnte er diese schon nicht mehr haben, denn er hatte sich indessen mit Julius II. ausgesöhnt und war dem lateranischen Concilium beigetreten. Er fand aber bei diesem kein weiteres Gehör. Da Julius bald darauf starb, zögerten die Cardinäle nicht Leo X. zu erheben, ehe Maximilian sich in das Wahlgeschäft mischen konnte. Der Bischoff von Gurk erhielt den Cardinalshut.

Leo brachte das lateranische Concilium zu Ende im Geiste seines Vorfahren. Julius hatte bei der Eröffnung verkündigt, Vertilgung der alten Ketzereien, Reformation der Sitten aller Stände, und Dämpfung der Kriege sey die Absicht. Das Zweite und Dritte war aber nicht so ernstlich gemeint. Ein einziger Redner, der Augustiner-General Aegidius von Viterbo, trat gegen ihn auf. „Seit die Kirche,“ sprach er, „die Waffen ergriffen, habe sie einen großen Theil ihrer Länder an die Mahomedaner verloren; wenn es nicht so fortgehen solle, so müsse sie wieder in den Schoos der alten Frömmigkeit zurückkehren.“ Leo kam mit K. Franz I. überein, die pragmatische Sanktion in Frankreich wieder auf's neue aufzuheben, und schloß mit ihm ein Concordat, wodurch die gallicanische Kirche in die frühere Abhängigkeit vom römischen Stuhle zurückgeworfen wurde. So viele Widersprüche diese Uebereinkunft fand, so wußte sie doch der König endlich im Parlament durchzusetzen. Er hoffte in Absicht seiner andern Plane entschädigt zu werden.

Indessen, da der Friede in Italien hergestellt war, vereinigte sich Maximilian mit Leo den allgemeinen Heerzug gegen die Türken nun einmal um so ernstlicher vorzunehmen, als Selim I. durch die Unterwerfung von Aegypten und Algier die europäischen Staaten auf's neue seine Uebermacht fürchten ließ. Leo X. schrieb an alle Könige der Christenheit und foderte sie auf, die Türken zu Wasser und zu Lande anzugreifen, und aus Europa zu vertreiben. Maximilian schloß zu diesem Zweck ein Bündniß mit den Königen von Frankreich und Spanien. Dann berief er einen großen Reichstag nach Augsburg, auf welchem er überhaupt seine Entwürfe noch zur Ausführung zu bringen hoffte.

Leo X. sandte ihm gleich bei der Eröffnung des Reichstags, als oberstem Feldherrn der Christenheit, geweihten Hut und Degen; dem neuen Erzbischoff von Mainz, Albrecht von Brandenburg, verlieh er das Pallium gegen die bisherige Sitte unentgeltlich. Dann hielt der Legat Cajetan eine Rede, worin er den Vorwurf abzulehnen suchte, daß es dem römischen Hofe bei den Kreuzzugsanstalten blos um das Geld zu thun sey, weshalb er auch auf alle Theilnahme an der Kasse verzichtete. Nach langen Berathungen, während welcher man die eingelaufenen Nachrichten von dem Vorrücken der Türken für bloße Erfindung zur Beschleunigung der Sache halten wollte, bis die ungarischen Gesandten den Angriff auf Belgrad bestätigten, hielt Maximilian selbst eine lange Rede in der Versammlung. Da man nun aber über eine Antwort an den päbstlichen Legaten sich vereinigen wollte, zog ein vom Bischoff von Lüttich abgeordneter Geistlicher eine Rede hervor, welche die bittersten Beschwerden über die päbstlichen Eingriffe und Geldschneidereien vorbrachte. Zugleich ging eine an die Fürsten Deutschlands gerichtete schriftliche Rede herum, welche den Vortrag des Cajetan Wort für Wort in den heftigsten Ausdrücken widerlegte. „Die ganze Christenheit," heißt es darin, „besonders aber Deutschland werde vom römischen Hofe gewaltig gepreßt; man solle nicht geschehen lassen, daß Satans Engel sich in einen Engel des Lichts verkleide und das Volk glauben mache,

er bringe sein Opfer Gott, wenn er sie dem Geize lasterhafter Menschen bringe. Den Türken zurückzuschlagen wäre ein rühmliches Vornehmen, aber der Türke, der am meisten zu fürchten, wäre in Italien zu suchen. Gegen jenen, der aus Asien gekommen, könnte Deutschland sich noch immer genug vertheidigen; aber den italienischen Türken zu bezwingen, dazu wäre die ganze Christenheit nicht genug. Indessen solle man sich nur vor dem Banne nicht fürchten. Der Himmel werde auf den Wink eines Florentiners eben nicht zürnen; das Geld, das die Deutscheh aufbringen sollten, wäre blos ein Tribut für jene ehrsüchtige Familie."

Für den Verfasser hielt man Ulrich von Hutten, der im Gefolge des Erzbischoffs Albrecht von Mainz nach Augsburg gekommen war, aber am Fieber krank lag. In seiner Jugend aus dem Kloster entlaufen, hatte er sich mit ausgezeichnetem Erfolg den Wissenschaften ergeben, und zu Frankfurt an der Oder die Magisterwürde erlangt. Nachdem er zehn Jahre in Deutschland und Italien unter mancherlei Schicksalen, auch eine Zeit lang im italienischen Kriege sich herumgetrieben, wurde er bei seiner Rückkehr durch den trefflichen Konrad Peutinger von Augsburg dem Kaiser vorgestellt, der ihm zugleich den Dichterlorbeer aufsetzte und die goldne Ritterkette umhing. Obige Rede ist wenigstens ganz im Tone seiner übrigen zahlreichen Schriften, mit welchen er Deutschland für die Sache der Freiheit begeisterte.

Die Antwort der Reichsstände an den Legaten lehnte den Antrag desselben geradezu ab. Nach so vielen Erschöpfungen sey es unmöglich, zu den Kriegskosten den Zehnten von der Geistlichkeit und den Zwanzigsten von den Weltlichen einzuziehen. Die Fürsten müßten erst ihre Landstände darüber befragen. Maximilian ließ jedoch blos den letztern Theil der Antwort gelten, und verschob deswegen die Entscheidung auf einen andern Reichstag. Um indessen nicht ganz leer auszugehen, beschloß man drei Jahre lang jeden Communikanten im Reiche jährlich $\frac{1}{10}$ fl. bezahlen zu lassen; die Reichsstände sollten nach Belieben beitragen. Und damit erlosch das ganze Unternehmen.

Maximilian hatte noch einen andern Entwurf: er wollte seinen Enkel Karl bei seinen Lebzeiten zum römischen Könige wählen zu lassen. Die Unterhandlungen mit den Kurfürsten waren schon eingeleitet. Karl soll zu diesem Zweck 200,000 Dukaten nach Deutschland geschickt haben, und man hielt sich der Stimmen von Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg versichert. Maximilian suchte auch den Pabst zu gewinnen, und wollte sich erst noch durch eine Gesandtschaft von Kardinälen in Deutschland zum Kaiser krönen lassen. Allein K. Franz I. von Frankreich mahnte den Pabst ab, und brachte den Kurfürsten von Trier auf seine Seite. Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, dem Kaiserhause vielfältig verbunden, konnte den Ausschlag geben. Der Kaiser berief ihn und den Kurfürsten von Mainz während des Reichstags zu sich in Gegenwart des Kardinals Bischoffs von Gurk. Friedrich gab keine bestimmte Erklärung. Luthers Sache stand in der Mitte. Maximilian wurde empfindlich; der Pabst aber war dieser Spannung froh. Die Unterhandlungen wurden zwar auch nach dem Reichstage fortgesetzt; allein Maximilian erlebte die Gewährung seines Wunsches nicht mehr. Voll Unwillen über Leo X. rief er aus: „Nun ist dieser Pabst auch zu einem Böswicht an mir worden; nun mag ich sagen, daß mir kein Pabst, so lange ich gelebt, je Treu und Glauben gehalten hat; hoffe, ob Gott will, dieser soll der letzte seyn!“

Maximilian beurlaubte die Fürsten und ritt von Augsburg über Füeßen nach Ehrenberg, um sich mit der Falkenbeitze zu zerstreuen. Als er auf dem Rückwege zu der Rennsäule auf dem Lechfelde kam, wandte er sich um, schlug ein Kreuz gegen die Stadt, und sprach: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darinne. Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt; nun werden wir dich nicht mehr sehen!“ Er litt bald stärker am Fieber; von Insbruck, wo ihm die Bürger einen Verdruß machten, ging er nach Wels; hier endigte er nach drei Monaten sein thätiges Leben im sechzigsten Jahre. Gewiß in Absicht auf Willen und Thatkraft einer der löblichsten Kaiser des spätern Deutschlands. Daß er nicht mehr erreicht

hat in seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung; liegt allein darin, daß er zu viel gewollt, und bei der Beweglichkeit seines Geistes leicht wieder von neuen Ideen ergriffen worden ist. Dies ist jedoch wieder der deutschen Verfassung zu gut gekommen, indem er immer bereit war die Entwürfe der Besten zur Ausführung zu bringen. Bei allen übrigen Auffoderungen hat er das Bedürfniß Deutschlands erkannt und gewürdigt. Er war so glücklich, die Größe seines Hauses gegründet und das Reich in einem Frieden zu sehen, der bald nach ihm erschüttert wurde, vor ihm aber lange Zeit gar nicht gekannt war. Nach Friedrichs III. langweiliger Zeit, welch eine Lebendigkeit tritt auf einmal in allen gesellschaftlichen Verhältnissen hervor! In der That, Deutschland ist nie in allen seinen Ständen zugleich so kräftig und mächtig gewesen als damals: eine Zahl von tapfern, einsichtsvollen Fürsten, für das Wohl ihrer Lande wachend; ein ritterlicher Adel, Schwert und Feder zugleich führend; die Städte noch immer so wohlhabend, wie sie nie wieder geworden; an ihrer Spitze Männer durch Bürgertugend groß, an Wohlstand den Fürsten gleich; der Stand der Gelehrten zum muthigen Kampfe entschlossen gegen die Fesseln des menschlichen Geistes.

Ein Höfling K. Ludwigs XII. wollte in Gegenwart des Königs sich über den Kaiser lustig machen, und nannte ihn den „Bürgermeister von Augsburg.“ „Einfältiger!“ sprach der König, „wenn dieser Bürgermeister läßet die Glocke läuten, so ist ganz Deutschland im Harnisch und Frankreich muß zittern.“

Luthers große Aufgabe faßte Maximilian nicht mehr auf. In seiner letzten Krankheit ließ er einen alten Karthäuser, seinen vormaligen Kanzler, aus Freiburg kommen: „dieser Mann“, sagte er bei seinem Anblicke, „soll mir den Weg zur Seligkeit weisen.“ Mit seinem Beistand vollendete er den letzten Kampf.

Kaiser Karl V.

Das Zeitalter der Reformation in Deutschland ist in der Geschichte des europäischen Staatenverkehrs da-

durch ausgezeichnet, daß eine lange Reihe von Jahren hindurch hochbegabte Fürsten neben einander die bedeutendsten Throne Europa's inne hatten. — Karl V. (1516—58), Franz I. (1515—47), Heinrich VIII. (1509—47), Soliman II. (1520—66), ein stattliches Vierfürstenthum, reich an Leben und Kraft, Geist und Würde; im Hintergrunde dazu ein jugendlicher Held, schlau im Rathe, rasch zur That, Moritz von Sachsen. Aber auch darin hat jene Zeit ein eigenthümliches Merkmal, daß bei der ungemeinen Aufgeregtheit des deutschen Volkes, welche die Anfänge der Reformation begleitete, und wiederum der vielfältigen Bedingung der letztern durch die gleichzeitigen Staatshändel, durch Franzosen und Osmanen, der politische Umtrieb und Verkehr der mächtigsten Fürsten Europa's den Geist der Reformation nicht in sich aufnahm, noch ihm sich anschloß. Die Politik der Fürsten schritt auf ihrer besondern Bahn fort. Dies war seit einem halben Jahrhunderte nicht die der Wahrheit, des Rechtes und sittlichen Adels. Von dem Pabstthum, das die Autorität des Himmels zur Waffe genommen hatte, die Welt mit Blindheit zu schlagen, war der Handel mit Blendwerk übergegangen auf die Häupter weltlicher Staaten. Ludwig XI. von Frankreich war darin der Reihenführer, überboten aber durch Ferdinand den Katholischen von Spanien, der sich freudig rühmte, wenn ihm Betrug gegen andere Fürsten gelungen war; der Hauptsitz dieser Politik aber, wo es nicht blos Gewinn durch Betrug galt, sondern Betrug als ein Spiel zur Lust geübt wurde, war Italien, und hier Venedig die Mutter politischer Spürsamkeit und Ränkesucht. Durch die sittliche Kraft der Reformation ward die gleichzeitige Politik nicht geläutert; wohl aber bekam sie durch Kaiser Karl, den Meister einer höhern und würdigern Staatskunst, als sie seine Großväter, Ferdinand und Kaiser Maximilian, geübt hatten, neue Springfedern.

Karl, in Spanien der Erste, als Kaiser der Fünfte genannt, war den 24. Februar 1500 zu Gent geboren. Sein Vater Philipp von Oesterreich, Sohn Kaisers Maximilian, Erbherr von Burgund († 1506), seine Mutter Johanna von Castilien, Tochter Ferdinands des Katho-

lischen und Isabellens; väterliches Erbtheil die gesammten Niederlande nebst der Franche-Comté, Artois, Cambresis ꝛc.; großväterliches die habsburgischen Besitzungen in Deutschland; Spanien nebst Neapel, Sicilien und Sardinien theils als Hinterlassenschaft seines Großvaters Ferdinand von Aragonien († 1516), theils als Besitzthum der wahnsinnigen Mutter in seiner Hand; dazu die Erstlinge der Entdeckungen in der neuen Welt, denen während seiner Regierung Mexiko, Peru ꝛc. zugesellt wurden. Zu den Erbländern aber kam 1519 die deutsche Kaiserkrone.

Karl war stattlich und rüstig; die Lanze im Turnier und Ringelstechen zu führen verschmähte er nicht. Sein Wissen, Dank dem Unterricht des Bischoffs Adrian von Utrecht (nachher Pabstes Adrian VI.) und des Herrn von Croy-Chievres, nicht gering; doch, als er 1516 zur Besitznahme der spanischen Krone gelangte, sein Vertrauen zu sich selbst gering; er schien sich noch unreif zu seyn; diesen Sinn legte er bei einem spanischen Turnier zur Schau; auf seinem Schilde war kein Feldzeichen, aber das Wort nondum. Die Rathschläge seiner Erzieher waren seine Richtschnur, eigenen Willens schien er zu ermangeln; Alles war bei ihm nach innen gekehrt, seine Rede spärlich, seine Haltung gemessen; im Aeußern nichts von dem belgischen Ungestüm; spanische Grandezza und deutsche Bedächtigkeit schienen in ihm geeint; er konnte einem Standbilde von Marmor mit Goldschmuck verglichen werden. Bei seinem ersten Auftreten in Spanien noch nicht sein eigen, sondern abhängig von den selbstsüchtigen Niederländern, die ihn dicht umdrängten, bewies er schnöde Undankbarkeit gegen den treuesten Diener der spanischen Krone, Kardinal Ximenez, dem der Schmerz über die Dienstentlassung das Herz brach.

Welchem von den verschiedenen Völkern, die er beherrschte, er volksthümlich angehören möge, wurde ihm erst späterhin klar; zu den Spaniern, deren Sitte und Einrichtungen er bei seinem ersten Aufenthalte in Spanien (1517—1520) gering achtete, von denen, in ihren Rechten vielfach gekränkt und dem Drucke niederländischer Beamten preisgegeben, die Castilianer bei seiner Abreise nach Deutschland sich empörten und nur

durch eigene Uneinigkeit leicht wieder unterworfen wurden (1521), neigte sich sein Herz, als er im Jahre 1522 zu ihnen wiederkehrte; es ist, als habe er gefühlt, daß er hier viel gutzumachen habe. Gegen die niedergebeugten Aufrührer großmüthig und gnädig, buhlte er um die Volksgunst, bemühte sich, des mündlichen Ausdrucks in der spanischen Sprache mächtig zu werden, schonte die Eigenthümlichkeiten und Vorurtheile der Spanier und ward bald Liebling des stolzen Volkes. Hier bildete er sich aus; von hier sah er sieben Jahre den Welthändeln zu, und ohne Spanien zu verlassen übte er die große Fürstenkunst, Geist und Kraft großer Männer für sich zu gewinnen, sich selbst von ihrem Einflusse unabhängig, sie aber durch gütige Begegnung und reichlichen Lohn seinem Dienste treu zu erhalten. Geringe Versehen wurden nicht geachtet, unverdiente schwere Ungnade hatte keiner zu fürchten; kein Günstling durfte freveln, kein Buhlweib Anmaßung üben.

Deutschland kann nicht stolz auf ihn seyn, weniger noch auf seinen Sinn gegen deutsches Volksthum; es widerstand ihm. Der deutschen Sprache ward er nie ganz mächtig; er soll gesagt haben, sie passe zum Zuruf an die Pferde. An den Italienern liebte er die Klugheit, an den Belgen, seinen Landsleuten, haßte er den Trotz und das scharfe Feuer. Aber kalt war er selbst nicht; unter der Hülle der Majestät brannte die Leidenschaft der Ehrsucht; dies bekunden seine Handlungen; in trautem Gespräch mit seinen Getreuen öffnete er aber gern das Innere seines Herzens; aber selten gab er sich ganz zu erkennen durch Wort und That. Vorherrschend blieb durch sein ganzes Leben die Scheu vor Rückschritten; daher lange Ueberlegung mit tiefem Schweigen; aber feste, selbst hartnäckige, Beharrlichkeit bei einmal gefaßten Entschlüssen. Verstellung, die falschen Schein erkünstelt, übte er nicht; nur hielt er, um sich nicht bloszugeben, zu oft seine wahre Gesinnung zurück; er ließ sich errathen; seine Ausdrücke waren nicht selten vieldeutig; wer falsch rieth, trug selbst die Schuld, und allerdings ließ er wohl zu seinem Vortheil geschehen, daß man ihn mißverstand. Mit nichts aber hat er mehr ausgerichtet, als mit

dem Scheine der Arglosigkeit und des Vertrauens zu Andern; er hatte zwar Glauben an menschliche Tugend; aber wenn er traute, und wohl selbst dabei sich blos und in Gefahr gab, war dies mehr Ergebniß der Berechnung, als hochherzigen Sinnes; eigene Schickung, daß grade der, welchem er von Herzen traute, Moritz von Sachsen, Arglist gegen ihn übte.

So war Karl, und den Schein der Mäßigung mindestens mußte er behaupten, wenn alles, was von ihm abhing, auch ihm anhangen sollte. Seine Macht bestand aus Bruchstücken; für Franz I. war Frankreich wie ein einziger fester Demant; für Karl seine Länder gleich einem Mosaik verschiedenen Gesteins; der Halt und Kitt nur in seiner Person; nicht Einheit des Volksthums führten ihm Heere, Diener und Steuern zu. Aber auch bei den einzelnen Stämmen, deren gemeinsames Haupt er war, hatte er keineswegs den gesammten Grundstock der volksthümlichen Kraft zu seinem Gebote; nicht aus deren Wurzeln wuchsen seine Heere, sie wurden geworben, waren ohne Sold nicht zusammenzubringen, noch zusammenzuhalten. Dies traf freilich auch Karls Nebenbuhler, Franz I. und Heinrich VIII.; doch in minderem Maaße. Um Geldleistungen aber mußte Karl mühsam mit den Ständen seiner Erblande verhandeln; anders in den Niederlanden, anders in Spanien; Deutschland brachte ihm mehr Sorgen, als Einkünfte; Karl sagte, der Graf von Barcelona in ihm sey mehr werth, als der römische Kaiser. Ueberall, außer in den italienischen Landschaften, Beschränkung seiner Fürstengewalt; Vorstellungen, wenn er begehrte, ja Weigerungen; nirgends war er Herr im Lande. Und dennoch brachte er furchtbare Heere und Flotten zusammen, gewann die berühmtesten Feldherren und Seehelden für seinen Dienst, und oft, wenn die Heere ohne Sold waren, wirkte sein Name und das Vertrauen, daß sein Wille, Dienste zu lohnen, immer gut sey, und er Versäumtes nachzuholen nie vergesse.

Dagegen war Franz (geb. 1494) fast unumschränkter Herr im Lande und sein Volk Eins in sich und mit ihm. Auch er stattlich von Ansehen, breit von Brust und Schultern, gebräunt im Antlitz, muthiger Miene,

in ritterlichen Künsten Meister; keinem Franzosen aber stand er nach in der Hitze der Gemüthswallung, in Federkraft und Schwung zu kriegerischen Großthaten, in ungestümmem und rücksichtslosem Drange zum Ruhme im Waffenthum. Offen und liebreich gab er sich hin zu Wort und That; doch war sein letztes Wort nicht wie sein erstes; die Mark zwischen Ruhm und Ehre verschob sich nicht selten in seinem Gewissen; manches, was einem braven Manne nicht ziemt, mußte sich damit vertragen. Wiederum ging sein Vertrauen gegen Andere bis zur Sorglosigkeit, und diese, auf Rückzug und Deckung nicht bedacht, ward oft unbesonnen. Den Schaden davon trug mehrmals er selbst; öfter sein Land. Die Verwaltung lag im Argen; Franz verstand nicht, tüchtige Beamte zu wählen, noch die schlechten in ihrer Pflicht zu erhalten, oder die guten nach Verdienst zu ehren und zu lohnen. Leichter konnte es ihm gelingen als Vater der klassischen Studien in Frankreich gepriesen zu werden; diese bedürfen ja nur der Ermunterung, nicht aber des auf Treue und Pflicht achtenden Herrenauges.

Franz erscheint durchaus als Vertreter des damaligen französischen Adels, der über der Masse des Volkes dergestalt hervorragte, daß dieses in seinem Stande der Erniedrigung und Gedrücktheit nur als trüber Hintergrund jener Glanzhülle sich darstellt. Der französische Adel hatte schon begonnen, sich im Sonnenschein der Hofgunst zu lagern; die Rechte der Stände waren niedergebeugt; es galt nur die Gunst des Königs; ihm zu gefallen, stürzten sie sich nicht blos im Rausche heldenmüthiger Begeisterung in Schlacht und Tod, sondern, wie hier das Blut, so strömte im Hofgepränge Habe und Gut dahin; sie trugen, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, ihre Mühlen, Wälder und Wiesen auf dem Rücken zur Schau. Das Beispiel des Königs reizte zur Nachahmung, im Gebiete der Hülsen, wie des Kerns; als Franz im Jahre 1521 in einer zur Kurzweil angestellten Schein-Fehde durch einen Feuerbrand am Kopfe verwundet wurde und nun, wider bisherigen Brauch, das Hauptthaar kurz scheeren und den Bart lang wachsen ließ, ward dies Mode durch ganz Frankreich; nur das

Parlament verbot seinen Räthen und die Universität den Professoren, den Bart lang zu tragen.

Neben Franz stand als Mitgenossin der Herrschaft seine Mutter, Luise von Savoyen, verwittwete Herzogin von Angoulesme; ränkevoll, und nicht minder grausam; gleich einem bösen Dämon für Frankreich. Für ihren Sohn war sie zwar gleich einem Ableiter böser Säfte: für solche hatte nemlich sie die größere Anziehungskraft; die bessern zogen sich zu Franz hin; doch zum Unheil für diesen und das Land konnten sie, durch Luisens Einfluß gestört, nicht reichlich genug sich sammeln und dauernd wirksam werden. — An der Spitze des französischen Kriegsadels stand der Connetable von Bourbon, dem Königshause blutsverwandt, von den glänzendsten Eigenschaften, so tapfer und hochfahrend, als schön, gefeiert als Held des Tages von Marignano (13. September 1515), wo die bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Schweizer in offener Feldschlacht besiegt und Mailand für Frankreich gewonnen worden war. — Minder hoch gestellt, als er, aber nicht minder ehren- und ruhmreich war Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel", dessen Tugenden in rein historischem Lichte leuchten und von dem Wesen des echten Ritterthums gediegeneres Zeugniß geben, als die Romane von den Thaten der Ritterschaft des Mittelalters. Seine Freunde schauten auf ihn mit Stolz und Liebe, die Feinde mit Furcht und Achtung. — Dagegen war Franzens Hofburg erfüllt mit windigen Flatterlingen, die unter dem Pannier Luisens aufwucherten und durch sie in Aemter geschoben wurden, von deren Verwaltung Wohl und Weh des Staates abhing. Franz wehrte dem Gezüchte nicht.

Früher als beide hatte den Thron bestiegen Heinrich VIII. von England (geb. 1491.) Jüngerer Sohn Heinrichs VII. war er von seinem Vater zu theologischen Studien angehalten worden; den Thron sollte der ältere, Arthur, erben, Heinrich als Erzbischoff von Canterbury oder York zur Stütze des Throns dienen. Arthur starb vor dem Vater, Heinrich nahm dessen Wittwe, Katharina von Aragonien, jüngere Schwester von Karls V. Mutter, zur Gemahlin und ward im

Jahre 1509 Nachfolger seines Vaters auf dem Thron. Gelehrsamkeit kann wohl nie eigentlich unfürstliche Ausstattung heißen; doch brachte Heinrich der Theologie mehr als der Frömmigkeit mit zur Regierung und das hat keine guten Früchte getragen. Minder bedenklich waren seine Musikstudien und Tonsetzung, aus der etwa nur das Mißbehagen der Orchester und Zuhörer, klanglose Satzungen des Königs spielen und hören zu müssen, hervorging. Die äußere Ausstattung Heinrichs war königlich; die Gestalt groß und voll, mit dem Ausdrucke der Kräftigkeit; das Antlitz schön und heiter; die Gliederung gewandt durch fleißige Uebung in jeglichem ritterlichen Spiele jener Zeit.

Sorge um seinen fürstlichen Beruf zur Regierung des Landes drückte Heinrich nicht; deren überhob ihn sein Günstling Wolsey; Heinrichs Tage vergingen in Scherz und Spiel; Ringelstechen, Falkenjagd und Mummenschanz, ein Fest jagte das andere; bei allen der König das Kleinod durch augenverblendenden Schmuck, den die reich gefüllten Truhen des Vaters lieferten und die persönliche Eitelkeit des Königs gar gern zur Schau legte, und durch trauten leutseligen Verkehr mit dem Volke, wobei er gar nicht bedacht schien, der königlichen Würde zu wahren, sondern sich ganz nach Lust und Laune gehen ließ, und dafür von dem entzückten Volke auf den Händen getragen wurde. Zugleich war Heinrich eine Reihe von Jahren hindurch liebevoller und freundlicher Gemahl gegen Katharina, die an Jahren älter, als er, und mit Beweglichkeit und Anmuth des Geistes nicht reich ausgestattet war. So verbrachte Heinrich fast zwei Jahrzehnde; Wolsey als Regent, Heinrich als Festgeber des Landes; die bösen Eigenschaften Heinrichs lagen wie im Schlummer, und Wolsey kann darum, daß er, wenn auch absichtslos, sie hinderte, sich zu entwickeln, Wohlthäter Englands wider Willen genannt werden. Zwei Tyrannen auf einmal hätte das Land schwerlich tragen können.

Wolsey's Ansehen und Geltung bei Heinrich VIII. war zum Theil Erbstück aus Heinrichs VII. Regierung; schon unter diesem hatte Wolsey hoch gestanden. Eines Fleischers Sohn, war er schon als junger Geistlicher,

durch Fleiß, Wissen und Gewandtheit ausgezeichnet, von seinen Obern hervorgezogen, an Heinrich VII. empfohlen, und von diesem zuletzt auch zu Staatsgeschäften gebraucht worden. Einst zu einem solchen nach Brüssel gesandt, richtete er seinen Auftrag in der unglaublich scheinenden Zeit von drei Tagen aus; als er vor dem Könige erschien, ward dieser unwillig, im Wahne, er habe die Reise noch nicht angetreten, und eines andern belehrt, haderte er über deren Schnelligkeit, denn er habe einen Auftrag nachgesandt; Wolsey aber hatte diesen Mangel in seiner Botschaftsweisung bemerkt und auf eigene Gefahr gutgemacht. Solche Thätigkeit und Geschicklichkeit bewies Wolsey auch nachher in König Heinrichs VIII. Dienste, und das in ihn gesetzte Vertrauen war in dieser Richtung wohl begründet. Zu seiner Klugheit und Gelehrsamkeit, seiner Arbeitslust und Geschäftskenntniß, gesellte sich aber auch äußere Stattlichkeit, Wohlklang der Stimme, Gefälligkeit, Würde und Anstand des Benehmens. Er war der Mann, eben so der Person des Königs im traulichen und Hofverkehr, als dem Herrn des Staates in Besorgung der Staatsgeschäfte zu gefallen. Seine Geltung und Gunst bei Heinrich VIII. war auch in der That so außerordentlich, daß man glaubte, er habe diesen bezaubert. So stieg er denn auf zur Würde eines Erzbischoffes von York, Großsiegelbewahrers, und, da päbstliche Gunst sich zur königlichen gesellte, Cardinals und päbstlichen Legaten; seine Einkünfte kamen denen des Königs beinahe gleich; die Pracht seines Hofstaats war königlich, Lords und Ritter waren Thürsteher bei ihm, der Kämmerer hatte er vierzig, sein Oberkoch ging in Sammet und Seide, mit goldner Halskette geschmückt, sein Gefolge bestand aus mehrern Hunderten reichgeschmückter Reisigen.

Wo der Einzelne in solcher königlichen Gunst schwelgt, kann der Zustand des öffentlichen Wesens nicht gedeihlich seyn. Das englische Volk war damals schlecht vertreten. Nach den Kriegen der beiden Rosen war es im Zustande völliger Erschöpftheit unter die Zwingruthe des habgierigen und grausamen Heinrichs VII. gesunken. Er bereitete der Despotie ein

Rüstzeug von der Art, wie die Inquisition für seinen Zeitgenossen Ferdinand den Katholischen — die Sternkammer; das Parlament kroch im Staube. Unter Heinrich VIII. selten versammelt, widerstand es noch seltener, mit Erfolg nie; es geschah einst, daß der König den Sprecher des Parlaments rufen ließ und zu ihm sprach: Wird mein Antrag durchgehen? Laß morgen meinen Antrag durchgehen oder dein Kopf fliegt herab. Nicht immer gab Heinrich sich die Mühe einer Verhandlung mit dem Parlament; ein Rath von Rechtsgelehrten hatte ihm erklärt, er könne nehmen, was er wolle, und darin that er zuweilen nach dem Worte. Lehrer und Führer Heinrichs darin war aber vor Allen Wolsey; und was Wolsey in seiner Stellung zu diesem von seiner Selbstständigkeit einbüßte, suchte er durch Niederdrückung der Großen des Reiches wieder zu gewinnen. Er brachte durch die schändlichsten Ränke den ihm verhaßten Buckingham, einen freimüthigen Ehrenmann, aufs Blutgerüst: des Volkes Stimme war damals, eines Fleischers Sohn müsse wohl Freude am Blutvergießen haben. Heinrichs Blutgier war noch zum größten Theil verhüllt; freilich war sie schon rege gegen Alle die, welche durch Geburt der Krone nahe standen; doch so lange die Jugendfülle strotzte, ging er der Lust nach; das Gefühl, Herr im Lande zu seyn, ließ den Argwohn und das Brüten auf Verderbung der Mißfälligen selten aufkommen.

Soliman, genannt der Große, der Prächtige, auch der Gesetzgeber, trat unter den genannten Fürsten zuletzt (1520) auf die politische Bühne, blieb aber länger, als die übrigen auf ihr († 1566). Er ist der letzte der osmanischen Sultane, die mit der Fahne Muhameds Heere ins Feld führten und die Christenheit in Schrecken und Graus setzten. Sein Sinn war nicht menschlicher, als der eines Bajazeth I. oder Muhamed II.; auch unter ihm galt das Sprichwort, daß, wohin der Huf türkischer Rosse gelange, kein Gras *) wachse; erobern und verwüsten gingen bei ihm stets Hand in Hand; die Brandfackel leuchtete voran; den edleren

*) S. II. Th. S 63.

Beruf, den Staat auszubauen, ahnete er nicht. Blut und Zins das Feldgeschrei; der Genuß davon das Gepränge in Gewändern, Waffen, Roßgeschirr, in Gold, Edelstein und Perlen, mit einem Gefolge reich geschmückter Trabanten, das Schwelgen in Lüsten und Festen des Harems. Hier aber bereitete dem brutalen Gewaltherrn durch Schmeichelei und Trotz Fesseln eine Russin Roxelane; sie ward zur Sultanin erhoben, ward zur Furie für Solimans Nachkommenschaft und Verderberin seines Vatergefühls.

Solimans Macht reichte über drei Welttheile hin; vom Euphrat und Kaukasus über Aegypten bis Algier und längs der Donau bis zur deutschen Grenze, nördlich bis zur Krimm; blinder Gehorsam ihr Kitt; Sklaven alle Bewohner seines Gebietes; jeglicher Besitz, jeglicher Genuß nur aus Gnade des Sultans vergönnt; die furchtbare Glaubensschwärmerei der Muselmänner ihre Triebkraft; der Eifer der Muselmänner zum Kriege, entflammt durch Muhamed, ward unterhalten durch Beutegier und Mordlust, und bei den Osmanen erhöht durch Solimans fanatischen Aufruf: „die Posaune des heiligen Krieges.“ Der Kern der Kriegsmacht waren die Janitscharen, eine Heerschaar, gebildet aus Christenkindern, die, gleich einem Menschenzehnten, von der Jugend zwischen dem siebenten und den Jahren der Mannbarkeit jährlich ausgehoben, oder durch Menschenraub im Kriege der Pforte zugebracht, und zum Islam und Kriegshandwerk erzogen würden, unter mönchischer Zucht lebten und nur im Feldlager sich einer Milderung ihrer harten und strengen Lebensweise zu erfreuen hatten. Ferner die Sipahi's, Lehnsreiter, von denen manche auf ihren trefflichen Rossen wie angenagelt und mit ihnen dahinfliegend die Eisenkeule vor sich hinwarfen, und im Fluge wieder aufzufangen vermochten. Das Schrecken christlicher Länder aber waren vor Allen die wilden Schaaren der Renner und Brenner, die die Ortschaften in Asche legten und die Bevölkerung fortschleppten.

Nun ein Blick auf die Verhältnisse, in denen bei Karl V. Thronbesteigung die europäischen Groß-Mächte zu einander standen. Heinrich VIII. und Wolsey wa-

ren immerfort gleich geneigt, an den politischen Händeln des Festlandes Theil zu nehmen, und Heinrich hatte bei der Belagerung von Terouenne und in der Sporenschlacht bei Guinegate (1513) persönlich sich im Kriege gegen Franzens Vorgänger, Ludwig XII., versucht; noch war Calais, das nördliche Küstenthor zu Frankreich, in englischem Besitz. Der Stern des Kriegsruhms im Abendlande war aber Franz seit der Schlacht bei Marignano; auch machte er Ansprüche, es zu seyn, und war bereit, den Fehdehandschuh aufzunehmen, auch wohl, ihn auszuwerfen. Zündstoff zum Kriege zwischen ihm und Karl war reichlich vorhanden; noch war in Frankreich nicht verschmerzt, daß Ferdinand, Karls Großvater, Neapel und Navarra an sich gerissen hatte; in Franzens Seele aber kochte Eifersucht gegen den neben ihm auftauchenden jungen Nebenbuhler; sie ward zur Gluth, als Karl die Kaiserkrone, nach der Franz eifrigst gestrebt, erlangt hatte. Als geborne Feinde aber standen einander gegenüber der Sultan als weltlicher und geistlicher Oberhirt der Muselmänner, und Kaiser und Pabst als Oberhäupter der Christenheit. Mehrmals schon hatten Päbste wider die Osmanen das Kreuz gepredigt; aber solche Hebel brachten in Karls Zeit keine Heeresmacht mehr auf. Solimans Sinn richtete mehre Jahre hindurch sich nur auf die Grenzlandschaften, Ungarn und die Inseln des Archipels, namentlich Rhodus, wo damals noch die Johanniter, geschworne Feinde des Islams, waren; weiter umfassend wurden seine Entwürfe, seitdem der Corsar Barbarossa Führer seiner Flotten und Franz I. sein Bündner wurde. Im Getümmel der abendländischen Staatshändel befand der Pabst meistentheils sich außer dem Kreise seines kirchlichen Waltens; er theilte politische Umtriebe, Ränke und Schickungen.

Bei Reibungen zwischen Frankreich war am nächsten zur Theilnahme angewiesen England. Nun aber sah Heinrich VIII. sich auch für den Schiedsrichter Europa's an; in welche Wagschale Englands Gewicht fallen sollte, entschied natürlich Wolsey. Das erkannten Franz und Karl. Schon von Gent aus, vor der Abreise nach Spanien, 8. Juny 1517, schickte Karl an Wolsey

eine jährlich zu wiederholende Zahlung von 3000 Pfund Sterling; auf der Reise von Spanien nach Deutschland kam er, 26. May 1520, selbst nach England; hier zuerst versuchte er seine Klugheit in Behandlung und Gewinnung der Menschen. Jedoch war schon eine Zusammenkunft zwischen Heinrich und Franz verabredet, und diese konnte Karl nicht hindern. Die beiden Fürsten sahen einander im Junius 1520 an der Nordküste Frankreichs zwischen Ardres und Guines; vierzehn Tage lang legten sie und ihr Adel zur Schau, was von ritterlicher Hoffärtigkeit und Galanterie in ihrem Sinne, von Gewandtheit in ihren Gliedern und von Pracht und Schmuck in ihrem Besitze war. Franz warf gleich anfangs Hofbrauch und Formen argwöhnischer Hut von sich, und besuchte Heinrich eines Morgens, als dieser sich noch im Bette befand; es kam zum vertraulichsten Verkehr für alle folgende Tage. Heinrich war entzückt; die muntere Laune stieg ihm zu Häupten und prückelte ihm in den Muskeln, ihm schien es köstlich sich mit Franz im Ringen zu versuchen; plötzlich packte er ihn am Kragen und rief: Mein Bruder, ich muß mit dir ringen; aber bald warf der gewandtere Franz ihn hart zu Boden; und dies hat Heinrich ihm nie vergessen. Franz erntete nicht die gehoffte Frucht von dieser Zusammenkunft; Karl gewann Wolsey durch Fingerzeige auf den Weg zum päbstlichen Stuhle, und wischte durch eine Zusammenkunft mit Heinrich im Jahre 1522 die lieblichen Eindrücke jenes Lagers auf längere Zeit aus. Heinrich schloß einen Bund mit ihm; doch hat die Kriegsgeschichte der nächstfolgenden Zeit keine Heldenthaten der Engländer zu berichten.

I. Karls Aufgang.

Karl begab sich im Jahre 1522 nach Spanien; zwei Kriegen gegen Franz sah er aus der Ferne zu, ohne persönlich daran Theil zu nehmen; Franz dagegen sehen wir mitten im Getümmel. Schon im Jahre 1521 hatte er losgeschlagen. Zu der Bestürmung von Pampelona durch die Franzosen gesellte sich die überaus folgenreiche Schickung, daß Ignatius von Loyola dort verwundet und vom Krieger zum Schwärmer und Stifter des Jesuiterordens wurde. Der Hauptschau-

platz der beiden ersten Kriege war Italien und hier Mailand der Zankapfel.

In Italien stellten sich zu Karls Dienste die erfahrensten der italienischen Feldhauptleute (Condottieri) Prospero Colonna und Pescara; in Deutschland aber der edle Franz von Sickingen, der wohl im Stande war, zehntausend Mann auf eigene Kosten zusammenzubringen. Aber eine noch anziehendere Kraft, wenn es galt, Söldner zur Fahne zu rufen, hatte Georg von Frundsberg, Herr von Mindelheim, Ritter durch Kaiser Maximilian und dessen Getreuer im Schweizerkriege 1499 und in den italienischen Kriegen; so fromm als tapfer, und so beredt als handfest; vor dem Treffen ließ er niederknieen und beten; oft sammelte er die wilden, gährenden Schaaren um sich zu einem Ringe und sprach dann ermunternd, öfter beruhigend, wie ein Vater zu seinen Kindern. „Viel Feind viel Ehr" war sein Spruch. Die deutschen Landsknechte, seit Maximilians Zeit berühmt und mit Schweizern und Janitscharen um die Kriegsehre des besten Fußvolks von Europa ringend, waren hauptsächlich durch Frundsberg zu Geltung und Ruhm gekommen. Außer deutschen Landsknechten hatte Karl aber eine zweite gefürchtete Masse, die spanischen Hakenschützen. Die einen, wie die andern zu haben, bedurfte es nur Geldes; Karl leistete, was er konnte.

Der erste, fünfjährige Krieg, 1521—1525, ward zu einer Reihe glänzender Gewinnste für Karl; Franz verlor Heere, Feldherren und zuletzt die Freiheit. Auf Luisen lastete die Schuld manches dieser Mißgeschicke; im Jahre 1521 unterschlug sie die zur Besoldung des Heeres bestimmten Gelder aus Habgier und aus Haß gegen den Feldherrn Lautrec; sie gesellte aber noch eine Unthat hinzu; mehre Jahre nachher (1527) brachte sie den Intendanten Semblançay, der dem Könige von der Veruntreuung seiner Gelder Kunde gegeben hatte, aufs Hochgericht, als habe er Geld entwendet. Franz aber mußte schon im Anfange des Krieges Kirchensilber zu Gelde prägen lassen, und verderbte dazu mehr und mehr die Staatsverwaltung durch Verkauf von Staatsämtern. Mailand ging ihm 1521 verloren; mit der

Stadt gewann Karl einen überaus schlauen Mann, den Kanzler Morone. An der nördlichen Grenze Frankreichs versuchten sich gegen einander die beiden edelsten Ritter jener Zeit, Bayard und Sickingen; dieser belagerte, jener vertheidigte Mezieres. Der Franzose war schlauer; er säete durch ein trügliches Schreiben in Sickingens Seele Argwohn gegen dessen Mitfeldherrn; so ward Mezieres gerettet. An eben der Grenze kämpfte Frundsberg im Jahre 1521; Held des Tages wurde dieser aber in der Schlacht bei Bicocca des Jahres 1522, wo die Schweizer in Franzens Solde eine Niederlage erlitten. Doch gering war dieser Verlust gegen den, welchen Luise ihrem Sohne bereitete.

Sie nahm sich's vor, den Kronfeldhern Bourbon, der sie durch Kälte und Hohn beleidigt hatte, zu Grunde zu richten. Zunächst wurden ihm seine Jahrgelder vorenthalten; er aber vermehrte seinen Aufwand; da mußte der Kanzler du Pradt einen Rechtshandel gegen ihn anstiften, der ihn um seine Güter zu bringen drohte; die Wege des französischen Rechtes waren damals labyrinthisch und der Faden des Gesetzes darin nicht leicht zu finden. Bourbon kannte seine Feindin genau; selbst seine Person war nicht mehr sicher: nun aber ward das böse Getriebe der Rachlust in ihm rege; er bot Karl seine Dienste an, und, freundlichen Willkommens gewiß, entwich er zum kaiserlichen Heere nach Italien 1523. So büßte Franz seinen trefflichsten Feldherrn ein, den trefflichsten Ritter, Bayard, raubte ihm der Tod im Jahre 1524. Beim Abzuge der Franzosen aus Italien ward er, der Hinterhut gegen die nachdringenden Feinde vorgesetzt, tödtlich verwundet; noch im Sterben ward er von seinen Feinden geehrt und dem landflüchtigen Bourbon gegenüber ernster Mahner an Vaterlandspflicht.

Als nun Karls Heer in die Provence eingedrungen und vor Marseille gelagert war, rüstete sich Franz, selbst ein Heer nach Italien zu führen, wo seiner Mutter Liebling, der glatte und matte Bonnivet nichts auszurichten vermogt hatte. Die Kaiserlichen wurden bald durch Hunger zum Rückzuge aus der Provence genöthigt; Franz aber erschien noch im Jahre 1524 mit

einem ausgesuchten Heere in Italien; mit ihm Bonnivet, voll Sehnsucht nach Mailand, wo eine Schöne seine Sinne verstrickt hatte. Franz war voll kriegerischen Eifers und Ungestüms; sein Sinn stand auf Mailand; Bonnivet steigerte Hoffnung und Begier in ihm. Des Kaisers Feldherren, Lannoy, Pescara und Bourbon, waren ohne Geld, das Heer aber deshalb schon einmal mit dem damals gewöhnlichen Geschrei unbezahlter Söldnerschaaren: „Geld, Abschied oder Schlacht" in Aufruhr gewesen, ganz Oberitalien erschöpft, und durch keine Erpressung mehr Sold aufzubringen. Zwar wußten sie das Ehrgefühl der Söldner zu wecken, daß diese zusammenblieben, doch im Felde konnten sie sich nicht halten, selbst Mailand nicht behaupten; mit Mühe retteten sie sich aus einem Thore, als Franz in das andere eindrang. Die Feldherren aber riefen, wenn gleich noch immer ohne Geld, neue Mannschaft zu des Kaisers Fahnen. Franz bedrängte im Anfange des Jahres 1525 Pavia, um die Eroberung der Lombardei zu vollenden. Hier aber ging sein Stern unter. Schon hatte er im Vertrauen auf Bündnisse mit dem Pabste und Florenz eine Heerschaar zur Eroberung Neapels ausgesandt, als Bourbon und Frundsberg, den Bourbon als Vater ehrte, mit zwölftausend deutschen Landsknechten zu den Trümmern des kaiserlichen Heeres stießen, und dieses nun, von Hunger und Beutelust getrieben, — denn noch immer gab es keinen Sold — zum Angriffe aufbrach. Franzens Kriegsrath stimmte bei der Kunde vom Anzuge des Feindes für Aufhebung der Belagerung Pavia's; Franz aber, mehr Ritter als Feldherr, hörte auf Bonnivets Wort, es sey der königlichen Ehre zuwider, vom Platze zu weichen, und stellte sein Heer zur Schlacht. In diesem sah man Gensdarmes, eine Reiterei aus der Blüthe des französischen Adels, Fußvolk aus der Schweiz, daneben die schwarzen Fahnen, eine gefürchtete Schaar deutscher Landsknechte und einen furchtbaren Zug groben Geschützes. Gegen dieses Heer führten des Kaisers Feldherren eine größere Zahl deutscher Landsknechte, die, trotz der Söldnerei, doch von vaterländischem Ingrimm gegen die schwarzen Fahnen erfüllt waren, behende spanische Hakenschützen, bewaffnet mit einer neuen Art Feuergewehr und geübt

zum sichertreffenden Schuß, und zu rascher Sammlung und Zerstreuung ihrer Schaaren — die ersten Tirailleurs der neuern Geschichte — und endlich mehre tausend Italiener.

An Karls Geburtstage, 24. Februar 1525, ward bei Pavia geschlagen. Die Landsknechte von Karls Heere stürzten auf die schwarzen Banden ein; der letztern Anführer, Langenmantel von Augsburg, forderte Frundsberg zum Zweikampfe, aber die ergrimmten Landsknechte ließen es dazu nicht kommen, und schlugen den Führer der Vaterlandsverläugner zu Boden. König Franz warf sich mit der Reiterei auf die Feinde; lange hielt er noch den Kampf aufrecht, als die feindlichen Schaaren schon das Feld gewonnen hatten; im dichtesten Gedränge fechtend, ward er verwundet, vom Pferde geworfen und gefangen. Die gemeinen Krieger um ihn her wollten ein Andenken haben; sie rissen an Rüstung und Waffenrock des gefangenen Königs; ritterlichen Sinn aber bewies der Feldherr Lannoy gegen ihn. Franzens Schwert kam als Ehrengeschenk an Frundsberg. Die schwarzen Banden wurden bis auf den letzten Mann niedergehauen, das französische Heer gänzlich zerstreut. Nach vierzehn Tagen war durch ganz Italien kein Franzose mehr in Waffen. Franz aber schrieb seiner Mutter, daß Alles, nur nicht die Ehre, verloren sey.

Solchen Gewinn hatte Karl nicht erwartet; die Mäßigung seiner Freude mag ihm nicht leicht geworden seyn; doch blieb er Herr über Blick und Wort. Auch war viel zu thun übrig. Karls Heer wurde meuterisch; alle Deutschen und Italiener mußten entlassen werden; Frankreich sah keinen Feind auf seinem Boden; auch that Luise als Regentin das Mal mit Eifer, was zu thun war. Heinrich VIII. und Wolsey hatten nur aufs erste Wort zur Sühne mit Frankreich gelauert. Zwei Male war Pabstwahl gewesen und Wolsey nicht Pabst geworden; Karl deshalb der Sterbliche, den er am meisten haßte, um so mehr, da er noch gute Miene zum bösen Spiele machen mußte. Heinrich begehrte von Karl des gefangenen Königs Auslieferung an ihn, als den Schiedsrichter des Streites; Karls Ton gegen

ihn war nicht minder hoch gehalten; Heinrich schloß Waffenstillstand mit Frankreich.

Karls Forderungen an Franz waren hart, und beleidigend das Begehren, daß für Bourbon ein eigenes Königreich aus der Provence und Dauphiné solle gebildet werden. Franz erklärte, eher wolle er lebenslang Gefangener seyn, und begehrte, nach Spanien hinübergeführt zu werden; er hoffte Frucht vom persönlichen Verkehr mit Karl. Auf der Seefahrt nach Spanien trieb ihn ein Sturm hart an die französische Küste; diese so zu schauen, war vielleicht die härteste Prüfung seines königlichen Stolzes. Madrid wurde Franzens Aufenthalt. Unköniglich und unweise war Karls Gebot, den Gefangenen in harter Haft zu halten; so pressen Corsaren und Banditen ihren Gefangenen das Lösegeld ab. Franz erkrankte vor innerem, nagendem Grimm. Jetzt erst, wo für Karl der ganze Gewinn, der von dem Besitze der Person seines Gegners zu hoffen war, auf dem Spiele stand, besuchte ihn Karl, und seine Milde und Theilnahme weckte in Franzens wundem Herzen die lebhaftesten Hoffnungen. Doch trat bald neue Spannung und Erbitterung ein; Franz erklärte zuletzt, er wolle seine Regierung niederlegen; daraus neue Sorge für Karl. So kam denn, 14. Januar 1526, der Friede zu Madrid zu Stande. Franz gab auf alle Ansprüche an italienische Länder, an die Oberhoheit über Flandern und Artois; das Herzogthum Burgund sollte an Karl kommen; zur nächsten Verbürgung stellte Franz zwei Söhne als Geißeln, zu künftiger Befreundung sollte Eleonore, Karls Schwester, seine Gemahlin werden.

Der Friede stand auf dem Papiere, nicht in Franzens Herzen. Noch gab es damals keinen Jesuiterorden, aber seine Tücke alt, wie die Welt; auch Franz verschmähte sie nicht. Einige Stunden vor Unterzeichnung des Friedens hatte er mehre französische Große bei sich versammelt, und in ihrer Gegenwart eine schriftliche Verwahrung gegen Alles, was er geloben und unterzeichnen würde, ausgestellt. Dergleichen hat Karl nie gethan. Franz ritt der Heimath zu; auf französischem Boden angelangt, schwenkte er den Hut und

rief: Ich bin noch König! Seine Gelöbnisse zerrannen. Dem spanischen Gesandten, der an Erfüllung der Friedensbedingungen mahnte, ward die Antwort, erst müsse das Parlament befragt werden. Wann fehlen dem Wortbrüchigen Ausflüchte? Schlechter aber noch als dieses, und empörend ist die Art, wie Franz den Schein für sich zu gewinnen suchte: Pabst Clemens VII., aus dem Hause der Medici, löste ihn von seinem Eide! So hatten die Päbste oft gethan; dies das unverkennbare Siegel des Fürstenthums der Lüge und des Hohns gegen Wahrheit, Treue und Glauben; von allen Sündenlasten des Pabstthums die schwerste; denn welches Recht kann auf Erden sich behaupten, wenn solche Lösung vom Eidschwure gilt? Das Mal folgte die Nemesis dem Frevel auf dem Fuße nach.

Der zweite Krieg brach aus. Mit Franz waren verbündet der Pabst, Heinrich VIII. und der Freistaat Venedig; von der Theilnahme des Pabstes nannte der Bund sich heilig. Auf des Pabstes öffentliches Schreiben gab Karl eine würdevolle Antwort, und sprach außerdem in einer Staatsschrift seine Entrüstung über des französischen Königs Meineid aus. Die öffentliche Meinung war für ihn und der Bund seiner Gegner in der That wie durch den Fluch des Meineids gelähmt. Karls Heer aber drückte der Mangel, und daraus gingen die unmenschlichsten Frevel der Soldaten hervor; in Mailand preßten sie unter qualvollen Mißhandlungen den unglücklichen Bewohnern den letzten Pfennig ab. Jetzt führte Georg von Frundsberg zwölftausend deutsche Landsknechte heran. Er hatte Geld geborgt zur Werbung, seiner Frau Geschmeide und Kleinodien versetzt, seine Güter verpfändet; eben so hatten seine Hauptleute Geld vorgeschossen. Sechstausend Spanier kamen dazu; aber immer noch kein Geld. Bourbon, der Oberbefehlshaber, hatte für sein Leben zu fürchten; Oberitalien zitterte vor dem Ausbruche einer Meuterei der sold- und zuchtlosen Banden: da faßte Bourbon einen verzweifelten Entschluß; Roms Schätze sollten dem Heere Befriedigung schaffen, und zugleich den, der Franzens Wortbrüchigkeit gutgeheißen, verdiente Strafe treffen; dem dringendsten Bedarf half er ab durch Ver-

Auf seines Silbergeschirrs. Fünfundzwanzigtausend Mann, meistens Deutsche und Spanier, zogen ohne Geld und Lebensmittel, ja ohne Geschütz, gen Rom; Niemand aber, außer Bourbon, wußte das Ziel. Feinde waren ringsum; ein Heer derselben zog zur Seite Bourbons; die großen Städte Piacenza, Bologna und Florenz waren gegen Angriffe gedeckt; das platte Land mußte den Soldaten nähren; es ward ausgesogen, und Verwüstung bezeichnete den Marsch des kaiserlichen Heeres. Bourbon erlaubte jeglichen Frevel, und theilte alle Beschwerden der murrenden Krieger: dennoch brach ein wilder Aufruhr derselben, zuerst der Spanier, aus. Bourbon hatte Mühe, sein Leben zu retten; er floh in Frundsbergs Stall und versteckte sich hier unter dem Stroh. Frundsberg aber ließ seine Landsknechte in einen Ring treten, und redete in seiner väterlichen Weise zu ihnen. Umsonst; sie streckten die Spieße nieder und schrieen wüthend: Geld, Geld! Da überwältigte den alten wackern Kriegsmann das bittere Gefühl, die Rede verging ihm, er mußte sich auf eine Trommel niedersetzen, und ward krank vom Platze getragen. Das bewegte die Herzen der rohen Krieger; sie ließen ab von ihren Forderungen, und gaben der Hoffnung baldiger reicher Ernte Raum. Georg von Frundsberg konnte zu ihnen nicht zurückkehren; nach jahrelangem Siechen schied er dahin. So waren damals die Söldner der schlimmste Feind der Feldherren in ihren eigenen Heeren.

Nach fast zweimonatlichem Marsche stand Bourbons Heer den 5. Mai 1527 vor Rom. Spät erst hatte Clemens VII. sich überzeugt, daß der Zug gegen ihn sich richte, seine Wehranstalten waren so schlecht, als eilig. Immerfort hieß in jener Zeit päbstliches Kriegsvolk infamia di milizia; die Schweizergarde allein war zuverlässig, das Uebrige Gesindel. Das Mal wurden die Schleppenträger der Cardinäle und ähnliche Mannschaft zu den Waffen gerufen. Doch eilte auch mancher kampflustige Bürger Roms auf die Wälle; unter ihnen Benvenuto Cellini, der kunstreiche Gold- und Silberarbeiter. Bourbon theilte sein Heer nach der Stammbürtigkeit in drei Schaaren, die deutsche, spanische und italienische. Am sechsten Mai mit An-

bruch des Tages unter dichtem Nebel erhoben sich die Massen; Bourbon in glänzender Rüstung mit schimmerndem Waffenrocke über dem Panzer schritt voran zum Mauersturme. Er ward eins der ersten Opfer, von einer Kugel, wahrscheinlich aus Benvenuto Cellini's Handrohr, getroffen. Seine Krieger ließen nicht ab vom Sturme, und bald war Rom gewonnen, der Pabst aber in der Engelsburg eingeschlossen. Wie nun in Rom von den ergrimmten Schaaren, die kein Führer im Zaume hielt, gehaust worden sey, das kann die Phantasie aus hundert Beispielen mit Sturm genommener Städte sich zusammensetzen; beispiellos aber sind die Gräuel, die darauf zehn Monate lang von dem ganz sich selbst überlassenen brutalen Kriegsvolke geübt wurden. Ein Heer, von Franz unterhalten, geführt von dem Herzoge von Urbino, kam bald nach der Einnahme Roms heran; aber der Herzog, Erbfeind des mediceischen Hauses, that nichts zur Erlösung der unglückseligen Stadt. Hier wurde die Furie des protestantischen deutschen Landsknechtes, der mit Plumpheit und Völlerei Hohn und Spott gegen das Pabstthum und dessen Würdenträger mischte, mit Rock und Hut der Cardinäle und Bischöffe auf deren Eseln einherritt, deren Inhaber, die Hände auf dem Rücken gebunden, vor sich her trieb, unter den Mauern der Engelsburg eine Pabstwahl hielt und Luther zum Pabst ausrief, Reliquien (Holz vom Kreuze, Dornen aus der Marterkrone Christi, die Häupter der Apostel, Petrus, Paulus, Andreas u. dergl.) zum Spielwerke machte, bei weitem überboten durch die teuflische Grausamkeit der Spanier und Italiener. Die ganze Bevölkerung Roms lag auf der Marterbank unter zwanzigtausend Peinigern. Kinder und Weiber sprangen aus den Fenstern; Winseln und Geheul hörte man durch alle Häuser; manche Gefangenen mußten die heimlichen Gemächer aufwühlen, weil ihre Peiniger glaubten, sie hätten Geld da versteckt, andere die ihnen abgeschnittenen Ohren und Nasen geröstet essen. Die Beute der Krieger war ansehnlich; gemeine Landsknechte gingen in Sammet und Seide, mit goldnen Halsketten und Armbändern geschmückt; einzelne Hauptleute wurden steinreich, so der deutsche Ritter Schärtlin von Burtenbach, der, wie er

selbst erzählt, zu großen Schätzen auch eine seltsame Reliquie, den Strick, an dem sich Judas Ischarioth erhängt haben soll, aus der Peterskirche erbeutete. So hatte Rom nicht gelitten, als Alarich der Gothe und Genserich der Vandale, oder die deutschen Kaiser des Mittelalters es heimsuchten. Pabst Clemens VII. hatte keine Aussicht zur Befreiung durch ein befreundetes Heer; selbst seine Vaterstadt Florenz empörte sich, und vertrieb seine Verwandten; das Heer begehrte 400,000 Dukaten. Clemens versprach zu zahlen, und ergab sich nach mehrwöchentlicher Belagerung, um von den Qualen des Hungers, dem selbst die Esel der geistlichen Würdenträger geschlachtet waren, erlöst zu werden.

Karl trug, wie bei der Kunde von Franzens Gefangennehmung, den Schein der Mäßigung, und dasmal mischte in der That auch wohl Verlegenheit sich mit in die Freude. Er hatte die That nicht geheißen, konnte keine Frucht davon ernten, und auch nichts thun, um die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen; die Soldaten in Rom wollten nicht eher abziehen, als bis alle Rückstände würden bezahlt seyn. So war es denn nicht sowohl ehrfurchtsvolle Theilnahme am Schicksale des Pabstes, als politische Berechnung, daß Karl Gebete und Processionen für des Pabstes Befreiung anstellen ließ, die Feste zur Freudensbezeugung über den eben geborenen Kaisersohn Philipp abbestellte und Trauerkleider anlegte. Er gewann nichts dadurch; was das Heer frevelte, wurde ihm zur Last gelegt. Geld, das er von den castilianischen Cortes begehrte, erlangte er nicht. Heinrich VIII. schloß einen Bund mit Franz; beide Könige schickten Herolde mit feierlichen Absagebriefen an Karl; dieser schalt Franz einen Menschen ohne Ehre und Rechtlichkeit; Franz schickte sogleich einen neuen Herold und forderte Karl zum Zweikampf; Karl war bereit. Es wurden Herolde immer hin und her gesandt, Schmähreden überbracht, Abreden getroffen, aber dann plötzlich von Franz die Unterhandlungen abgebrochen. Ein französisches Heer zog heran gen Neapel. Nun erst verließen die Söldnerbanden Rom, auf die Hälfte verringert durch Ausschweifungen und Pestfieber. Der Pabst war ihnen bei den Unterhand-

lungen über das Lösegeld kurz zuvor entwischt. So war denn die Erstürmung Roms für Karl eine Quelle des Unsegens geworden. Er trug aber unverschuldete Last, und bald lächelte das Glück ihm wieder. Heinrichs Wille war damals gleich einem schwankenden Rohre, denn Wolsey hatte nicht mehr seine volle ehemalige Geltung, auch mangelte dem Könige das Geld zur Kriegsführung. Pabst Clemens wollte gern mit Karl sich befreunden, Venedig endlich war es mit dem Befeinden nicht Ernst. Das bald nachher folgende Waffenglück Franzens aber wurde im Keime erstickt, weil er abermals einen Helden von sich stieß.

Andreas Doria, der edle Genuese, kühner Seemann und Meister des Seekriegs, Vertreter seines Vaterlandes in dessen Bunde mit Franz, war Befehlshaber der französischen Flotte, und hielt mit dieser den Hafen Neapels gesperrt. Franz hatte in seinem gesammten Reiche keinen größern Helden als ihn. Aber die Minister grollten ihm, denn er sprach ohne Schminke; er grollte ihnen, denn die Küstenstadt Savona ward zum Nachtheile Genua's von den Franzosen begünstigt. Böses Spiel der Verleumdung begann gegen ihn, wie einst gegen Bourbon, und Franz gab auch hier willig Gehör; Doria wurde mit Tücke umgarnt, seine Pläne durchkreuzt, sein Thun gelähmt, der Befehl zu seiner Verhaftung gegeben. Doria kam der Letztern zuvor, sandte an Karl, fuhr nach Genua, erklärte hier Franzens Befehlträgern, daß er ihres Herrn Dienst verlassen habe, und brachte nun mit seiner vaterländischen Flotte Lebensmittel nach dem durch Hunger bedrängten Neapel. Dies und das Hinsterben der Franzosen am Pestfieber rettete die Stadt; bald war ganz Italien von den Franzosen geräumt. In Genua aber wurde von Doria eine heilsame Verfassung eingerichtet, nicht eine Zwingherrschaft für ihn; das Volk ehrte ihn mit dem Namen Vater und Befreier des Vaterlandes. Genua stand unter ihm und mit ihm von nun an bei Karl, und so ward Doria auf mehr als dreißig Jahre († 1560) auf den Fluthen des Mittelmeeres der Held des Kreuzes gegen den muselmännischen Halbmond.

Karl und Franz waren beide kriegsmüde; jeder aber zögerte, dem andern das erste Wort zu gönnen: da traten zwei Damen zum Spiele, Franzens Mutter Luise und Karls Tante Margaretha, besprachen sich mit einander bei Cambray und brachten 5. August 1529 einen Frieden zu Stande, den Damenfrieden. Franz behielt das Herzogthum Burgund, und seine Söhne wurden ihm zurückgegeben. Er verlor nicht an Macht, nur an Ehre; denn er gab seine Bundesgenossen in Italien preis: Karl gewann an Ehre und Macht; sie schloßen sich ihm an. Der Pabst schloß seinen besondern Frieden mit Karl; sie versprachen einander Liebe und Hülfe; Karl, daß er die aus Florenz vertriebenen Medici als Herren dahin zurückführen und die Ketzer unterdrücken wolle; der Pabst, daß er Karl unentgeldlich krönen und mit Neapel belehnen wolle.

Karl, Sohn des Glückes, Sieger, ohne persönlich sich ins Gedränge der Thaten begeben zu haben, landete 12. August 1529 in Genua. Er kam nicht, um mit Festlust der Triumphe sich zu sättigen, sondern weil seines Bruders Ferdinand Bedrängniß durch die Türken und die Fortschritte der Reformation seine Gegenwart in Deutschland nothwendig machten. Zuvor aber ordnete und waltete er in Italien als gebietender Herr. Das hatte in dem Maaße nicht Karl der Große, Otto I., Friedrich Barbarossa und Friedrich II. vermogt, und noch hatte Karl den Harnisch zum Kampfe nicht getragen, noch keins seiner italienischen Heere ihn an der Spitze gesehen. Ganz Italien war ihm verbunden oder gehorsam. Mit zwanzigtausend Mann zog er zur Krönung nach Bologna, küßte dem Pabste Hand und Fuß, wohnte mehre Monate mit ihm unter Einem Dache, und empfing mit großem Gepränge, jedoch nach abermaliger Erniedrigung zum Dienste des Steigbügels beim Pabste, 22. Februar 1530 die lombardische Königskrone und 24. Februar die Kaiserkrone. Dies die letzte Krönung eines römisch-deutschen Kaisers durch den Pabst. Nachdem nun dieß vollbracht, Florenz erobert und daselbst ein Herzogthum für die Medici, in Mantua ein anderes für die Gonzaga gegründet, die Insel Malta aber dem von Rhodus vertrie-

benen Johanniterorden gegeben war, zog Karl gen Deutschland gegen Ketzer und Türken.

Die dringendere Gefahr kam von den letztern; daher wurde durch die Sorge für Türkenhülfe das Verfahren in den Angelegenheiten der deutschen Kirche mehrmals bestimmt. Die Evangelischen mußten wohl anerkennen, daß durch die Heerfahrten der Türken gegen Oesterreich ihrer Sache Vorschub geleistet wurde, doch blieb jegliche politische Berechnung, durch Einverständniß mit den Türken sich zu stärken, von den evangelischen Fürsten fern. Das Brandmal, mit dem Erbfeinde des christlichen Namens sich verbündet zu haben, trug nur Franz I., derselbe, der die evangelischen Bewohner seines Reiches mit martervollem Tode belegte; schon im Jahre 1525 erschien eine französische Botschaft an Solimans Hofe. Die evangelischen Deutschen zogen, so oft Karl und Ferdinand ihnen tröstliche Zusagen über die Religionsangelegenheiten gaben, den Türken eben so beherzt und willig entgegen, als die Katholiken; Luther aber gab einige Predigten gegen die Türken heraus, die jeden Deutschen, der Herz und Muth hatte, im Innersten ergreifen mußten.

Die erste Heerfahrt nach Ungarn hatte Soliman in dem Jahre nach seiner Thronbesteigung, 1521, gethan. Schon damals war das Hauptbollwerk des Ungarlandes, Belgrad, gefallen. Im Jahre darauf hatte er ein für die Christenheit nicht minder wichtiges Bollwerk, die Insel Rhodus, damals Waffenplatz der Johanniter, erobert. Darauf konnten minder gehindert türkische Heere über Ungarn und türkische Flotten über den Archipel sich ausbreiten. Ungarns Boden ist nicht weniger mit Blut getränkt worden, als Italiens und Belgiens; dies sind die drei ungeheuern Leichenstätten Europa's. Ungarn war durch politische Fäulniß zerfressen: es hatte keinen Hunyad mehr, keinen Matthias Corvinus; sein König Ludwig konnte des Landes Hort nicht seyn; bei ihm kam Alles vorzeitig, und nichts konnte reifen; geboren, ehe er Haut hatte, wurde er als weinendes Kind gekrönt; Selbstherrscher im zehnten Jahre, bekam er im vierzehnten einen Bart, im achtzehnten graues Haar,

Am zwanzigsten Jahre 1526 kam er ums Leben in der Schlacht bei Mohacz. Nun waren Ungarn und Böhmen ohne König; in Böhmen betrieben einige von Ferdinand gewonnene Standesherren dessen Erwählung zum Könige, als Bewerber um Ungarns Krone traten auf Ferdinand, Bruder von Ludwigs Gemahlin und Gemahl von Ludwigs Schwester, und Johannes Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen. Der letztere rief Soliman zu Hülfe, und mit dem Königsnamen ward er ihm unterwürfig bis zum Erdulden sklavischer Begegnung. Im Jahre 1529 zog Soliman aus, den Hauptschlag zu thun, zur Belagerung Wiens. Graf Nicolaus von Salm hielt die Stadt gegen den wilden Andrang, der vom 22. September bis 16. Oktober dauerte: man kann nur ahnen, welch furchtbares Unheil ihr Fall über Deutschland gebracht haben würde. Mit hochfahrenden Reden und reichlichen Geschenken an seine Janitscharen suchte Soliman die Schmach des Mißlingens der Unternehmung zu decken; er habe Ferdinanden einen Besuch machen wollen, dieser sey nicht zu finden gewesen, er habe ihn mehre Wochen erwartet, an der Stadt ohne ihren Herrn sey ihm nichts gelegen. Den Janitscharen gab er den Sturmsold, als hätten sie ihn durch Einnahme der Stadt verdient.

II. Karls Höhestand.

So konnte denn Kaiser Karl zunächst die Lösung der höheren Aufgabe, Ausgleichung des kirchlichen Zwiespalts, unternehmen. Wohl lag ihm dies mehr am Herzen, als irgend etwas Anderes, aber es war ihm nicht das Nächste; daher ließ er seinen Willen mehrmals durch politische Ereignisse, durch Sorge für Bündniß, Heer und Flotte, gefangen nehmen, und von dem Zwiste der Geister ablenken. Auch schien die Beilegung des Kirchenstreits ihm damals wohl noch nicht das Schwierigste; seine kaiserliche Autorität, mogte er denken, würde bei seinem persönlichen Auftreten in Deutschland die Gemüther eben so sühnen, als ihm die Ordnung Italiens gelungen war. Aber von dem Aufschwunge der Bekenner des evangelischen Glaubens und der Festigkeit und Hartnäckigkeit ihres Sinnes in diesem Bekenntniß mangelte ihm die rechte Vorstellung; er

konnte sich nicht über die Berechnungen irdischer Staatsweisheit in freiere geistige Räume erheben. Seine Ansicht von der äußern Art der Gottesverehrung ward durch politische Erwägung bestimmt; er meinte, durch Behauptung des Hergebrachten Treue und Pflicht der Unterthanen in seinen Erblanden zu sichern; daß er die Macht der Begeisterung für sich gewinnen konnte, kam nicht in seinen Sinn. Darum aber war er in seinem Gegensatze gegen die Bekenner der evangelischen Lehre ohne Leidenschaft; persönlich nicht gereizt oder verstimmt, war er für gute Eindrücke empfänglich, und Mäßigung und Besonnenheit wichen nicht leicht von ihm. Die Ader der Begeisterung hatte er nicht, wohl aber tiefes religiöses Gefühl; bei aller Verstrickung durch weltliche Dinge unterließ er nicht, sich täglich mit Inbrunst im Gebete zu Gott zu wenden.

Das zweite Hauptstück seines Lebens, der Höhestand seiner Thätigkeit, geht von seinem ersten Versuche, den kirchlichen Zwiespalt zu einen, bis zur Unterwerfung des schmalkaldischen Bundes, vom Jahre 1530 — 1547.

Die Bekenner des alten und des neuen Glaubens hatten sich schon zu politischen Parteien gestaltet. Gegen die Reformation hatte nach Erlassung des wormser Ediktes dieser und jener Fürst für sich feindseliges Verfahren geübt, so z. B. Herzog Georg von Sachsen, Churfürst Joachim I. von Brandenburg 2c.; aber erst auf dem Reichstage zu Nürnberg 1524 wurde von einer Anzahl altgläubiger Stände der Beschluß gefaßt, das wormser Edikt als Reichsgesetz geltend zu machen; jedoch der Wille war schwach bei der Mehrzahl der Fürsten, und die That schritt ihm nicht nach. Dagegen schlossen auf des päbstlichen Legaten Betrieb Ferdinand von Oesterreich und zwei Bayerherzoge 6. Juli 1524 zu Regensburg einen Bund zur Wehr gegen die Fortschritte der Reformation. Ihm traten die meisten süddeutschen Bischöffe bei. Dadurch wurde der päbstlichen Macht in Deutschland ein Bollwerk erbaut; an diesen Widerstand, so schwach er anfangs war, knüpft sich wesentlich die Vereitlung der Reformation des Kirchenthums durch das ganze deutsche Reich. Bald nach

dem Zusammentreten jener Fürsten einten sich zu Dessau die Churfürsten von Brandenburg und Mainz, nebst den Herzogen Heinrich und Erich von Braunschweig in derselben Absicht. Dagegen nun schlossen 4. Mai 1526 zu Torgau einen Bund: Churfürst Johann der Beständige von Sachsen, Friedrichs des Weisen Bruder und Nachfolger, Landgraf Philipp von Hessen, vier Herzoge von Braunschweig, Herzog Heinrich von Meklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, die Stadt Magdeburg und Herzog Albrecht von Preußen. Bei den Evangelischen trennte sich aber damals die Ansicht der Reformatoren von der politischen aufs schroffste. Luther und Melanchthon waren jeglicher Rüstung mit irdischen Gewaltwaffen zuwider; Luther vertraute auf Gott allein; das Evangelium werde, wie bei seiner ersten Verkündigung, auch jetzt ohne Gewalt sich eine Bahn brechen; seine Ansicht ging bis zur Seltsamkeit, man müsse dem Uebel nicht widerstreben; Widersetzlichkeiten der Stände gegen den Kaiser aber bezeichnete er nicht anders, als wenn der Bürgermeister zu Torgau sich gegen den Churfürsten erheben wolle. Die Waffenrüstungen dagegen wurden aufs eifrigste betrieben vom Landgraf Philipp. Damals jedoch halfen zur Fortdauer des Friedens die Verlegenheiten des Reichs um Geld zum Türkenkriege, zum Reichsregiment und Reichsgericht. Dies kam den Evangelischen so günstig, daß sie auf dem Reichstage zu Speyer, vom 25. Juni 1526 an, eine festere Haltung, als bisher, behaupteten und sogar den Beschluß erlangten, daß bis zu einem allgemeinen Concil jeder Stand mit der Ausführung des wormser Edikts es so halten möge, wie er glaube, es vor Gott und dem Kaiser verantworten zu können. Indessen setzten manche katholische Fürsten Verfolgungen gegen die Evangelischen in ihren Gebieten fort; aus Leipzig wurden auf Herzogs Befehl an achthundert Menschen, Bekenner des evangelischen Glaubens, vertrieben; ein Buchhändler Herrgott, weil er Luthers Schriften verkauft hatte, hingerichtet ꝛc., und Scheiterhaufen loderten auf in Bayern, Cöln ꝛc. Argwohn und Sorge der Evangelischen regte sich aber im Jahre 1528 bei der (trüglichen?) Anzeige eines Rathes des Herzogs von Sach-

sen, Otto von Pack, daß die katholischen Fürsten wieder einen Bund geschlossen hätten; in dieser Stimmung, wo ihnen Alles zu Gefahr wurde, protestirten sie 19. April 1529 auf dem Reichstage zu Speyer gegen das Verbot der Ausbreitung der evangelischen Lehre, wenn gleich die katholischen Stände dies nur von katholischen Ländern verstanden. Der Name Protestanten, seitdem üblich, diente, wie jeglicher Parteinamen, den damit Bezeichneten festere Haltung und bestimmtere äußere Schranken zu geben. Philipp von Hessen war in der regsten Thätigkeit, das Waffenbündniß zu verstärken; daher auf seine Veranstaltung im Oktober 1529 ein Religionsgespräch zwischen den deutschen und den schweizerischen Reformatoren zu Marburg, wo Luthers starrsinniges Festhalten am Buchstaben die Spaltung um Begriffe zwischen ihm und Zwingli zum unheilbaren Bruche erweiterte und Philipp mit Schmerz die Hoffnung auf mächtigen Beistand in der nahenden Gefahr schwinden sah.

Die Evangelischen hatten schon nach Italien Gesandte an Karl geschickt; wackere, rechtliche Männer, aber nicht von hohem Range; ihre Aufnahme war sehr ungünstig; sie hatten selbst Beleidigungen zu erdulden. Günstiger lautete Karls Schreiben, worin er zum Reichstage einlud; es sprach die Gesinnungen leidenschaftsloser Mäßigung aus. Mehre katholische Fürsten aber reisten voll Vertrauen dem heranziehenden Karl entgegen.

Die evangelischen Stände erschienen auf dem Reichstage zu Augsburg mit einem Glaubensbekenntnisse; Luther blieb zu Koburg; Melanchthon, der Mann der Milde und Mäßigung, und bei Inhabern von Wissen und Macht angesehen wie Erasmus, vertrat die Sache des Evangeliums als Theologe. Den Sinn der evangelischen Fürsten lernte Karl schon bei der ersten Feierlichkeit zur Eröffnung des Reichstages kennen; sie weigerten sich, an der gebräuchlichen Procession Theil zu nehmen; das sey keine christliche Handlung; im Gespräche darüber erklärte der Markgraf von Brandenburg, lieber wolle er sich den Kopf abhauen lassen. „Lorer Fürst, nit Kopf abe, nit Kopf abe", sagte

Karl. Diese Worte Karls sind Aeußerung der Betroffenheit. In allen Verhandlungen auf dem Reichstage war die Haltung der Evangelischen, aufs Gefühl geistiger Ueberlegenheit und rein moralischer Kraft gestützt, siegreich; namentlich, 25. Juni 1530, bei Vorlesung des Glaubensbekenntnisses, wo Karl die lateinische Uebersetzung derselben hören wollte, Churfürst Johann der Beständige aber erklärte, auf deutschem Boden gezieme sich deutsche Sprache. Karls Wille war nicht böse; Gewalt zu gebrauchen kam nicht in seinen Sinn; die überaus heftige und anzügliche Widerlegungsschrift der augsburgischen Confession durch die katholischen Theologen mußte auf seine Weisung gemildert werden: dennoch vermogte er nicht, sein Herz den Bekennern der evangelischen Lehre zuzuwenden; noch weniger konnten diese Vertrauen zu ihm gewinnen; ehe noch der Reichstag aufgehoben ward, entfernte sich ein großer Theil derselben von Augsburg. Der Reichsabschied, 19. November 1530, lautete ungünstig für die Evangelischen, gleichwie neun Jahre früher der des wormser Reichstages. Abendmahlskelch, Priesterehe wurden verboten, Messe, Heiligendienst, Klosterwesen rc. sollten hergestellt werden; die Ungehorsamen wurden mit der schwersten Ahndung von Seiten des Kaisers bedroht. Darob versammelten die Häupter des evangelischen Bundes sich, den 22. December 1530, zu Schmalkalden, und schloßen hier sich fester zusammen zur Vertheidigung ihres Glaubens gegen gewaltsame Unterdrückung. Bald darauf ward ein Wunsch Karls erfüllt, nemlich sein Bruder Ferdinand, den 5. Januar 1531, von fünf Churfürsten zum römischen Könige erwählt. Der Churfürst von Sachsen und die übrigen evangelischen Fürsten legten Widerspruch ein, und ihnen schloß sich darin selbst der eifrig katholische Bayerherzog Wilhelm an. Zwischen König Franz I. aber und dem schmalkaldischen Bunde ward um Waffengenossenschaft unterhandelt. Das war Karls empfindlichste Seite; auch drohte abermals Gefahr von Soliman: daher schloß Karl, den 23. July 1532, zu Nürnberg einen Vertrag mit den evangelischen Ständen: wegen kirchlicher Angelegenheiten solle keine Befeindung statt finden, die allgemeine Entscheidung über den kirchlichen

Zwiespalt bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung aufgeschoben werden.

Im bunten Gewühl der außerkirchlichen Staatshändel sehen wir von nun an Karls Persönlichkeit überall vorleuchten, an der Spitze seiner Heere zweimal auf französischem Boden, zweimal mit Kriegsflotte und Heer an Afrika's Küste, zweimal zu freundschaftlichem Verkehr bei Franz; seine Zunge gelöst bis zur pathetischen Rede vom Throne, mit dem Ausdrucke des Selbstvertrauens oder gerechter Entrüstung. Der Körper ward früh gebrechlich; aber der Geist blieb frisch; der Muth stieg bis zum Ungestüm, und während die Beine, krankend am Podagra, mit Binden und Polstern umhüllt waren, streckte Karl den Arm aus, den ritterlichen Speer zu schwingen. Innere Zerfallenheit des Gemüthes bekundet sich noch nicht; er blieb der Eine und Feste und Entschlossene. Die Beschränkungen seiner Macht blieben dieselben, wie früher; noch im Jahre 1538, das letzte Mal, wo alle drei Stände der castilischen Cortes versammelt waren, mußte er bekennen, daß er nicht Herr im Lande sey.

Der erste der nun folgenden Kämpfe zwischen den vier Fürsten des politischen Vorgrundes war der der beiden Kaiser. Solimans Entwürfe, Reden und Rüstungen richteten von jetzt an sich gegen Karl selbst; Ferdinand hieß nun dem stolzen Barbaren als Feind zu geringe. Ungarn wurde im Jahre 1532 von 300,000 Türken überschwemmt. Dasmal war die deutsche Reichshülfe eilend und stattlich, das Reichsheer zählte gegen 70,000 Fußgänger und 30,000 Reiter; der Kaiser selbst stellte sich an die Spitze. Zur Schlacht kams nicht; aber es galt den Christen schon für einen Sieg, ungeschlagen ihre Stellung zu behaupten; Soliman zog ohne Schlacht und Sieg heim.

Karl ging nun zuvörderst nach Italien, mit dem Pabste sich über eine Kirchenversammlung zu besprechen, und im April 1533 von da nach Barcelona. Die politischen Verhältnisse wurden nun sehr verwickelt. Franz, dessen Gewissen auch beim Abschluß des Friedens zu Cambray zu einem meineidigen Vorbehalte Raum behalten hatte, unterhandelte um Bündnisse ge-

gen Karl. Zunächst mit dem Pabste Clemens VII. Daraus ward mehr als Bündniß; es wurde verabredet, ein Sohn des Königs sollte eine Muhme des Pabstes, Katharina von Medici, zur Gemahlin nehmen. Das Haus der Medici war erst kurz zuvor durch Karl fürstlich geworden. Franzens Stolz auf altkönigliches Blut wich der leidenschaftlichsten Eifersucht auf Karls Hoheit und Macht. Clemens begab sich im Winter 1533 nach Marseille. Heinrich VIII., damals mit dem Pabste zerfallen, weil dieser ihn von seiner Gemahlin Katharina zu trennen verweigert hatte, sollte der dritte Mann im Bunde seyn, und Franz rechnete sicher auf Heinrichs Beitritt, weil Katharina Karls Tante war; doch konnte er es nicht zur Sühne zwischen Heinrich und dem Pabste bringen und der Bruch dauerte auch unter dem nachfolgenden Pabste Paul III., aus dem römischen Hause Farnese, (seit 13. Oktober 1534) fort. Franz wandte sich an die evangelischen Fürsten in Deutschland, und übersandte dem Landgraf Philipp Hülfsgelder zur Aufbringung eines Heeres, durch das der von Land und Leute vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg in seine Herrschaft wieder eingesetzt werden sollte. Als junger Fürst hatte dieser mancherlei Unbilde geübt, seine Vertreibung, durch lieblose Behandlung seiner Gemahlin Sabina von Bayern, Ermordung des angesehenen Ritters Johann von Hutten und Unterwerfung der freien Reichsstadt Reuttlingen veranlaßt, war im Jahre 1519 durch das Heer des schwäbischen Bundes vollzogen; Würtemberg aber, welches vom schwäbischen Bunde gegen Erstattung der Kriegskosten dem Kaiser überlassen wurde, als erledigtes Reichslehn von Karl seinem Bruder Ferdinand gegeben worden. Der schwäbische Bund, dessen Heer auch in der Unterdrückung des Bauernaufstandes 1525, geführt von Georg, Truchseß von Waldburg, die Hauptsache gethan hatte, löste sich auf 1533, Ferdinand aber hatte nicht Macht genug, Würtemberg zu behaupten; Philipp gewann 13. Mai 1534 die Schlacht bei Laufen; Ferdinand war so kleinlaut im Gefühl des unrechtmäßigen Besitzes, daß er im Vergleiche zu Cadan das Land seinem rechtmäßigen Herrn zurück gab. Diesen hatte das Unglück gebessert, und mit großem Eifer betrieb

er die Einführung der Reformation in seinem Lande. Franz aber, der um die Gunst evangelischer deutscher Fürsten buhlte, ließ um dieselbe Zeit (1535) auf dem Greveplatze zu Paris sechs Protestanten unter den gräulichsten Martern hinrichten, und die verbündeten evangelischen Stände in Deutschland, an deren Spitze seit 16. August 1532 Churfürst Johann Friedrich von Sachsen stand, konnten einen Bund mit einem solchen Doppelmenschen weder von Herzen, noch auf die Dauer eingehen. Schon im Jahre 1534 zogen Churfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp sich von Franz zurück. Derselbe Franz aber, der dem päbstlichen Kirchenthum zu Ehren zum Unmenschen wurde, verleugnete das Christenthum, womit der französische Königstitel „allerchristlichster König" prangt, aufs unverschämteste durch einen Bund mit Soliman. Dieser war aber jetzt von doppelter Bedeutung, seit dem Sultan die afrikanischen Raubstaaten gehorchten, und türkisch-maurische Flotten im Mittelmeere schwärmten.

Seit dem Anfange der Bedrückungen der spanischen Muselmänner unter Ferdinand und Isabelle hatten sich Tausende von Flüchtlingen, der dumpfen Pfaffenwuth zu entgehn, an Afrika's Nordküste angesiedelt. Der Stoff zum feindseligsten Gegensatze gegen die Christen in Spanien und Italien, genährt durch Glaubenseifer und Rachgier, wurde ins Leben gerufen durch spanische Heerfahrten unter Cardinal Ximenez ꝛc. nach jener Küste. Bestimmten Charakter des Gelüstes zum Angriffe bekam dieser durch zwei Osmanen, zugleich auch Zusammenhang mit der osmanischen Kriegsgeschichte: Horuk und Hairaddin, von ihren rothen Bärten Barbarossen genannt, Söhne eines Sipahi von Lesbos, thaten schon unter Sultan Selim, Solimans Vorgänger, Raubfahrten von Algier und Tunis aus. Nach Horuks Tode 1518 ward sein Bruder, vorzugsweise Barbarossa genannt, Herr von Algier, und von hier aus erfolgten nun Landungen an den Küsten von Spanien, Italien, Sicilien und Sardinien; zur abenteuerlichsten Kühnheit gesellte sich unmenschliche Grausamkeit; Mord und Menschenraub waren die Zeugnisse der Gegenwart der Barbaren. Nicht blos die Fahrt

der Christen auf dem Meere ward gefährdet; mehr als die Schiffe waren Palläste, Dörfer und Städte der Küsten Gegenstand der Raubgier der Corsaren; wo Italiens und Spaniens Gestade die reizendsten Lockungen zur Ansiedlung für die Landesbewohner darboten, da waren auch die Corsaren am häufigsten: ja meilenweit ins Land hinein war keine Sicherheit; Ausbrüche des Aetna oder Vesuv waren den Anwohnern derselben kaum minder schrecklich, als das nächtliche Mordgeschrei Allah der gelandeten Seeräuber, das Blinken der krummen Damascener und die Fortschleppung in die Sklavenkerker, zur kümmerlichsten Nahrung, zur Arbeit am Pfluge unter der Peitsche eines Wütherichs. Manche Landung Barbarossa's kostete Tausenden das Leben, eben so vielen die Freiheit. Dies geschah mehre Jahre ungeahndet; Karl hatte zu viel mit dem Kriege gegen Franz zu thun, und auch als Karl in Doria einen trefflichen Flottenführer, Barbarossa aber einen ihm gewachsenen Seehelden, die Johanniterritter aber zum rastlosen Kampfe gegen die Ungläubigen einen wohlgelegenen Rüstplatz in der Insel Malta erlangt hatten, war die Wehr der Christen noch mehre Jahre unkräftig; denn Barbarossa hatte sich Solimans Hoheit untergeben, war Führer der osmanischen Flotten und 1533 Beglerbeg*) von Algier geworden, und zum Seeraube gesellte sich nun osmanischer Seekrieg. So erschien im Jahre 1535 Barbarossa mit 34 Schiffen an der Küste bei Fondi. In demselben Jahre nahm er dem maurischen Sultan Muley Hassan Tunes; dieser bat um Hülfe bei Karl, und nun stieg in dem muthigen Kaiser, den jugendlicher Aufschwung des Selbstgefühls und der Ruhmbegier erfüllte, die Lust auf, ein Abenteuer für den Glauben und die Sicherung seiner Küsten zu versuchen.

Am 29. Mai 1535 fuhr Karl von Barcellona ab mit einer Flotte von 500 Schiffen, worauf ein Heer versuchter Krieger; über jene hatte Doria, über diese der Italiener Del Guasto, von ausgezeichnetem Feldherrntalent, Vetter des im Jahre 1525 gestorbenen

---

*) Stattbalter.

Pescara, den Befehl. Die Landung erfolgte glücklich; nach einem Monate wurde la Goletta, die Vorburg von Tunes erobert, darauf Barbarossa unter den Mauern von Tunes in einer Feldschlacht aufs Haupt geschlagen, und mit Hülfe der Christensklaven in der Burg von Tunes, die deren Besatzung entwaffneten, Tunes genommen. Karls Sieg wurde durch die Raub- und Blutgier seiner Söldner, besonders der Spanier, befleckt; in Tunes eindringend ermordeten sie an 30,000 der Bewohner; aber eben so viele aus den Sklavenfesseln befreite, glückliche Menschen verbreiteten durch die Landschaften des europäischen Abendlandes sein Verdienst um die Zerbrechung ihrer Ketten. Muley Hassan wurde eingesetzt in sein Reich und la Goletta blieb im Besitze Karls. Als nun dieser in dem schönen Lichte eines Befreiers von 30,000 Christensklaven heimkehrte, ward der Schatten für Franz schwärzer ob seines Bundes mit Soliman, dem Erbfeinde der Christenheit.

Das Selbstgefühl Karls, der keine solche Blößen gegeben hatte, als Franz, und dessen Ritterlichkeit, fürstliche Ehre und Treue in Beschützung des christlichen Glaubens ohne Makel war, stieg zur Entrüstung, als Franz nach seinem Einfall in Savoyen, dessen Herzog sich mehrmals dem Kaiser geneigt bewiesen hatte, Mailand, wo Maximilian Sforza, dem Namen nach Herzog, in der That nur kaiserlicher Statthalter, im Jahre 1534 gestorben war, als nun ihm gehörig, begehrte. Karl bot alle seine Streitkräfte auf, kam 6. April 1536 nach Rom, und empfing hier in Gegenwart des Pabstes, der Cardinäle und römischen Großen Franzens Abgeordneten. Was noch nie geschehen, Karl warf die Hülle des besonnenen ruhigen Staatsmannes von sich, sein Gefühl brach aus in Schmähungen, er überhäufte den französischen König mit Vorwürfen, und forderte ihn zum Zweikampf oder Kriege; wähle der König den Zweikampf, so wolle Karl, bis aufs Hemde entkleidet, mit dem Schwerte oder Dolche in der Hand, auf Leben und Tod kämpfen. Aber die That entsprach nicht dem Worte. Der Einfall Karls in die Provence 1536 mißlang gänzlich; Franz hatte das Land durch die grausamste Verwüstung unwirthbar machen lassen; die Hälfte von Karls Heere

wurde durch Hunger und Seuchen hingerafft; im Herbste kehrte er still und beschämt nach Spanien zurück. Wie so oft im Leben, brach das Mißgeschick mehrfach ein; in demselben Jahre hatte Soliman bei Essek eine Schlacht gewonnen und der furchtbare Barbarossa die Küsten Neapels verwüstet. Dazu kam bittere Kränkung durch nichtswürdige Beschuldigung. Franzens ältester Sohn, der Dauphin, starb; nicht undeutlich beschuldigte ein Gerücht Karl, ihn mit Gift aus dem Wege geräumt zu haben; wobei, wenn es geschehen war, doch an Niemand eher und mehr zu denken war, als an Katharina von Medici, Gemahlin des zweiten Königssohns Heinrich. Das Gegenspiel zu der hochmüthigen römischen Sitzung Karls mogte aber Franz geben wollen, als er in einer Sitzung des Parlaments Karl wegen Flandern und Artois vorladen und den Ausbleibenden als lehnsbrüchig verurtheilen ließ. Eiteles Spiel! Der Zorn hatte sich überboten, die Kraft war erschlafft, der Friede war nahe und der Pabst wurde dessen Vermittler zu Nizza. Beide Fürsten begaben sich dahin; aber noch kochte der Groll; sie mogten einander nicht sehen; durch den Pabst wurden sie 18. Jun. 1538 dahin einig, daß jeder behalten sollte, was er gerade damals hätte. Für Karl war es die höchste Zeit, zum Frieden zu kommen; bald nachher brach ein Aufruhr des unbezahlten Heeres aus.

Nun aber folgte während der sanften Stimmung der abgespannten Sehnen zwei Male eine persönliche Annäherung der beiden Nebenbuhler, wo der Schein des Edelmuths im schimmernden Lichte des Theaterfeuers sich ausgoß und die bösen Leidenschaften, wie beschämte Dämonen der Finsterniß, in die Verstecke der Herzenskammern sich zurückzogen — freilich um bald wieder die garstigen Häupter hervorzustrecken. Karl trat nach Abschluß des Friedens zu Nizza die Seefahrt von Italien nach Spanien an; unterwegs erhielt er an der Küste der Provence bei Aigues Mortes einen Besuch von Franz auf seinem Schiffe und erwiederte Franzens Zuvorkommen und Vertrauen durch einen Besuch auf dem Schlosse zu Aigues Mortes. Mißtrauen und Argwohn schienen gänzlich gewichen zu seyn. Als Franz

auf Karls Schiffe war, soll Doria letzterem gerathen haben, den König zu entführen; doch das lag nicht in Karls Charakter; an Erzählungen von dergleichen Rathschlägen in ähnlichen Fällen mangelt es nicht; die Sache scheint so natürlich gegeben zu seyn; doch läßt sich der böse Schein durch genaue Forschung auch wohl von Doria abwenden. Wohl aber lag es in Karls Seele, mit Bewahrung des Scheins fürstlicher Ehre von den großmüthigen Gesinnungen seines Gegners den möglichsten Vortheil zu ziehen.

Karls Vaterstadt Gent empörte sich im trotzigen Gefühl hergebrachten Rechtes, Steuern nur nach eigener Zustimmung zu zahlen; Margaretha, Wittwe Königs Ludwig von Ungarn, Statthalterin der Niederlande, konnte der Aufrührer nicht mächtig werden; diese wütheten in wildem Frevelmuth, warfen mehre kaiserliche Beamte auf die Folter und gedachten Franz zu ihrem Oberhaupte zu wählen. Der aber wies dies von sich. Noch mehr! Karl, entschlossen und vertrauend, durch seine Gegenwart den Aufstand zu dämpfen, aber um den Weg aus Spanien nach den Niederlanden verlegen, stellte seine Sache und seines Nebenbuhlers Gesinnung auf die Spitze; er bat ihn um einen Durchzug durch Frankreich. Wie den trautesten und ehrenwerthesten Gastfreund empfieng ihn Franz; von politischen Dingen war nicht die Rede; Karl hatte vor seiner Ankunft dem Könige Hoffnungen einer Ausgleichung über Mailand bezeugen lassen; die Erfüllung derselben erklärte er bis zur Herstellung der Ruhe in den Niederlanden verschieben zu müssen. Und Franz, auf der Höhe ritterlichen und fürstlichen Ehrgefühls, mied auch selbst die Andeutung des langen Haders. Nur wie im Spiegel sah Karl die Gefahr seines gewagten Spiels, als Franz ihm scherzend sagte, die Frau von Estampes, seine Geliebte, rathe, ihn festzuhalten, bis er den madrider Frieden würde aufgehoben haben; und als Franzens jüngster Sohn, der Herzog von Orleans, plötzlich sich hinter ihm aufs Pferd schwang, ihn umfaßte und ausrief: Ihr seyd mein Gefangener! Aber gute Miene zum bösen Spiele machen war nicht Karls geringste Kunst. Der Frau von Estampes versiegelte

er den Mund mit einem kostbaren Ringe, den er, als sie ihm das Waschbecken reichte, absichtlich fallen ließ, und, als sie ihn aufhob, von den schönen Händen zurückzunehmen sich weigerte. — Als Karl kam, schrieb des Königs Hofnarr, Triboulett, der ein großes Narrenbuch hielt, Karls Namen hinein; als dieser frei von dannen zog, den Namen seines Königs. Betrogen hatte sich Franz, Narr war er nicht. Ausdrückliches verheißen oder gar Eide geleistet hatte Karl nicht, aber Betrüger war er mit der feinsten Ader des Betruges, die gute Meinung und Erwartung der Andern zu nähren, so lange es noth thut, und wenn die Zeit zu reden gekommen ist, zu sagen, das sey anders zu verstehen gewesen. Das mußte denn auch Franz vernehmen, als Karl den begleitenden und den nachgeschickten Gesandten erklärte, des Königs Begehren über Mailand nicht erfüllen zu wollen und nichts verheißen zu haben. — Für Gent war Karls Reise durch Frankreich verderblich; es mußte sich demüthigen und Karl strafte hart, Einzelne durch Tod und Geldbuße, die Gesammtheit durch Erbauung einer Burg in der Stadt. Franz aber, der nichts gewonnen, ja dem Feinde zum raschen Gewinn eines bedenklichen Spiels geholfen hatte, grollte und rüstete.

Abermals bot Franz dem wilden Soliman die Hand. Dieser war Herr von fast ganz Ungarn; der unmündige Sohn Zapolya's, seines Schützlings († 1535), war mit dessen Mutter und der Stephanskrone, dem Nationalheiligthum der Ungarn, in seiner Hand, Spielzeuge der Barbarei. Ferdinanden war schwer zu helfen; das deutsche Reich an gutem Willen dazu gewöhnlich arm. Dies Karls entferntere Sorge; die nähere war aufs Meer gerichtet, gegen Barbarossa, der Herr von Algier geblieben war, im Jahre 1538 die venetianischen Inseln im Archipel erobert und Doria's Flotte bei Prevesa geschlagen hatte, und die spanischen und italienischen Küsten unablässig heimsuchte. Abermals rüstete sich Karl zur Züchtigung des frechen Räubers. Pabst Paul III. erließ eine Bulle dazu, wie zu einer Kreuzfahrt. Karl war dasmal beharrlich im Unverständigen. Schon war die Zeit der herbstlichen Stürme eingetreten; umsonst warnte Doria, daß große Gefahr

bevorstehe; Karl wollte das mit großen Kosten zusammengebrachte Söldnerheer nicht unbenutzt lassen. Die Einschiffung erfolgte im September auf den Balearen. Außer den Söldlingen war die Blüthe des spanischen und italienischen Adels versammelt, auch gesellten hundert Malteser-Ritter mit ihrer Ordensmannschaft sich zum Heere. Der größte Theil desselben ward gelandet 20. Oktober 1541, aber ehe nun Geschütz, Gezelte und der übrige Kriegsbedarf ans Land geschafft werden konnten, erhob sich ein furchtbarer Sturm, begleitet von dem schauerlichsten Platzregen; funfzehn Kriegs- und hundert und vierzig Lastschiffe mit acht tausend Menschen sanken in Zeit von Einer Stunde in den Abgrund des Meeres. Der Rest der Flotte konnte erst in bedeutender Entfernung von dem Landungsplatze sichern Ankergrund finden, und das von Allem entblößte Heer mußte ihr nun längs der Küste nachziehen. Drei Tage dauerte der Marsch; immerfort tobte der Sturm, und ergoß sich in Strömen der Regen und vertiefte sich der Boden; unabläßig waren die Angriffe von Barbarossa's leichten Reitern und Schützen: das Heer gelangte um Tausende vermindert und in einem Zustande gänzlicher Auflösung nach der Ankerbucht der Flotte; Karl mußte es für Gewinn achten, die traurigen Ueberreste ohne weitere Gefährde einschiffen zu können. Im December stieg er zu Carthagena ans Land. Bald darauf brachte der alte Räuber, im Bunde mit Franz, Entsetzen an die christlichen Küsten. Im Jahre 1543 erschien er vor Messina und Ostia, und darauf, verstärkt durch französische Schiffe, vor Nizza. Er starb im Jahre darauf; aber sein Geist lebte fort; durch ihn hatte sich eine Schule von Seeräubern gebildet, die nach Doria's Tode auf mehr denn ein Jahrhundert den christlichen Flotten im Mittelmeere überlegen waren.

Das Mißlingen des Zuges gegen Algier war ein Triumph für Franz; der Zündstoff zum vierten Kriege aber ward eine Unthat, die von Karls Statthalter und Feldobersten in Mailand, dem kriegskundigen aber tückischen Marchese del Guasto, geübt wurde; dieser ließ zwei Abgeordnete Franzens an Soliman, die durch Italien reisten, ermorden. Franz rief die öffentliche

Meinung an; die Franzosen erhoben sich zum Rachekriege; so zahlreich hatten sie sich noch nie unter Franzens Fahnen gestellt; deutsche Landsknechte und schweizerisches Fußvolk vermehrten die Zahl der Streiter; fünf Heere zogen den Grenzen zu; Aussicht auf Hülfe aus der Ferne ward eröffnet durch Unterhandlungen mit Dänemark und Schweden; thätige Hülfe bereitete der Herzog von Cleve. Franz selbst aber lag krank darnieder, das Mark seiner Glieder war im Hinschwinden; sein Hof, wie so oft der französische vor und nach ihm, Heerd der Ausschweifungen und Franz darin der Reihenführer; die teuflische Rachgier eines beleidigten Ehemanns hatte ihm ein unheilbares Gift beizubringen gewußt. Seine Gebrechlichkeit konnte nicht mehr durch Blendwerk ritterlichen Gepränges und fürstlichen Schauprunkes gedeckt werden. Treue Diener zu wahren und zu ehren, verstand er in grämlicher Krankheitslaune und in fortdauernder Abhängigkeit von den Frauen und Fräulein des Hofes weniger noch, als früher; darum ward der erste der Helden Frankreichs jener Zeit, Montmorency, vom Hofe verbannt. Zu Karl aber trat noch einmal der eben so grämliche, aber bei weitem bösartigere Heinrich VIII, zerfallen in Ehe und Kirche. Wolsey war wegen seiner Unentschlossenheit, sich gegen Katharina, die dem König lästig gewordene Gemahlin, zu erklären, gestürzt, und vom Jammer über den Verlust der königlichen Gunst aufgerieben worden; für den Frevelmuth Heinrichs gab es nun keine Zügel mehr; Schrecken lagerte sich um den Thron des Wüthrichs; zwei Gemahlinnen verstieß er, zwei schickte er aufs Blutgerüst; Feind des Pabstes, der ihn von Katharina nicht hatte scheiden wollen, wüthete er gegen die, welche in dem Pabste das Oberhaupt der Kirche sahen; leidenschaftlicher Gegner der evangelischen Lehre ließ er Alle verbrennen, die nicht an die Lehren glaubten, die vom Pabstthum ausgegangen oder dadurch verbürgt waren. Mit Franz aber war Heinrich damals zerfallen, weil dieser seinem Nachbar, dem Könige Jakob V. von Schottland eine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte und, auch nach deren bald darauf erfolgten Tode (1537), die Vermählung Jakobs mit einer Tochter des in Frankreich hochgelten-

den Hauses Guise den Argwohn Heinrichs über die politische Annäherung zwischen Schottland und Frankreich rege hielt.

Der Krieg dauerte von 1542—44. Karl bezwang Cleve; sechstausend Engländer stießen zu ihm, Landrecies belagern zu helfen. Soliman brach ein in Ungarn, Barbarossa landete in Italien. Als die Belagerung von Landrecies mißlungen war, bot Karl zum ersten Male das deutsche Reich auf zum Kriege gegen Frankreich. Das kostete Bewilligungen an die evangelischen Stände. Im Februar 1544 ward ein Reichstag zu Speier gehalten, wo sämmtliche Churfürsten zugegen waren und das Reich in seinem vollen Glanze erschien. Alle den Evangelischen ungünstigen Beschlüsse wurden einstweilen aufgehoben, und ein deutsches Heer zog seinem Kaiser zu Hülfe. Das Jahr wurde thatenreicher, als die beiden vorhergegangenen; Glück und Gefahr stieg auf für Franz. In der großen Feldschlacht bei Cerisolles in Italien, 14. April, seit der bei Pavia in diesen Kriegen der ersten, wurde das kaiserliche Heer gänzlich geschlagen. Aber in der Champagne drang Karl auf der Straße nach Paris vor; Heinrich zog von Norden herab in eben der Richtung; Paris erwartete, bald den Feind vor seinen Thoren zu sehen; Franz ermahnte zur Standhaftigkeit. Der Sturm ging jedoch bald vorüber. Karl und Heinrich wollten jeder für sich der Rosen zu viele auf seinem Wege brechen; das rettete die Stadt der Lilien. Karl, auch über Meuterei seines Kriegsvolkes sorglich, unterhandelte und schloß Frieden mit Franz zu Crespy 18. September 1544. Die frühere Verzichtleistung Franzens auf Neapel und auf die Lehnshoheit über Flandern und Artois wurde wiederholt; Karl entsagte dem Herzogthum Burgund; Mailand sollte mit einer Tochter Karls an Franzens Sohn, den Herzog von Orleans, kommen. Heinrich setzte für sich allein den Krieg noch bis 1546 fort.

Karl bekam in Deutschland zu thun.

Mit den Verheißungen eines Concils, von dem Karl so viel hoffte, war es den Päbsten nie recht Ernst gewesen; zu den Zögerungen aus deren bösem

Willen kamen Störungen durch Kriege; es hatte bis jetzt nicht zu Stande kommen können. Indessen hatte die evangelische Lehre mehr und mehr Anhänger unter den Fürsten und Städten gewonnen. Zwar litt sie einen herben Verlust, als durch das tolle Treiben der Wiedertäufer zu Münster der Bischoff von Münster zur Gewaltübung gegen die Stadt gezwungen und in Folge ihrer Einnahme auch der evangelische Gottesdienst gänzlich unterdrückt wurde: aber außer Ulrich von Würtemberg, dessen oben gedacht worden ist, gesellten zum Bunde der Evangelischen sich im Jahre 1535 die Herzoge von Pommern, die Städte Augsburg, Frankfurt, Hamburg ꝛc. und im Jahre 1537 Herzog Heinrich von Sachsen, Georgs Bruder und (1539) Nachfolger. Churfürst Joachim II. von Brandenburg (seit 1535) ward der evangelischen Lehre Freund, doch ohne zum schmalkaldischen Bunde zu treten; sein Oheim aber, Erzbischoff Albrecht, erlaubte seinen magdeburgischen und halberstädtischen Ständen die Uebung der evangelischen Lehre, und begab sich von Halle, seinem bisherigen Hoflager, nach Mainz. Auch König Christian III. von Dänemark trat 1538 dem Bunde bei. Gegen den schmalkaldischen Bund nun vereinten auf Betrieb des kaiserlichen Vicekanzlers Held sich mehre katholische Fürsten zu Nürnberg 1538, und Karl selbst erklärte sich für diesen „katholischen oder heiligen" Bund im Jahre 1539. Ein Reichstag zu Regensburg 1541, 5. April ff., wo Melanchthon, Bucer ꝛc. mit Eck, Julius von Pflug und andern katholischen Theologen unter Vorsitz des Pfalzgrafen Friedrich und Granvella's des Aeltern, des bedeutendsten der Räthe Karls, den damals sein Sohn, der Bischoff von Arras, begleitete, ein Religionsgespräch hielten, brachte die Sache nicht weiter, als der Reichstag zu Augsburg; die Noth um Türkenhülfe aber machte den Kaiser abermals nachgiebig. Aufs Jahr 1542 endlich ward ein Concil nach Trident ausgeschrieben; aber da brach der vierte Krieg zwischen Karl und Franz aus, und neuer Aufschub war die Folge davon.

In demselben Jahre geschah die zweite Gewaltäußerung des schmalkaldischen Bundes, abermals in der

Sache eines einzelnen Fürsten; Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig wurde aus seinem Lande vertrieben. Der vieljährige thatenlose Waffenstand aber in Erwartung des Angriffs hatte an des Bundes innerer Kraft gezehrt und sie abgestumpft; sich gegen den Kaiser selbst zu versuchen, war wohl nie Muth dagewesen. Dazu säete der böse Feind das Unkraut gegenseitigen Argwohns und Zwiespalts. Landgraf Philipp, von dem mit den Jahren jugendlichen Ungestüms auch Festigkeit und Glaubensmuth entwichen, suchte insgeheim auf einen guten Fuß mit dem Kaiser zu kommen; Johann Friedrich von Sachsen, unerschütterlich fest im Glauben, war träge zur Handlung; wenn nun die nächste Gefahr schwand, ward allen die Sorge leichter.

Indessen aber war zwischen die Parteien ein junger Fürst getreten, an dessen Willen und Thun vorzugsweise sich von jetzt an die Bestrebungen und Schickungen Karls und der evangelischen Fürsten knüpften; er steigt wie ein neuer Stern auf; dessen Licht ist das zweideutige der berechnenden Klugheit, die den Blick bald hier = bald dorthin wendet und indessen mit sicherer Hand das Netz zum Gewinn auswirft; vor ihm sank Karls Stern nieder. Es ist Moritz, Herzog von Sachsen, Nachfolger seines Vaters Heinrich 18. August 1541, zwanzig Jahre alt, (geb. 21. März 1521) von wunderbar gemischten Eigenschaften. Der evangelischen Kirche blieb er treu; des schmalkaldischen Bundes Genoß aber ward er nicht; persönlicher Haß, rege zwischen ihm und dessen Vorstand, Johann Friedrich, und Anhänglichkeit an des Kaisers Person oder Macht bestimmten zunächst sein Thun. Im Haß überbot ihn Johann Friedrich; bei überwiegender Geistesträgheit war dieser dennoch gegen Moritz höchst reizbar und hegte fast kleinlichen Groll. Schon im Jahre 1542 standen beide gegeneinander in Waffen, doch endete den kurzen Krieg, genannt wurzener Fladenkrieg, in demselben Jahre der Vergleich zu Grimma. Moritz, der schon 1542 mit dem Reichsheere in Ungarn gegen die Türken sich als wackerer Streiter bewiesen hatte, war nun forthin um den Kaiser, diesem lieb und werth

durch sein kluges und kühnes Wesen und rasches Thun und durch besonderes Vertrauen des Kaisers ausgezeichnet. Karl nannte ihn Sohn; Moritz sprach Vater zu ihm. Im vierten französischen Kriege, wo Moritz 1543 und 1544 dem Kaiser folgte, ritt er einer belagerten Feste zu nahe, die Kugeln sausten um ihn her; Karl ritt ihm nach und führte ihn zurück, mit der Mahnung, er verstehe noch nicht, wie man im Kugelregen sich zu drehen und zu wenden habe.

So fehlte den evangelischen Bündnern der köstlichste Stein in ihrem Ringe; aber der gute Geist war überdies von ihnen gewichen; sie flutheten zwischen Wollen und Nichtwollen. Sie standen mit aufgehobener Wehr, aber mogten die Spitze des Schwertes nicht senken; ja sie sahen es ruhig an, daß Karl den Herzog von Cleve, der sich mit Franz verbündet hatte, und 1546 den Erzbischoff Herrmann von Cöln, welche beide der evangelischen Kirche und dem schmalkaldischen Bunde beitreten wollten, entwaffnete, und wiesen den Bischoff von Münster, der eben geneigt zur Kirchenverbesserung war, durch unnöthige Bedenklichkeiten von sich zurück. Karl ließ nicht nach im Unterhandeln; gichtkrank kam er 1545 von Brüssel nach Worms zur Berathung über das Concil. Schon hatten die Evangelischen Entscheidungen der Reichsgerichte über Kirchensachen anzuerkennen sich geweigert, wie mogte von ihnen Anerkennung eines Concils erwartet werden? Machte ja doch jedes Religionsgespräch die Bahn zur Ausgleichung unwegsamer! Das Concilium zu Trident, begonnen 13. December 1545, wurde ein päbstlich-katholisches, Ankündigung schnöder Feindseligkeit gegen die Evangelischen warf diese völlig in Gegensatz; sie weigerten sich, Abgeordnete dahin zu schicken.

Daß der Bruch unheilbar sey, erkannte und betrieb Luther; den Ausbruch des Krieges, den er immerdar gescheut und zu hintertreiben gesucht hatte, erlebte er nicht; er ging heim zum ewigen Leben 18. Februar 1546. In der politischen Stellung der kirchlichen Parteien änderte Luthers Tod nichts.

Daß die Evangelischen das Concil verschmähten, war Karl ans Herz gegriffen; die höchste Aufgabe seines Lebens, Einung der Kirche, sollte ungelöst bleiben? Nach dem Frieden mit Franz zu Crespy und dem vergeblichen Reichstage zu Regensburg, 1546, 5. Juny ff., trat der Wendepunkt in seinem Verfahren ein; er rüstete zur Gewalt. Karl schloß einen Waffenbund mit dem Pabste Paul III.; dieser verhieß, Kriegsvolk und Geld zu senden; in Deutschland wurden kaiserliche Werbeplätze aufgeschlagen; ein Bündniß mit dem Kaiser schloß auch Herzog Moritz 19. Juny 1546.

Die schmalkaldischen Bündner standen schlagfertig da. In Oberdeutschland reiche und mächtige Städte, an der Spitze Augsburg, unter den Fürsten voran Ulrich von Würtemberg. Der Feldhauptmann der oberdeutschen Kriegsvölker war Ritter Schärtlin von Burtenbach, vom ritterlichen Gesellendienst, den er als Jüngling „auf seinem Zaum" dem Mordbrenner Adam von Thüngen gegen die Rothenburger leistete, und vom wüsten Soldienste, in dem er sich von den zu Rom 1527 verübten Gräueln wohl nicht ganz rein hielt, gereift zum wackern Führer für eine großartige Sache. Nicht so die evangelischen Fürsten in Mittel- und Niederdeutschland. Keck, ja frech, in ihren Schreiben an Karl, „der sich den fünften römischen Kaiser nenne" und eifrig ein großes Heer zu versammeln, zagten sie doch bei dem Gedanken, gegen den Kaiser die Waffen zu tragen; ja sie wollten auch nicht Ferdinand, auch nicht den Herzog von Bayern angreifen. Das große Heer zog nach Oberdeutschland; Schärtlin besetzte die tiroler Engpässe, eroberte die ehrenberger Klause und war im besten Zuge, dem Kaiser, der von Italiens Grenzen heranzog, den Weg zu verlegen. Gefahr beugte Karl nie. Er sprach die Acht aus über die Verbündeten; Moritz bekam den Auftrag, des Churfürsten Land zu besetzen. Moritz hatte sich auch mit Ferdinand zu Prag besprochen; Böhmen war hoch aufgeregt für die evangelische Sache; ohne Moritz schien es für Ferdinand und den Kaiser verloren. Moritz berief seine Landstände. Wie sollten diese zu einem Kriegszuge gegen das evangelische Nachbarland zu

Gunsten des Kaisers und Pabstthums gewonnen werden? In Leipzig erklärten die Prediger sich laut und offen gegen die Sache; doch die Stände willigten ein, daß, um größeres Unglück zu verhüten, Chursachsen besetzt würde. Also geschah es. Moritz überzog die Churlande, deren Herr mit seiner Heeresmacht in Oberdeutschland war, mit seinen Kriegsvölkern. Lorbeeren waren dabei nicht zu ernten, aber es war für Karl die erste Staffel zum Siege.

Johann Friedrich war mit seinen Verbündeten vom August bis zum Anfange des Septembers dem Kaiser bei Ingolstadt gegenüber gelagert gewesen; sie durften nur losschlagen, um den schlecht gerüsteten Kaiser sicher zu bewältigen; der Churfürst aber und Landgraf Philipp fürchteten für Land und Leute, wenn sie gegen das Reichsoberhaupt die Waffen zum Angriff erhöben; Philipp war eifersüchtig auf Schärtlins Feldherrengeschick, Johann Friedrich rathlos und doch unempfänglich für guten Rath; überhaupt des Rathens zu viel. Dem wackern Schärtlin, welcher immerdar zum Kampfe trieb, und auf die einzig günstige Gelegenheit, den Krieg im Keim zu zertreten, mit Fingern hinzeigte, war der Heldenarm gelähmt, und Rath und That des rüstigen Streiters ward zu Grunde gerichtet. So zogen denn allmählig und ungehindert kaiserliche Schaaren heran und Karl konnte mit dem Anfange des Septembers zum Angriffe schreiten. Ohne feste und nachdrückliche Wehr wichen die Verbündeten vor ihm zurück. Derselbe Zauderer aber, Churfürst Johann Friedrich, zog im November 1546 eilend heran, Moritz zu strafen. Ein zornerfülltes Schreiben ward vorausgesandt, darin ist die Rede von „untreuen Praktiken, Finanzerei, verrätherischem Judasgelde, von tyrannischen, unchristlichen und husarischen Völkern, die Moritz in's Land gebracht habe.“ Des Churfürsten Land war bald wieder genommen; dazu Moritzens gesammtes Gebiet bis auf Dresden und Pirna. Indessen unterwarf ohne Schlacht und Mauersturm Karl ganz Oberdeutschland, und gewann Geld und Geschütz in Menge. König Franz grollte, und staunte vorzüglich über die freiwillige Ergebung Augsburgs, dessen Stadthauptmann Schärtlin vergeblich zur Gegenwehr gemahnt hatte.

So verging das Jahr 1546 für Deutschland. Aus Italien bekam Karl sorgliche und erfreuliche Kunde zugleich. In Genua, dessen Ordner Doria Karls treuer Bündner war, hatte der Graf Fiesko von Lavagna den Vater des Staats zu stürzen, und dann sich durch einen Bund mit Frankreich als Oberherr Genua's zu behaupten gedacht; aber als in der Nacht vom dritten auf den vierten Januar 1547 seine Mitverschwornen, deren bedeutendster Verrina hieß, schon sich für Herren der Stadt ansahen, erscholl die Kunde, daß Fiesko vermißt werde; er war im Hafen ertrunken; als aber Morgens darauf der geflüchtete Doria heimkehrte, wogte das Volk ihm mit Jubel entgegen.

Am 13. April des Jahres 1547 brach Karl auf von Eger, mit ihm Ferdinand, Moritz und Alba. Rathlos war der schmalkaldische Bund, denn er ließ den Churfürsten Johann Friedrich den Kampf allein bestehn; rathlos dieser selbst, denn er wollte an den Anzug des Kaisers nicht glauben; nur von Moritz war sein Sinn erfüllt; Wünsche wurden ihm zu Hoffnungen. So leichten Sieg als am 24. April 1547 bei Mühlberg über den Churfürsten hatte Karl noch nie gehabt; so hart als gegen den gefangenen Johann Friedrich sich noch keinem besiegten Feinde gezeigt. Als dieser sich weigerte, die wittenberger Bürgerschaft zur Uebergabe der Stadt zu mahnen, ließ er ein Blutgericht, wo Alba den Vorsitz hatte, über ihn richten, und nach dessen Spruche ihm den Tod durch Henkershand ankündigen. Wars nur Blendwerk, als er ihn zum Tode verdammte? Grausam kann man Karl nicht nennen. Besserer Entschluß reifte bald in ihm; der Spruch wurde zurückgenommen, die Churfürstin fand liebreiche Begegnung, und bald öffnete Karls Herz sich selbst zur Achtung gegen seinen fürstlichen Gefangenen, der, nach vielfältigen Beweisen seiner Unfähigkeit, Macht und Glück zu gebrauchen, im Unglücke die ehrenwerthesten Tugenden zeigte. Schwer und dauernd traf dagegen den Landgrafen das Gewicht des kaiserlichen Zorns, als dieser 19. Januar in Halle auf der Moritzburg zur Abbitte erschien. „Wol ick soll di lehren lachen“ war Karls halb niederländischer Zuruf an den Unbesonnenen, der die innere Vernichtung durch hämisches Lächeln zu be-

decken suchte; und erschrocken fiel dieser nieder auf die Kniee. So wie Karl damals, hatten einst im Mittelalter Karl der Große und Otto der Erste und Friedrich der Rothbart empörte Große des Reiches zu ihren Füßen gesehn; höher als damals, wo Philipp zu seinen Füßen lag, hatte Karls Majestät noch nie gewipfelt; wie 1530 Italien, so lag, wie es schien, jetzt Deutschland in seiner Gewalt. Der Erbfeind Franz war unter Rüstungen 21. März 1547 hingestorben; schon vor ihm, 28. Januar, Heinrich VIII.; ohne Sorge vor Einmischung der bisherigen Nebenbuhler konnte also Karl an der völligen Einung des Reiches und des kirchlichen Zwiespaltes arbeiten, und dann mit voller Macht sich gegen Soliman wenden, an den sein Bruder Ferdinand in einem siebenjährigen Kriege, von 1541 bis 1547 fast ganz Ungarn verloren und kraft des, 19. Juni 1547 geschlossenen, Friedens einen jährlichen Zins von 30,000 Dukaten zu zahlen hatte.

III. Karls Niedergang.

Karl war ehrgeizig, aber nicht großmüthig; den edelsten Aufwallungen war immerdar Berechnung des Vortheils zugemischt; aber über zwei Grenzen ging er nie hinaus; nie brach er sein Wort oder einen Eid, und nie machte er eigentliche Eroberungsentwürfe, oder suchte eine Zwingherrschaft zu erbauen; daher mit dem Siege über Churfürst Johann Friedrich Hemmung der Gewaltschläge; kein Versuch die deutsche Verfassung umzustürzen. Landgraf Philipps Unterwerfung kann als Zugabe zur Befriedigung der Siegslust erscheinen; Betrug durch absichtliche Mißdeutung einer verfänglichen Zusage sicheren Geleits hatte Karl wohl nicht gegen Philipp geübt; aber nicht grundlos ist die Erzählung, daß der arglistige Bischoff von Arras, Granvella der Jüngere, den Churfürsten Moritz und Joachim, als sie trunken waren, eine Urkunde zur Unterzeichnung hinlegte, die nachher ihre Verwendung unkräftig machte, und ungroßmüthig benutzte Karl das Geschick, welches die beiden Gegner in seine Hände geführt hatte; gefangen wurden sie ihm nachgeführt, später Philipp, der durch einen Versuch zur Flucht Karls Zorn gereizt

hatte, in der Burg von Mecheln in sehr harter Haft gehalten.

Hatte er hierin Moritz, den Eidam des Landgrafen, und Joachim von Brandenburg, die Fürbitter der gefangenen Fürsten getäuscht, so das gesammte evangelische und katholische Deutschland und den Pabst dazu durch sein Verfahren gegen das evangelische Kirchenthum. Hier keine Gewaltschläge, keine Verfolgungen, kein Gesammtverbot der evangelischen Lehre. Erwachte ein höheres Gefühl in Karl? An Luthers Grabe in Wittenberg von Alba und Andern gereizt, des Ketzers Leiche den Flammen zu übergeben, sprach er: Ich führe nicht Krieg mit den Todten. Die Sinnesart der Evangelischen schien ihm überhaupt etwas Ehrenwerthes zu haben; dergleichen zu finden habe er nicht vermeint und sichs anders gedacht, war seine Aeußerung. Wohl aber schien die Vorstellung in ihm aufzusteigen, daß die Geister sich nicht in Fesseln schlagen ließen, und daß ein Machtgebot gegen die evangelische Kirche wie Gift zur Gährung seyn würde. In Karls durchaus politisch ausgeprägter Ansicht der Verhältnisse war kein Glaubenseifer, nur sollte der Kirchenfriede nicht länger gestört seyn; die Hoffnung der Sühne durch ein Concil war in ihm noch nicht geschwunden. Bei allem Thatendrange liebte Karl doch immer mehr die Unterhandlungen als die Waffen; in jenen war er Meister, und das Spiel war dem Zufalle minder ausgesetzt. Rasch aber konnte hier die Frucht nicht reifen; der Pabst, unwillig, daß Karl den Krieg nicht mit der Schärfe der Ketzerverfolgung führte, grollte merkbar. Nun galt es, auch diesen für den Plan der Einung wieder zu gewinnen. Er hatte, während Karl gegen die Evangelischen zu Felde lag, das Concil von Trident nach Bologna verlegt und bald darauf, noch im Jahre 1547, ganz aufgelöst. Rein päbstlich sollte nach Karls Entwürfen das Kirchenthum nicht wieder werden, sondern aus Verständigung, Ausmerzung und Mischung ein neues hervorgehen. Karl veranlaßte eine Grundlage dazu, die Präliminarien zum künftigen Gesammtkirchenthum. Dies das augsburger Interim, verfaßt von zwei katholischen Theologen und dem churbrandenburgischen Hofprediger Agricola, dem minder die Lauterkeit

des evangelischen Glaubens, als der Ruhm, das große Werk der Kircheneinung gefördert zu haben, am Herzen lag, und der daher den Katholiken möglichst viel nachgegeben hatte.

Karl hatte die schönsten Hoffnungen, bei alterndem Leben und zunehmender Gebrechlichkeit noch zu dem lange gewünschten Ziele zu kommen; wohl ein schönes Ziel, auch die Geister gesühnt und zu dem Frieden in irdischen Händeln auch die Einträchtigkeit der Blicke auf die himmlischen Dinge bewirkt zu haben. Der Wunsch nach Ruhe mogte sehr lebendig in Karls Seele seyn; gichtbrüchig war der Leib; Trübsinn und Schwermuth waren, scheint es, ihm vererbt worden von seiner unglücklichen Mutter Johanna, die nach dem Tode von Karls Vater, dem schönen Philipp, in unheilbaren Wahnsinn gefallen, die Leiche nicht wollte bestatten lassen, stunden- ja tagelang unverwandt ihren Blick darauf heftete, sie dadurch wieder zu erwecken wähnend, und dabei von grenzenloser Eifersucht gequält wurde, so daß kein weibliches Wesen in die Nähe der geliebten Leiche kommen durfte, und bei dem Umherziehen mit dieser im Lande die Nachtherberge nie in einem Nonnenkloster genommen wurde. Karl war schweigsamer und verschlossener als früher geworden.

Das Interim.

Mit Vertrauen und Liebe schauete er auf Moritz. Auf diesen hatte er durch die wittenberger Capitulation, 19. May 1547, fast sämmtliche Länder des unglücklichen Johann Friedrich nebst dessen Churwürde übertragen; den Kindern desselben sollte ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden zu Theil werden; aus den ihnen dazu angewiesenen Gütern, etwa dem achten Theile der Länder, die ihr Vater besessen hatte, bildete sich der Grundstamm der nachherigen herzoglich-sächsischen Länder. Hier ward von des entsetzten und gefangenen Churfürsten Sohne, Johann Friedrich II., am 19. März und 16. Jun. 1548, die Universität Jena gestiftet. Vorläufige Belehnung des neuen Churfürsten hatte statt gefunden im Lager vor Wittenberg; die feierliche Belehnung erfolgte an Karls Geburtstage,

24. Februar 1548, auf dem Reichstage zu Augsburg; das letzte großartige Schaugepränge dieser Art in Deutschland. Der ausgezeichnete Adel desselben, den schwerlich ein zweites mit ihm gemein gehabt hat, war, daß der entsetzte und gefangene Johann Friedrich ohne Bitterkeit im Herzen und mit dem Ausdrucke der Ergebung, ja der Heiterkeit auf dem Antlitz, aus seinem Fenster zuschauete. Von Moritz hoffte Karl ohne Zweifel viel, und war dazu berechtigt. Aber dieser hatte die Frucht seiner Zweideutigkeit geerntet und in Sicherheit gebracht, und ward nun ein Anderer, als zuvor. Ob auch ein Besserer? Gewiß ist, daß er in Bekenntniß und Beschützung des neuen Glaubens an sich, so weit er sich von dem politisch-religiösen Verein der Fürsten des schmalkaldischen Bundes trennen ließ, nicht geschwankt hatte; als solcher erschien er auch auf dem augsburger Reichstage 1548. Karls Täuschung, dem Ziele der Kircheneinung nahe zu seyn, schwand hier durch Widerspruch von zwei Seiten gegen das Interim. Die Evangelischen sträubten sich, mit bestimmten Worten Moritz, der sich mit seinen Theologen berathen hatte, den wackern Melanchthon herzhaft gegen Anschuldigungen vertheidigte, mit der Abreise drohete, und in der That vor dem letzten Beschlusse über die nimmer auszumachende Sache Augsburg verließ. So wie er, waren viele andere evangelische Fürsten dem Interim und jeglicher Abdingung und Ablassung einzelner Glaubenssätze zum Behufe einer Ausgleichung mit den Katholiken zuwider, vor Allen der gefangene Johann Friedrich, an dessen Sinnesart Karl die Stärke eines gläubigen Muthes hätte erkennen sollen. — Von Seiten des Pabstes dagegen thürmten sich alle Hindernisse bösen Willens und Spiels auf, denn von diesem hatte Karl, um einige Hauptanstöße der Evangelischen aus dem Wege zu räumen, Erlaubniß der Priesterehe und des Kelchs im Abendmahle begehrt. Es ist, als habe Karl am Ende nur ein Opfer für seinen Willen begehrt, ohne ernstliche Hoffnung, zum Ziele zu gelangen; er ließ trotz dem erhobenen Widerspruche das Interim bekannt machen, und begab sich noch im Jahre 1548 nach den Niederlanden. Hier erließ er bald darauf (1550) scharfe Befehle gegen die dortigen Anhänger der evangelischen Lehre;

Zeichen des in ihm aufsteigenden Unwillens über das Mißlingen seiner Bestrebungen, die Kirche zu einen. Während der zwei Jahre, die Karl dort blieb, bildete in Deutschland der Widerstand gegen das Interim sich bestimmter aus; der Hauptsitz der Gegner desselben war die noch unbezwungene und mächtige freie Reichsstadt Magdeburg, wo der wildeste Eiferer für das strenge, buchstäbliche Lutherthum, Flacius aus Illyrien, sich befand. Nach Deutschland kam der Kaiser im Jahre 1550 zurück, und eröffnete am 26. July einen Reichstag zu Augsburg. Der weltlichen Reichsfürsten waren nur zwei, Albrecht von Bayern und Heinrich von Braunschweig, zugegen. Darob konnte der Kaiser nicht zu mildern Gesinnungen kommen. Das widerspenstige Magdeburg ward geächtet, und dem Churfürsten Moritz, welchem Karl noch immer Gunst und Vertrauen bewies, die Vollstreckung der Acht übertragen.

Damit gab Karl sein Glück von sich! Moritz war nicht mehr des Kaisers. Scham und Reue ließen ihm nicht Rast. Die Fürsten, für die er sich verwendet, ja gegen die er sich verbürgt hatte, waren noch immer gefangen; Philipp, sein Schwiegervater, noch in harter Haft in einem Kerker von zehn Fuß Länge, dessen Fenster mit Brettern vernagelt war; keine Vorstellung hatte Karl zur Aenderung seines ungroßmüthigen Verfahrens vermogt; doch ward Johann Friedrich, der immerfort des Kaisers Hoflager nachgeführt wurde, anständiger behandelt, wenn gleich er zu dulden hatte, daß die spanische Wache, welche täglich mit klingendem Spiele bei ihm aufzog, des Nachts vor und in seinem Schlafzimmer auf Stühlen und Bänken ihre Ruhestätten nahm. Zu dem bittern Gefühle über gekränkte Fürstenehre gesellte bei Moritz sich die Sorge um das neue Kirchenthum, dessen große Vortheile für die Fürsten, als Stellvertreter der Bischöfe, er erkannt hatte; Karl schien nun ernstlich auf dessen Umsturz bedacht zu seyn. Ja auch der Reichsfreiheit der Fürsten drohte eine große Gefahr: Karl suchte seinem Sohne Philipp, von abstoßendem, zwingherrlichem Hochmuth, die Nachfolge im Kaiserthum zu verschaffen. So begann denn Moritz zunächst ein Spiel der List, in dem ihm zu folgen

nicht erfreulich ist, und dessen Kunstgriffe nimmer durch den Erfolg können gutgeheißen werden. Moritz zog gegen Magdeburg, dessen Wehrstand vortrefflich war, im November 1550; Karl blieb auch nach Beendigung des Reichstags in Deutschland; auf diesem war (im Reichsabschiede 13. Februar 1551) die Wiedereröffnung der tridentinischen Kirchenversammlung beschlossen, und dem Sitze der Kirchenversammlung glaubte Karl nahe seyn zu müssen. Magdeburgs Belagerung ward ohne Ernst und Nachdruck von Moritz betrieben; des Kaisers geheime Kundschafter bei Moritz aber durch feines Blendwerk berückt und Karls Sicherheit erhöht; er fuhr fort, Moritz für aufrichtig, für ihm verbunden und zugethan zu halten; überhaupt aber hielt er die Deutschen für zu ungeschickt, um einen tiefdurchdachten, geheimen Entwurf auszuführen, „die tollen und vollen Deutschen, sagte er, haben kein Geschick zu dergleichen listigen Ränken.“ Nun, November 1551, wurde die mächtige Stadt Magdeburg durch ehrenvollen Vergleich mehr zur Bundesgenossin des Churfürsten gewonnen, als bezwungen; ihr Kriegsvolk trat in seinen Dienst. Moritz Plan war gereift, aber wie eine Frucht, die durch Zubringung unnatürlicher Wärme gezeitigt worden ist. Moritz ward Verläugner des deutschen Vaterlandes; er verband sich mit König Heinrich II. von Frankreich, Franzens Nachfolger, einem blutdürstigen Verfolger der neuen Lehre, deren Bekennern er vor dem qualvollsten Feuertode die Zunge ausreißen ließ. So hatte Moritz im schmalkaldischen Kriege die Sache seiner Glaubensgenossen aufs Spiel gesetzt; jetzt wich die Sache persönlicher Freundschaft und Dankbarkeit gegen Karl und des deutschen Vaterlandes Entwürfen, deren innere Unlauterkeit nicht durch Rücksicht auf die Macht der äußern Verhältnisse gutgemacht werden kann. Zum Kriegsgesellen aber ersah sich Moritz den rohen Albrecht, Markgraf von Brandenburg, dem Sengen und Brennen eine Ergözlichkeit war.

Karl befand sich in Insbruck, schwer heimgesucht von Gicht. Bewaffnete Macht hatte er nicht um sich; Ferdinands Kriegsvolk lag gegen Soliman zu Felde, der seit 1551 den Krieg wieder begonnen hatte und im

Banat von Temeswar einen Platz nach dem andern eroberte. Moritz hatte ihm verheißen, zur tridentinischen Kirchenversammlung zu kommen, Gesandte vorausgeschickt, Wohnung für sich bestellt, Räthe nach Landshut, Theologen nach Nürnberg vorausreisen lassen; jetzt trat er selbst die Reise an. Zugleich aber ließ er aufs Feierlichste die gefangenen Fürsten vom Kaiser losbitten. Dies vergeblich, und Karls Weigerung ihm willkommen; Gewährung des Gesuchs hätte seine Entwürfe durchkreuzt. Plötzlich kehrte er um, ließ bei dem Kaiser sein Nichtkommen entschuldigen, rief seine Landstände zusammen und ließ, als diese höchst bedenklich über Beginnung eines Krieges gegen den Kaiser waren, auch ohne deren Zustimmung sein in Thüringen gelagertes Heer aufbrechen. Ein Absagebrief an den Kaiser ging voraus: König Heinrich II. begann den Krieg zu gleicher Zeit; dieser ließ eine Mahnung an das deutsche Reich ergehen, die unverschämteste und empörendste Gleißnerei als Köder, Verheißung des Heils an die Deutschen ꝛc. In der Mitte des Maymonats 1552 stand Moritz mit seinem Heere in Tirol. Karl sah von Insbruck der Gefahr entgegen. Moritz war zwei Tagemärsche von Insbruck entfernt, und es schien nicht mehr schwierig, den Kaiser zu überraschen: aber da empörte sich eine seiner Heerschaaren, das Regiment Reiffenberg, dem Moritz den üblichen Ehrensold für Erstürmung eines festen Platzes versagt hatte; die meuterischen Söldner ließen die Spieße nieder gegen ihn, es geschahen Flintenschüsse auf ihn; er mußte sein Leben durch Versteck retten; darüber verging ein Tag. Dennoch gelangte Moritz nur um einige Stunden später, als der Kaiser die Stadt verlassen hatte, in Insbruck an, 20. May. Diesen selbst gefangen zu nehmen, war wohl nicht sein Wunsch und Wille; er habe, sagte er, keinen Käfig für einen solchen Vogel. Johann Friedrich war frei; er scherzte, daß ihm der Hof entlaufen sey, dem er nicht habe entlaufen wollen. Karl, siechen Leibes, wurde in einer Sänfte gen Villach getragen.

So hatte denn ihn, der die Schlausten überlistet, seine eigene Kunst betrogen, und — was doppelt empfindlich für ihn — ein Pflegling, dem er nicht genug

Geist zu arglistiger Berückung zutraute, und dem er aufrichtig sein Herz hingegeben hatte. Bei Moritz allein war Karl aus seinem Gleise und Takte gerathen. Von nun an war Deutschland ihm ein Dornenlager; sein Bruder Ferdinand erhielt von ihm Vollmacht, mit Moritz zu unterhandeln; die Ausgleichung kam zu Stande durch den passauer Vertrag, 2. August 1552, der dem gefangenen Landgrafen Philipp die Freiheit wieder gab und die Grundlage des Religionsfriedens wurde. Karls Sinn wandte sich nicht ohne leidenschaftlichen Eifer gegen Heinrich II. von Frankreich.

Der fünfte französische Krieg ist der einzige, den Kaiser Karl für das Kaiserreich führte, von welchem Heinrich die Bisthümer Metz, Toul und Verdun abgerissen hatte; in einem solchen nichts zu gewinnen, war in der Ordnung des Reiches seit Jahrhunderten fester Satz. Karl erschien vor Metz 20. November 1552. Es zu nehmen, schien ihm eine Ehrensache; in der Vertheidigung des wichtigen Platzes gegen den mächtigsten Fürsten der Christenheit aber suchte seine ersten Lorbeeren der junge Herzog Franz von Guise, und diesem wandte sich das Glück zu. Karl sagte, Fortuna sey ein Weib, sie liebe die Jugend. Die durch alle Entbehrungen und Beschwerden eines ungemein harten Winters hindurch vergeblich fortgesetzte Belagerung kostete Karl ein schönes Heer und einen guten Theil des noch übrigen geringen Vorraths an Körperkräften und Lebensmuth.

Ehe aber Karl die Waffen niederlegte, hatte Moritz schon sein Ende gefunden. Als ob er durch das, was ihm Zuwachs von Hoheit und Macht zugeführt hatte, sein Geschick zu erfüllen bestimmt gewesen wäre, hatte er, der gegen Stammvetter, Glaubensgenossen und Wohlthäter das Schwert gezogen, nun noch gegen seinen Freund und Waffenbruder, Albrecht von Brandenburg, in's Feld ziehen müssen. Dieser wilde Mann bot jeglicher Ordnung Trotz; wohin die Spitze seines Schwertes reichte, das nahm er als sein; am Schwerte hing die Pechfackel. So durchzog er mehre deutsche Landschaften, nachdem schon Moritz mit Ferdinand sich verglichen hatte, und verhöhnte dessen Mahnung zum

Frieden. Nochmals stand Moritz Fürstenehre auf dem Spiel; er führte ein Heer gegen den Friedensstörer. Am 9. July 1553 besiegte er ihn bei Sievershausen, einem braunschweigischen Dorfe, aber, als Sieger von einer todbringenden Kugel getroffen, starb er unter fürchterlichen Schmerzen zwei Tage nach der Schlacht. Für Karl war die Zeit der künstlichen Mäßigung vorüber; die Todespost versenkte ihn in düsteres Nachsinnen, und tiefes menschliches Gefühl sprach sich aus in dem Rufe: „Absalon mein Sohn.“ Karl war gesühnt. Johann Friedrich, der mit seinem getreuen, ihm freiwillig in die Haft gefolgten, Begleiter, Meister Lukas Kranach, unter dem Erguß der herzinnigsten Freude der Seinen heimgekehrt war, und nun sein Hoflager zu Weimar hatte, gestand bei der Nachricht von Moritzens Tode, daß er ein wunderbarer und hochbegabter Mann gewesen sey.

Gegen Frankreich zog Karl zum letzten Male im Jahre 1554 mit gänzlich gebrochener Körperkraft; in einer Sänfte ward er dem Heere vorausgetragen. Abermals keine Frucht. Karls Eifer darin war ein erzwungener; seine Seele hatte schon begonnen, sich von der Außenwelt zurückzuziehen; das eitle Streben in irdischen Dingen eckelte ihn an. Er war selten zugänglich; in einem schwarzbehangnen Zimmer, das durch sieben Kerzen erleuchtet war, lag er stundenlang auf den Knieen; Briefe blieben uneröffnet liegen; tagelang blieb sein Mund verschlossen; er begann, seine Rechnung mit dem Himmel zu machen.

Vor allen andern waren ihm die deutschen Angelegenheiten widerwärtig; in Deutschland war ihm nicht die Erhebung seines Sohnes, nicht die Einung der Kirche gelungen, hier hatte ihm der Freund und Liebling bitteres Weh bereitet. Seine Ansicht von dem neuen Glauben ward strenger und strenger, er gab die feindseligsten Erklärungen dagegen; aber dies war nur wie ein Bekenntniß, das er dem Gotte der päbstlichen Kirche machte; in den irdischen Lauf der kirchlichen Dinge mogte er nicht mehr eingreifen; König Ferdinand bekam, 10. Juny 1554, von ihm Vollmacht, sich mit den Evangelischen, wie er möge und könne, zu vergleichen.

Daraus ging, 25. September 1555, der augsburger Religionsfriede hervor, der den Evangelischen Frieden und Freiheit ihres Kirchenthums und den Besitz der bis zum Vergleiche von Passau eingezogenen geistlichen Güter sicherte, die Bekenner einer andern nicht katholisch-christlichen Lehre, als der zu Augsburg 1530 dargelegten, also auch die Reformirten, von der Theilnahme an diesen Zugeständnissen ausschloß, den Pfründenträgern der katholischen Kirche aber, welche zur evangelischen übertreten würden, den fernern Genuß ihrer Pfründen absprach und den Stiftern erlaubte, den abtrünnigen Erzbischoff, Bischoff, Abt, Domherrn zu entsetzen und einen neuen zu wählen. Dieser letzte Punkt, kirchlicher Vorbehalt, reservatum ecclesiasticum, genannt, ward, weil die beiden Parteien darüber sich nicht einen konnten, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dem Friedensvertrage eingefügt.

Mit Frankreich hatte Karl schon 5. Februar 1555, als Herr der spanischen Monarchie einen Waffenstillstand zu Vaucelles geschlossen. Mit Soliman unterhandelte Ferdinand seit dem Jahre 1552 um Frieden; Busbeck ward deshalb am Ende des Jahres 1554 gen Constantinopel gesandt; aber, wenn gleich dem Namen nach Waffenstillstand war, ruhten die Waffen selten; an den Grenzen ward rastlos gefehdet, und 1556 Sigeth von den Osmanen belagert. Soliman blieb hinfort Gewinner in dem blutigen Spiele um das schöne Ungarland; aber seinen innern Frieden hatte die verschmitzte und tückische Roxelane untergraben. Der wackerste seiner Söhne von einer andern Mutter, Mustafa, fiel 1553 als Opfer ihrer Ränke; zum Vater gerufen und arglos eintretend ward er von sieben Stummen niedergeworfen und vor den Augen Soliman's, der hinter einem Vorhange vorschaute, umgebracht. Gern war Soliman noch in der Mitte des Kriegsgetümmels, aber Blut heilte nicht den Schaden, den er an seiner Seele genommen hatte, löschte nicht den innerlich zehrenden Brand des Gewissens, machte ihn nicht milder und besser; auch sein Sohn Bajazet, durch höllische Umtriebe zum Aufruhr getrieben, landflüchtig, vom Perserschach ausgeliefert, ward (1561)

ermordet; mit ihm seine vier Söhne. Seitdem sah man auf Solimans Antlitze keine Heiterkeit mehr.

Im Jahre 1555 starb Karls Mutter Johanna nach halbhundertjährigem Wahnsinn; Karls Schwermuth ward dadurch gesteigert; es war ihm mehrmals, als erschiene ihm die Mutter und riefe ihn zu sich. Tiefen Eindruck machte auf ihn das Wort eines alten Kriegsobersten, der seinen Abschied begehrte, „weil man zwischen der Welt und dem Tode noch auf sich selbst Zeit verwenden müsse.“ Der Entschluß, seine Kronen niederzulegen, kam zur Reife. Die Verwaltung der italienischen Landschaften hatte Philipp schon 1554 übernommen; jetzt ward dieser berufen, um die Herrschaft in den Niederlanden zu übernehmen. Die deshalb, 5. Oktober 1555, gehaltene Versammlung der Stände war feierlich; Niemand außer Philipp blieb ungerührt. Karl, mit absterbender Kraft, stützte bei seiner Rede sich auf Wilhelm von Oranien. Er erinnerte an die Mühen und Beschwerden seines drangvollen Lebens, umarmte seinen Sohn mit Heftigkeit, und sank dann erschöpft in seinen Sessel zurück. Spanien trat er seinem Sohn 15. Januar 1556 ab, die Verwaltung des Kaiserthums seinem Bruder Ferdinand 27. August desselben Jahres; die feierliche Entsagung auf dasselbe erfolgte erst im Februar 1558. Hunderttausend Kronen jährlicher Einkünfte war Alles, was er aus der Fülle seiner irdischen Herrlichkeit für sich behalten wollte.

Als er von allen Regierungssorgen sich befreit hatte, fühlte er sich leichter; mit innigem Wohlgefallen nannte er sich nun Karl, ohne Zusatz eines Würdentitels; er danke Gott, sprach er, daß er ihn die Eitelkeit irdischer Macht und Hoheit erkennen gelehrt habe. Es lag ihm am Herzen, daß Jedermann sich von der Aufrichtigkeit dieser Gesinnung überzeugen mögte. Einst war um jene Zeit der kaiserliche Kanzler Seld bis Mitternacht bei ihm, die Dienerschaft in tiefem Schlafe; als Seld aufbrach, nahm Karl die Kerze, schritt voran, hieß den Kanzler folgen und entließ diesen am Ende der Treppe mit der Aeußerung, er möge sich erinnern, daß Karl, dem er so lange treu gedient, zuletzt sein

Diener gewesen sey. Das Herz aber zog Karl gen Spanien; er landete daselbst 28. September 1558. In einem reizenden Thale Estremadura's liegt das Kloster S. Just; längst hatte er es liebgewonnen und dabei wohl der Gärten, wohin Diocletianus sich vom Kaiserthrone begeben, gedacht: da nahm er seine Wohnung. Bebauung des Gartens, Andachtsübungen, Kasteiungen und Fertigung mechanischer Figuren mit künstlichem Räderwerk füllten seine Tage. Aber seine Seele blieb unbefriedigt; düsterer senkten die Schatten gestörter Einbildungskraft sich auf sie nieder. Es dauerte ihm zu lange mit der Reise ins überirdische Reich, dem er alles Irdische zum Opfer gebracht hatte. Er begehrte einen Vorschmack des Todes; in ein Leichentuch gehüllt legte er sich in einen Sarg, den er mitten in der Kirche des Klosters hatte aufstellen lassen, gebot eine Todtenmesse zu halten, und ihn gleich einer Leiche mit Weihwasser zu besprengen. Dadurch reifte ein hitziges Fieber, dessen Keim er in seinen Gliedern trug; als ihn nun dessen Schauer durchschüttelten, verschmähte er die Arznei; er schmachtete nach Erlösung von der irdischen Hülle, das Crucifix gab er nicht aus der Hand. Mit voller Besinnung starb er 21. September 1558. Ponce und Cazalla, mit denen Karl im Kloster gern verkehrt hatte, und die zuletzt um ihn waren, kamen bald nachher in den Verdacht der Ketzerei und wurden in die Kerker eben der Inquisition geworfen, deren Aufhebung die castilischen Cortes von Karl zu erlangen vergeblich sich bemüht hatten. Hatte auch Karl in seinen letzten Tagen Ahnungen von der Lauterkeit des Evangeliums, so ward dies doch nicht stark, nicht klar, nicht einig die Spanier, welche von seinem Leben geschrieben haben, stellen seine Rechtgläubigkeit als jedem Zweifel entrückt dar.

Sanft ruhe seine Asche! In der Erinnerung der Nachwelt leben seine Thaten; gerichtet hat sie Gott.

Scenen aus dem dreißigjährigen Krieg.

1. Vorgänge.

Als sich, seit dem Jahre 1517, einige Deutsche von der katholischen Kirche und deren Oberhaupt, dem

römischen Pabste, trennten, erklärte Kaiser Karl V. die Anhänger der neuen, im Wesentlichen von der katholischen Religion abweichenden Lehren, und zumal den Urheber derselben, Martin Luther, auf einem im Jahr 1521 zu Worms gehaltenen Reichstag in die Acht, und erließ darüber ein besonderes Edikt, welches aber so wenig zum Vollzug kam, daß, als auf einem andern, im J. 1529 zu Speyer gehaltenen Reichstag durch die Mehrheit der Stimmen, welche sich auf der Seite der katholischen Reichsstände befand, die lutherische Lehre wiederholt verboten wurde, die dieser Lehre ergebnen Stände sogleich eine Protestation wider den, von den Katholischen bewirkten, Reichstagsschluß einlegten. Ein geschärfteres Edikt, das Kaiser Karl V. auf einem Reichstag zu Augsburg 1530 wider die neuen Lehren erließ, hatte die Folge, daß die, wider solche Beschlüsse ein- für allemal protestirenden Stände noch im nämlichen Jahre zu Schmalkalden, in der Grafschaft Henneberg, ein Schutzbündniß unter sich errichteten, und mithin die erste Trennung von ihren (katholischen) Mitständen begannen. Die von Kaiser Karl V. im J. 1531, blos mit Beiziehung der Churfürsten, veranlaßte Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen König brachte jene protestirende Stände vollends auf den Einfall, sich um Unterstützung wider eigenmächtige Unternehmungen des Kaisers an die Höfe von Frankreich und England zu wenden, welchen jede Gelegenheit, sich ein bedeutendes Ansehen in Deutschland geben und dieses durch seine Vereinigung schwächen zu können, ganz willkommen war. Der Kaiser befand sich auch bald darauf (1532 zu Nürnberg) bemüßigt, einen (den ersten) Religionsfrieden zu bewilligen, dessen Hauptinhalt war, daß die Protestanten, bis zur Entscheidung der nächsten allgemeinen Kirchenversammlung, keine weitere Neuerung vornehmen sollten. So wie aber den Protestanten die Zumuthung, ein Urtheil der römisch-katholischen Geistlichkeit in Glaubenssachen erkennen zu sollen, eben so unerträglich war, als dem Kaiser und den katholischen Fürsten der Gedanke an eine gänzliche Freistellung: so kam es zwischen diesen letztern und den schmalkaldischen Verbündeten bald zu einem offenen Kriege, in welchem der Kaiser einige Zeit siegte, und sogleich den gebietenden

Ton eines Siegers anstimmte, bald darauf aber vom widrigen Glücke überfallen wurde, und, was er nicht versagen konnte, wieder bewilligte. Vermöge eines zu Passau 1552 geschlossenen Vertrages wurde endlich auf einem, im J. 1555 zu Augsburg versammelten Reichstag auf ewige Zeiten ein Religionsfriede festgesetzt, im Wesentlichen des Inhalts, daß den Bekennern der lutherischen Lehre eine vollkommene Gewissensfreiheit, und mit ihr jedes bürgerliche, den Katholiken zukommende, Recht, dann auch der ungekränkte Besitz der (ehmals katholischen) Kirchengüter, welche von ihnen vor dem Vertrage zu Passau eingezogen worden sind, eingeräumt; ferner, daß zwar allen Reichsunterthanen, welche sich von der Religion ihres Landesfürsten trennen wollten, mit ihrem Hab und Gut auszuwandern erlaubt, ein katholischer Geistlicher aber, wenn er die katholische Religion verlassen wollte, zugleich auch seine Präbende, nämlich ein Bischoff sein Bißthum, ein Domherr sein Kanonikat, ein Pfarrer seine Pfarr zu verlassen schuldig seyn sollte. Wider diesen letzten Artikel und Vorbehalt, (Reservatum ecclesiasticum) welchen, auf Bitten der katholischen geistlichen Reichsfürsten, K. Ferdinand eingeschaltet hatte, legten die protestantischen Reichsstände nicht nur eine ausdrückliche Verwahrung ein, sondern sie hielten sich so wenig an denselben, daß sie von Zeit zu Zeit katholische Stifte, mit welchen nicht nur große Einkünfte, sondern beträchtliche Reichsländer, Würden und Stimmen verbunden waren, an sich brachten, und fuhren sie ununterbrochen fort, auf allen Reichstagen, welche von den Kaisern Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II. und Matthias zusammen berufen wurden, wider jenen Vorbehalt ihre Einwendungen zu wiederholen, und überhaupt auf eine neue Erklärung des augsburgischen Religionsfriedens zu dringen. In denjenigen Ländern und Reichsstädten, in welchen vor dem Religionsfrieden die Landesfürsten, oder Bürger und Magistrate zur neuen Lehre sich bekannt hatten, wurden die Bekenner der neuen Lehre vorzugsweise begünstigt, und entgegen die katholische Unterthanen und Einwohner unaufhörlich verhöhnt, gekränkt, geneckt und hintangesetzt, oder zur Auswanderung gezwungen.

Die katholischen Fürsten und Stände waren und blieben nicht weniger wachsam, und wo sie konnten, thätig; und wo es in ihrer Macht stand, einem, zumal geistlichen, Reichsstand, welcher die katholische Religion verließ und geistliche Stiftungen für sich oder seine Glaubensgenossen einzog, oder sich, ungeachtet der veränderten Religion, bei denselben, und den damit vereinigten Würden und Vorrechten behaupten wollte, die eingezogenen geistlichen Güter, Kirchen und Präbenden abzunehmen, so versäumten sie keine Gelegenheit, unter einer gegebnen Vollmacht und dem Schutze des Kaisers ihre Ansprüche hervorzunehmen, und den Bekennern ihrer, der altkatholischen, Religion, alles, was ihr entrückt worden seyn mochte, wieder einzuräumen. Dieses war, unter vielen andern, besonders der Fall mit dem Erzbischoffen und Churfürsten von Cöln, Gebhard, welcher wegen seiner Religionsveränderung entsetzt, und an seine Stelle ein katholischer Nachfolger hergestellt worden war, was vielleicht von den protestantischen Fürsten und Ständen, nachdem es für sie äußerst erwünscht seyn mußte, die Zahl nicht katholischer Churfürsten um einen vermehrt zu sehen, nicht so ganz ruhig belassen worden seyn dürfte, wenn nicht wieder selbst in der Religion, zu welcher sich Gebhard bekannte, ein Umstand, der ihnen viele Bedenken verursachte, enthalten gewesen wäre.

Gebhard nämlich ergriff nicht die vom Luther aufgestellte, sondern die von Calvin auf die Bahn gebrachte Religion, welche zwar von dem, allen nicht katholischen Deutschen gemeinschaftlichen Grundsatz, daß in Glaubensdingen jeder sich nach seinen Begriffen und Einsichten reformiren könne, ausgegangen, aber gleichwohl im J. 1555, da zu Augsburg der Religionsfriede errichtet wurde, in Deutschland noch wenig bekannt, oder ausgebreitet, mithin in jenem Frieden nicht miteingeschlossen worden war. Die Klugheit, mit welcher sogleich der erste, der calvinischen oder reformirten Religion ergebne Reichsstand, der Churfürst Friedrich III. von der Rheinpfalz, auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 öffentlich auftrat, das Ansehen und die Macht des churpfälzischen Hauses,

die rastlose und sinnreiche Thätigkeit, und die inständigen, unaufhörlichen Betheuerungen der Prinzen dieses Hauses, daß man katholischer und zumal österreichischer Seits im ganzen Ernste alles dahin anlege, nicht bloß nur die calvinische, sondern auch die lutherische Religion zu unterdrücken, verschaften denselben bald bei verschiednen, dieser leztern Religion ergebnen, Fürsten und Reichsständen ein günstiges Gehör, woraus endlich im J. 1608 eine Union und förmlicher Fürstenbund hervorging, welcher, wenn gleich nicht alle protestantische Fürsten und Reichsstände mit ihm vereinigt waren, doch schon an sich sehr mächtig, und im höchsten Grade ernsthaft werden mußte. Der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz war das Haupt dieser Union.

Die gemeinschaftliche allgemeine Absicht der lutherischen und calvinischen Stände, welche jener Union beitraten, war, sich in einer unbedingten Religionsfreiheit, einer solchen Freiheit, die sich nicht blos auf ein, von jedem fremden Einfluß unabhängiges Gewissen eines jeden Mitgliedes, sondern auch auf bürgerliche und politische Rechte erstrecken sollte, zu behaupten.

Sollte nun jene, höchst wichtige Freistellung in ihrem völligen Umfange errungen, gesetzlich befestigt, und im ganzen deutschen Reich verallgemeinet werden: so mußte man sich vor allen Dingen derjenigen höchsten Gewalt, von deren förmlichen Entscheidung oder stillschweigenden Bewilligung alles abhieng, wie immer, bemächtigen. Seit der Entstehung der Reformation sahen die deutschen Reichsstände bei ihren allgemeinen Versammlungen auf eine Eigenschaft ihrer Mitstände, von der man ehmals nichts wußte, nämlich — auf die Religion. Die katholischen Stände wachten mit reger Eifersucht dafür, daß protestantischen Ständen nichts, was ihre Religion begünstigte, eingeräumt werden möchte. Mit einer gleichen Sorgfalt beeiferten sich diese, sich in Reichssachen ein bedeutendes Gewicht und Ansehen zu verschaffen. Was übrigens den Ernst und Eifer, mit welchem die Unirten zu Werke giengen, betrifft: so stand ihnen bereits durch ihre gemeinschaftlichen Mitwirkungen eine zahlreiche und wohlausgerüstete Armee zu Gebot, und zwar eine Armee,

welche mit einem unendlichen Haß und Verachtung gegen die Katholiken erfüllt war.

So sahen und betrachteten die Katholiken das Thun und Treiben der nichtkatholischen Herren, und die Vorgänge und Erscheinungen wurden ihnen endlich zu wichtig, als daß sie nicht auch ihrer Seits auf gemeinschaftliche Gegenanstalten hätten denken sollen. Nicht nur geistliche Fürsten, sondern auch die weltlichen wurden äußerst besorgt, und dachten auf ein gemeinschaftliches Verständniß. Der Herzog Maximilian I. von Bayern machte mit einer solchen Anstalt den Anfang, indem er im J. 1609 mit einigen gleichgesinnten Fürsten in seiner Residenzstadt München eine Liga oder ein Bündniß, dessen Mitglieder sich mit dem Fortschritt der Zeit und den Gefahren vermehrten, errichtete.

Das Beispiel des Herzogs von Bayern veranlaßte auch andere süddeutsche, katholische Fürsten, auf eine ähnliche Vereinigung bedacht zu seyn, und noch im nämlichen Jahr, da zu München die Liga entstand, traten die drei geistlichen Churfürsten am Rhein mit mehrern rheinländischen Fürsten zusammen, und errichteten einen Bund unter sich, über welchen anfangs der mainzische Churfürst, Johann Schweickard, das Direktorium übernahm. Dieser rheinländische Fürstenbund legte mit dem oberländischen gleiche Absichten zum Grunde, und stand, wiewohl er eine eigene Kassa, so wie ein eigenes Oberhaupt hatte, mit den oberländischen Herren in einem gemeinschaftlichen Einverständniß, welches sich an diese, so wie die Gefahr zunahm, immer enger anschloß, und zuletzt sich derselben, oder vielmehr ihrem Anführer, dem Herzog Maximilian mit einem unumschränkten Zutrauen überließ.

2. Der böhmische Krieg.

Die Protestanten in Böhmen hatten jede Gelegenheit benuzt, für die freie Ausübung ihrer Gottesdienste, und für eine ungehinderte Vermehrung ihrer Glaubensgenossen eine dauerhafte Sicherheit, ja wo möglich gleiche Rechte mit den Katholiken zu erhalten, und unter den Regierungen ihrer Könige (und deutschen Kaiser) Rudolphs II. und Matthias konnte

es nicht fehlen, daß sich die erwünschtesten Gelegenheiten häufig darboten. Kaiser Rudolph wurde von seinem Bruder Matthias, dieser von seinem Anverwandten, Ferdinand, dergestalt in die Enge getrieben, daß sich jene beiden Herren in die Nothwendigkeit versetzt sahen, wider ihre innere Neigung, ihren protestantischen Ständen und Unterthanen, um sich ihrer Treue und Anhänglichkeit zu versichern, solche Bewilligungen feierlich auszustellen, und der König (und Kaiser) Rudolph stellte denselben im J. 1609 einen, von ihm allein unterschriebnen, mit dem großen Siegel bekräftigten Majestätsbrief aus, worinn, unter anderm, vorkam: „Keine der beiden sub una und sub utraque, (nämlich die, welche das heilige Abendmahl unter einer, und die, welche es unter beiden Gestalten empfingen, unter den erstern wurden allein die Katholiken verstanden, unter den letztern wollten auch die Protestanten verstanden seyn) in Böhmen sich befindenden Religionen, sollte der andern, wie schon in der Landesordnung 1532 befohlen, des Glaubens halber schänden, oder lästern, sondern sie sollten vielmehr Freundschaft gegeneinander halten." König Matthias, als er im J. 1611 seinen Bruder Rudolph von der böhmischen Regierung vollends verdrängte, sagte den Ständen von Böhmen die Bestätigung aller, ihnen in politischen und Religionssachen ertheilten Freiheiten, Verträge und Verbindnisse, namentlich auch vom J. 1609 feierlich zu, und König Ferdinand stellte bei seiner Krönung zum böhmischen König im J. 1617 wegen der nämlichen Bestätigung nicht weniger einen Revers aus; allein schon im J. 1615 brachten bei einem zu Prag versammelten Landtag sämmtliche Unterthanen aller Stände sub utraque eine Klage vor, daß der, ihnen im J. 1609 ertheilte Majestätsbrief nicht gehalten werde, indem sowohl der Erzbischoff von Prag denen zu Kloster Grab, welche sich zu den Böhmen sub utraque bekannt und dann vollends die böhmische Confession angenommen hätten, als auch der Abt von Braunau in der Stadt dieses Namens den dortigen Protestanten den auf ihre Kosten unternommenen Kirchenbau, unter dem Vorwand, daß die, in beiden Orten sich befindenden, Protestanten ihre Unterthanen seyen, einzustellen zugemuthet hätten; und die böhmischen Stände, nachdem sie vom Kai-

ser keine Antwort erhielten, befahlen den protestantischen Gemeinden, sich durch keine Befehle schrecken zu lassen, und den Bau fortzusetzen. Die protestantischen Stände behaupteten nämlich, die Freiheit Kirchen zu bauen, sey sämmtlichen protestantischen Böhmen im Majestätsbrief, und in der Vereinigungsurkunde vom J. 1609 anbedingt bewilliget worden, indem, wenn gleich darinn nur von königlichen Gütern und Herrschaften eine namentliche Meldung vorkäme, unter solchen alle im Königreich Böhmen vorhandene geistliche Güter zu verstehen seyen. Die katholische Geistlichkeit verwarf diese Auslegung ein = für allemal, und im J. 1618 mußte der König (und Kaiser) Mathias eine bestimmte Entscheidung geben. Mathias entschied nach dem Sinn der katholischen Geistlichkeit, und der Erzbischoff von Prag sowohl, als der Abt zu Braunau erreichten ihren Zweck, und bemächtigten sich der neuerbauten Kirchen. Die Einwendungen und Klagen der protestantischen Unterthanen wurden von ihren Grundherren nicht mehr gehört; aber diese Klagen wurden desto mehr von andern protestantischen böhmischen Gemeinden beherziget, und als eine gemeinschaftliche Angelegenheit sämmtlicher Protestanten vorgestellt. Ihre Prediger verbreiteten auf den Kanzeln die nachtheiligsten Gerüchte über Gefahren, welche der protestantischen Religion bevorstehen sollten, und eine Fluth von Flugschriften, welche in ganz Böhmen vertheilt wurden, erhitzte die Gemüther durch Schmähungen wider den kaiserlichen Hof, und wider die Katholiken überhaupt, als welchen man nichts geringers Schuld gab, als die feste Absicht, alles Protestantische auszurotten. Bald wurde aller Wohlstand, alle Ehrfurcht gegen den kaiserlichen Hof bei Seite gesetzt, und es kam endlich so weit, daß von einigen böhmischen Großen einige kaiserliche Statthalter auf dem Schloß zu Prag gröblich mißhandelt, daß sämmtliche entsetzt, und daß an ihrer Stelle dreißig protestantische Direktoren, welche das Königreich indeß verwalten sollten, aufgestellt wurden. Ganz Böhmen (die Städte Budweiß, Krumau und Pilsen, deren Einwohner größtentheils katholisch waren, ausgenommen) erklärte sich für einen allgemeinen Aufstand. Tausende ergriffen die Waffen, welche das Glück anfangs begünstigte. Einige ihrer

Truppen waren bereits in Oesterreich vorgedrungen, und bedrohten Wien, als Kaiser Mathias den 20. März 1619 mit Tod abging. Das Glück ihrer ersten Unternehmungen machte sie übermüthig, und in ihrem Vorhaben unbeugsam, und dieß um so mehr, als sie sich eines Theils Hoffnung machten, von den unirten Fürsten und andern, ihnen geneigten, oder wenigstens dem Hause Oesterreich abgeneigten Mächten jede Unterstützung erwarten zu dürfen, und anderer Seits fürchteten, von dem Nachfolger des Mathias allen nur erdenklichen Nachtheil, ja ihr gänzliches Verderben erwarten zu müssen.

Dieser Nachfolger war Ferdinand, welchen sie, wie oben vorkam, im J. 1617 noch bei Lebzeiten des Königs (und Kaisers) Mathias, der ihn an Kindes Statt annahm, zu ihrem König gewählt, und gekrönt hatten. Ferdinand (den 9. Juli 1578 zu Grätz geboren) war ein Enkel Ferdinands I., ein Sohn des Erzherzogs Karl von Inneröstterreich (Steyermark, Kärnthen und Krain) dann der Maria, einer Tochter Herzog Alberts V., und Schwester Wilhelms V., von Bayern, und wurde im zwölften Jahr seines Alters, nämlich nach dem im J. 1590 erfolgten Tod seines Vaters, von seiner frommen Mutter an ihren Bruder (er war Mitvormünder) geschickt, welcher ihn sogleich nach der hohen Schule Ingolstadt führen, und daselbst einige Jahre ganz nach seinen Grundsätzen und Absichten erziehen ließ. Die bayerischen Herzoge, welchen die Erhaltung der katholischen Religion in Süddeutschland vorzüglich zuzuschreiben ist, hatten sichs vom ersten Augenblick, da unter den Deutschen eine Verschiedenheit von Religionsmeinungen begann, zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, in ihrem Land keine andere, als allein die katholische Religion zu dulden, indem sie (außer ihrer Vorliebe zu dieser Religion) nicht den geringsten Begriff davon hatten, wie ein Land mit Einer Religion, mit Einer Denkungsart nicht eben so bevölkert, wirthschaftlich, arbeitsam, erfinderisch und reich seyn könne, als ein Land mit verschiedenen Religionen. Ferdinand handelte, als er im J. 1596 die Regierung seiner Länder übernahm, ganz nach jenen und ähnlichen, ihm in Bayern eingeflößten Grundsätzen, und folgte dem Beispiel, mit welchem ihm hierinn die Beherrscher

anderer österreichischen Länder vorleuchteten, mit einer Unerschrockenheit und einem Eifer, bei dem er selbst ihr Muster wurde; wovon wir dann auch so viel nachholen müßen, als nöthig seyn will, um uns die Vorfälle, in welche Ferdinand eintrat, erklären zu können. Als in Oesterreich die Protestanten sich sehr vermehrt, und vorzüglich viele Herren und Ritter die augsburgische Confession angenommen hatten, so ertheilte ihnen Kaiser Maximilian II. im J. 1568 und 1569 für ihre Personen und Hausgenossen die Freiheit, sich in ihren Häusern und Schlössern protestantische Prediger halten zu dürfen. In Wien, wo den protestantischen Herren und Rittern das Landschafthaus für ihren Gottesdienst angewiesen worden war, entstanden darüber große Unannehmlichkeiten, und Kaiser Rudolph II. nahm jene Freiheit zurück; sein Bruder und Statthalter zu Wien und in Oesterreich aber, (Kaiser Rudolph II. hatte seine gewöhnliche Residenz in Prag genommen) Erzherzog Ernst, gieng noch weiter; indem er ein allgemeines Reformationsdekret ausgehen ließ, vermög dessen den Unterthanen aller erzherzoglichen Städte und Märkte befohlen wurde, nicht nur die protestantischen Prediger und Schullehrer, wo sich welche fänden, unverzüglich zu entlassen, und dann sich selbst entweder zur katholischen Religion zu bekennen, oder, binnen einer bestimmten Zeit, die österreichischen Erbländer zu räumen. Die protestantischen Unterthanen erklärten aber die, ihnen vom Kaiser Maximilian ertheilte Religionsfreiheit für ein Recht, die Aufhebung derselben für eine unstatthafte Gewaltthätigkeit, und leisteten jenem Edikte in solchen Städten und Gemeinden, wo sie sich auf ihr Ansehen oder ihre Anzahl verlassen zu können glaubten, keine Folge. Sie ließen es dabei stets auf das Aeußerste ankommen, und weigerten sich z. B. schlechterdings, ihre Landesherren mit außerordentlichen Hülfleistungen zu unterstützen, ehe sie ihnen die Religionsfreiheit wieder zugesagt hätten. Die Nation fieng täglich mehr an, sich in erhitzte Parteien zu trennen, und die Regierung fand für nothwendig, das Religionswesen wieder in den Stand zurückzusetzen, bei welchem es sich seit mehr als einem Jahrtausend befunden hatte. Der Statthalter Ernst errichtete in Wien eine eigne Stadtgarde, welche die geheimen Ver-

sammlungen der Protestanten beobachten und sie zerstören sollte, verbannte unkatholische Bücher aus den Buchläden, unkatholische Lehrer von der Universität, und übertrug die Entscheidung geistlicher Händel, welche bis dahin der niederösterreichischen Regierung überlassen war, den aus lauter Katholiken zusammengesetzten, geheimen und Reichshofräthen; ja, da alle Bemühungen, die Protestanten zu ermüden, gerade einen entgegengesetzten Erfolg hatten, so wurde im J. 1590 eine ordentliche katholische Gegenreformation errichtet. Das Benehmen dieser Gegenreformation verursachte bald hier und da auf dem Lande betrübte Unruhen, welche, wie im Hausruckviertel in Oberösterreich, wo viele tausend Bauern aufstanden, ernsthaft genug geworden, aber doch anfänglich so ziemlich wieder beigelegt worden sind. Die schlimmste Folge von Zusammenrottungen des gemeinen Volks ist immer diese, daß sie dem Volke eine muthwillige Neigung zur Wiederholung derselben einflößen, und es glauben machen, daß es die Macht habe, etwas das ihm nach seinem Sinne bewilligt werden sollte, und nicht bewilligt wird, durch seine Menge zu ertrötzen. Der Kaiser hatte den Bauern, welche den eben erwähnten Aufstand erregt hatten, eine förmliche Untersuchung ihrer Beschwerden, welche theils die vorgeblichen Erpressungen ihrer Gutsherren und der Beamten, theils Religionsbedrückungen zum Gegenstande hatten, bewilligt, und in solcher Hinsicht zu Prag eine eigne Kommission angeordnet. Da diese Kommission in der kurzen Zeit, wie es die Bauern verlangten, nicht entschied: so kamen erst die Bauern des oberösterreichischen Mühlviertels auf den einhellig ausgeführten Einfall, nach den Städten und Märkten keine Lebensmittel weiter zu führen, und da der Kaiser zu gleicher Zeit, wegen der Gefahren eines türkischen Einfalls, genöthigt wurde, eine Aushebung von Soldaten, und die in solchen Fällen gewöhnlichen Rüstgelder zu bestimmen, rotteten sich 1597 sogleich wieder erst die Bauern im Mühl- und dann in andern Vierteln zusammen, und standen in einer Masse von mehr als zwanzig tausend Mann da. Man errichtete in der Eile eine wohlbewehrte Mannschaft, bemächtigte sich überall und an Einem Tage der Anführer, zerstreute die Menge, setzte alles wieder in

den vorigen Stand, und dämpfte auch dießmal noch mit vielem Glücke eine Empörung, welche bereits in das dritte Jahr angehalten hatte. Mit der angefangenen Gegenreformation wurde indeß auf das thätigste fortgefahren.

Ungleich rascher und verfänglicher war der Erzherzog Ferdinand sogleich beim Antritte seiner Regierung 1596 im (inneröstterreichischen) Steyermark, Kärnthen und Krain zu Werk gegangen, wiewohl ihm gerade in seinen Landen alle Umstände riethen, recht sehr behutsam zu gehen. Die meisten Städte der drei Provinzen waren protestantisch, ja selbst die Minister, welche er zu Gräz vorfand, waren es, und in dieser seiner Residenzstadt befanden sich (seine unmittelbare Hofbediente abgerechnet) nur noch drei katholische Personen. So waren, mehr und weniger, sämmtliche Städte, Flecken und Dorfschaften der drei Länder bestellt. Ferdinand erklärte, daß jeder Unterthan zur katholischen Religion sich bekennen, oder das Land räumen müßte; und fieng im Jahre 1598 Ort für Ort zu reformiren an, und binnen wenigen Jahren war seine Absicht erreicht.

In Ober- und Unteröstterreich wurde ebendieselbe Absicht, die Stände und Unterthanen wieder auf Eine Religion zurück zu führen, desto weniger erreicht, und Matthias, nachdem er im J. 1608 den österreichischen, so wie den böhmischen Ständen, in der Absicht, seinen Bruder, den Kaiser Rudolph, zu stürzen, alle nur erdenkliche Versprechungen gemacht hatte, wurde sogleich im darauf gefolgten Jahre, durch Zeitumstände genöthigt, mittelst einer feierlichen Urkunde zu erklären, „daß den Herren und Ständen die freie Ausübung ihrer Religion in ihren Schlössern, Dörfern und Festungen, wiewohl in Städten nur in Privathäusern, gestattet; daß ihnen zu ihren Gottesdiensten drei Kirchen eingeräumt; daß die Rathsherren und andere Staatsbeamten von den Religionsverwandten beider Theile bestellt werden, die Erbämter aber in ihrer vorigen Verfassung bleiben sollten; daß ferner in den Städten

die Besetzung der öffentlichen Aemter blos auf den Magistrat und der Bürgerschaft, und nicht auf der Einwilligung oder Genehmigung des Hofes beruhen; daß in denselben künftig keine Kirche gesperrt, sondern jeder Partei die seinigen ungestört gelassen werden; daß endlich den Bürgern die Freiheit, ihre Prediger zu bestellen, und diesen die Freiheit, Kranke zu besuchen und selben das Abendmahl zu reichen, gestattet seyn soll."
Wenn nun gleich diese Freiheiten darum, weil sie in Zeiten der Noth bewilligt worden waren, nicht weniger feierliche, von einem Kaiser gegebne Freiheiten waren und blieben: so wurden sie gleichwohl schon im J. 1614 wieder größtentheils zurückgenommen, und den Städten und Flecken die freie Religionsübung eingestellt; allein die Zeit der Noth kehrte im J. 1618, da die im Aufstande begriffenen protestantischen Böhmen nach Oesterreich rückten, wieder, und zwar dringender als jemals, zurück. Der Kaiser Matthias, der sich damals in Wien befand, schrieb nach dieser Hauptstadt unverzüglich einen Landtag der österreichischen Stände aus, und verlangte ihren Beistand wider die Böhmen. Nun waren diese Stände, von welchen der größte Theil protestantisch gesinnt war, nicht weniger bereits ebenfalls von den Böhmen ersucht worden, sich mit ihnen zur gemeinsamen Beschützung der protestantischen Religion zu vereinigen, waren aber nicht nur noch nicht entschlossen, es ihrer Religion wegen mit den Böhmen zu halten; sondern sie waren vielmehr so ehrlich und gutmüthig, dem Kaiser das Einladungsschreiben der Böhmen zu zeigen; nur verlangten sie eine neue Bestätigung der ihnen im J. 1609 zugestandnen Religionsfreiheit, und vom Kaiser erhielten sie zwar keine alles erschöpfende, aber dann doch eine beruhigende Versicherung; allein von ihren katholischen Mitständen, von welchen sie eine bestimmte Erklärung verlangten, daß auch sie miteinstimmen, und vor allen Dingen das versprochene, unparteiische, zur Untersuchung ihrer Beschwerden anzuordnende Gericht befördern helfen wollten, konnten sie so wenig eine befriedigende Antwort erhalten, daß sie Anstand nahmen, in dieser zweifelhaften Lage ihrer Religionsangelegenheiten sich auf einem Landtag zu versammeln, und für eine Kriegsanstalt wider

die Böhmen zu stimmen, bei deren Unterdrückung sie desto mehr für sich selbst neue Bedrückungen fürchten zu müssen glaubten; ja, da die Gefahr, von der einen oder andern Seite in die Mitte genommen zu werden, stündlich größer wurde, versammelten sich die Stände Oberösterreichs eigenmächtig zu Linz, und fiengen zu gleicher Zeit an, den kaiserlichen Truppen die Zufuhr zu sperren, und gegen Passau und Bayern an verschiednen Orten Schanzen und Verhaue zu errichten. Die nämliche Geschichte ergab sich auch in Mähren, und die auf einem Landtage versammelten protestantischen Stände wollten nichts vom Abstimmen hören, weil die katholischen von einer bestimmten Zusicherung ihrer Religionsfreiheiten ebenfalls nichts hören wollten. Auch die Schlesier und Lausitzer waren wie die Böhmen und die protestantischen Stände der Mähren gesinnt; und damit ja das Maß der traurigsten Unglücksfälle und Verwirrungen voll werden möchte: so entstanden auch in Ungarn und Siebenbürgen, wo ebenfalls der größte Theil der Einwohner protestantisch war, nicht weniger schreckliche Unruhen. Ein gewisser Gabriel Bethlen, oder Bethlen Gabor hatte sich zum Fürsten von Siebenbürgen aufgeworfen, und unter den Schutz der Türken begeben. Nun trug zwar selbst der Großsultan Achmet, nachdem er eben damals von Seite der Perser und Araber genug zu thun fand, dem K. Matthias im J. 1615 einen für diesen eben so unverhofften als vortheilhaften zwanzigjährigen Waffenstillstand an, und im J. 1617 verglich sich K. Matthias auch mit dem Bethlen, als Fürsten von Siebenbürgen dahin, daß er des Kaisers Hoheit erkennen, und ihm wider alle Feinde (den türkischen Kaiser ausgenommen) beistehen sollte; allein Gabriel Bethlen benutzte das Mißvergnügen der in Ungarn herrschenden protestantischen Partei, schlug mit ihrer Hülfe, in mehrern blutigen Gefechten die unbeträchtlichen, für den Kaiser streitenden katholischen Truppen, und bemächtigte sich in kurzer Zeit des Königreichs, wo ihn nachher die Mehrheit der Stimmen sogar zu ihrem Könige wählte. In diesen entsetzlichen Umständen trat Ferdinand im März 1619 als Regent von Ländern auf, worinn seine Regierung niemand als der damals unbeträchtliche und ohnmächtige Theil

der Katholiken erkennen wollte, und man gab sich von allen Seiten um so mehr alle erdenkliche Mühe, ihn gleich anfangs niederzudrücken und von aller Hülfe zu entblößen, je mehr man wußte, wie er beschaffen, daß er nämlich ein Mann von Verstand, Kenntniß und Muth, und von einer eben so rasch zu Werk gehenden, als unbeugsamen Entschlossenheit, und dabei ein der katholischen Religion, welche und keine andere er in seinen Landen zu sehen wünschte, mit dem flammendsten Eifer ergebener Fürst sey.

Ferdinand wandte sich zuerst an die Oesterreicher, und muthete ihnen zu, (denn sein Vetter und nächster Erbe des Matthias, Erzherzog Albert hatte ihm das Land freiwillig abgetreten) ihm zu huldigen; allein die niederösterreichischen Stände foderten vorerst, daß ihnen Ferdinand im voraus feierlich ihre Religionsfreiheit bestätigen, und dann ihren sonstigen Beschwerden abhelfen, und besonders die lästigen Einquartierungen seiner meist aus Ausländern zusammengesetzten Truppen, zurücknehmen sollte. Die oberösterreichischen Stände bemächtigten sich nur gleich selbst des Regiments, wollten so lange, bis erst ihre Landesfreiheiten bestätiget worden wären, nichts von einer Huldigung wissen, beschwerten sich über eine an sie gestellte Zumuthung, daß sie fremden Völkern den Durchzug gestatten sollten, und verharrten wie ihre niederösterreichischen Mitstände unabweichlich auf ihrer Erklärung.

Bei den Böhmen lief die Sache ungleich stürmischer und schlimmer ab. Ferdinand hatte an diejenigen Herren, welche sein Bruder Matthias im J. 1617, bei seiner Abreise von Prag nach Wien, als Statthalter aufstellte, einen Befehl erlassen, in ihren statthalterischen Verrichtungen fortzufahren, und übrigens allen Räthen und den vornehmsten Personen der Stadt Prag zu eröffnen, daß er (König Ferdinand) sich seines, vor seiner Erwählung und Krönung beeidigten Versprechens, binnen den ersten vier Wochen nach des Matthias Absterben alle Rechte und Freiheiten der böhmischen Nation zu bestätigen, und die Urkunde darüber dem Burggrafen zu Prag zuzuschicken, wohl erinnere, und daß er

nicht säumen werde, jenes Versprechen pünktlichst zu erfüllen, wie auch Friede, Liebe und Einigkeit unter allen seinen Unterthanen herzustellen. Auch den zu Prag versammelten Personen aus allen drei Ständen des Königreichs schrieb er, er sey bereit, alles sanftmüthig anzuhören; er habe auch zu diesem Ende dem Grafen Bucquoi befohlen, nichts Feindliches gegen die Stände und ihr Volk vorzunehmen; wie dann dieser solches auch den ständischen Offizieren bekannt machen werde.

Diese zuvorkommende, gefällige Erklärung Ferdinands, und dann ein Blick auf die mißlichen Umstände, in welchen sich derselbe damals befand, ließen den Böhmen, wenn sie eine Versöhnung und den Frieden gewünscht hätten, nichts mehr zu wünschen übrig, und es kam nur auf sie an, den günstigen Zeitpunkt zu benutzen, sich ihre Freiheiten auf die feierlichste Art bestätigen, und durch die Bürgschaft vermittelnder Fürsten, und selbst der Union bekräftigen zu lassen; aber die böhmischen Direktoren würdigten sich nicht einmal zu antworten; sie boten den zwanzigsten Mann im ganzen Königreich auf, verbannten acht und zwanzig der angesehensten katholischen Herren, und erklärten drei und zwanzig andere aller Dienste unfähig. Auch die böhmischen Generale, welchen der österreichische General Bucquoi anzeigte, daß er Befehl zum Waffenstillstand habe, setzten nicht nur die Feindseligkeiten fort, sondern ihr erster Anführer Graf Thurn unternahm bald darauf einen Hauptversuch, welcher nichts geringers zum Zweck hatte, als daß von ihm selbst die Hauptstadt Wien erobert, und Ferdinand aufgehoben werden sollte.

Thurn rückte mit einem Heer von sechzehntausend Mann nach Mähren, beredete den protestantischen Theil der Landstände, die Städte Iglau, Ollmütz, Brünn u. a. zu öffnen, und mit ihm einen Vertheidigungsbund zu errichten. Nach diesem glücklichen Anfang zog er nach Oesterreich, wo er vor dem Gränzstädtchen Laa (Laab) die Abgeordneten der österreichischen Protestanten sehr liebreich, die niederösterreichischen, katholischen Stände

aber mit Stolz und Trotz, und mit der Bedeutung empfieng, daß er gekommen sey, seine Feinde zu verfolgen, und das Religionswesen in Ordnung zu bringen. Nichts widersetzte sich seinem Vordringen, und im Anfange des Juni 1619 stand er mit seinem Heere vor Wien. Diese Hauptstadt schien im ersten Augenblicke verloren zu seyn. Sie hatte keinen Feind vermuthet, und war auf keine Belagerung vorbereitet. Sie verschloß zwar die Thore; aber auch diese, schon an sich nicht aushaltende Anstalt, welche höchstens dazu dienen konnte, den ersten Anlauf feindlicher Truppen zu verhindern, war vergeblich. Es war eine große Anzahl protestantischer Stände in der Stadt, welche mit dem Obergeneral Thurn ein vorgehendes Verständniß unterhalten, und ihm versprochen hatten, ihm ein, oder mehrere Thore mit Hülfe ihres zahlreichen, protestantischen Anhangs zu öffnen, welcher, da er um das Vorhaben wußte, sich bereits öffentlich verlauten ließ, daß man binnen wenigen Tagen den Ministern Ferdinands die Köpfe vor die Füße legen, ihn selbst in ein Kloster sperren, und seine Söhne in der protestantischen Religion erziehen lassen würde. Die Eröffnung eines Thors sollte den 5. Juni vor sich gehen, und an diesem Tage traten bei sechzehen protestantische Herren ganz unvermuthet, und mit Ungestüm in Ferdinands Zimmer, und forderten, daß er seine Einwilligung zu einem, von ihnen mit den Böhmen zu errichtenden Bündniß geben, und selbe unterschreiben sollte. Sie hatten mit Ferdinand bereits einige Tage darüber gehandelt, und drangen jezt auf eine entscheidende Antwort. Während der Zeit, als sie bei ihm waren, hörte man unausgesetzt den Knall der Kanonen, mit welchen heftig nach der Stadt geschossen, und sogar die kaiserliche Burg nicht verschont wurde. Die Heftigkeit der Leute, welche im Zimmer waren, wurde mit jedem Augenblicke drohender, und einer der Anwesenden, Andrä Thonrädl, Herr von Obergassing in Niederösterreich, soll den Erzherzog und König Ferdinand sogar bei den Rockknöpfen ergriffen, und indem er selbe umdrehte, ihm auf lateinisch die Worte: **Ferdinandule! non subscribes?** zugerufen haben. Die Gefahr hatte jezt den höchsten Grad

für Ferdinanden erreicht, der fest entschlossen war, nie seine Einwilligung in eine, seinen Grundsätzen und Absichten, höchst nachtheilige Zumuthung zu geben, und in der grausamen Verlegenheit, worin er sich befand, weder Gegenwart des Geistes, noch seinen Muth verlor, und indem er sich ganz auf den Beistand des Himmels verließ, (man fand ihn die vorgegangenen Tage oft vor einem in seinem Zimmer befindlichen Crucifix knieend) die Entwicklung und den Ausgang der Sache mit festem Sinne abwartete. Schon war es an dem, daß die Herren gehen wollten, ihr Vorhaben, ein Thor zu öffnen, auszuführen, als plötzlich die ganze Burg vom Schall mehrerer Trompeten ertönte, und ein Heer von königlichen Kürassieren auf dem Burgplatze zum Vorschein kam. Die protestantischen Herren stürzten, von Furcht und Schrecken außer sich, wo sie konnten, davon. — Bald darauf zog sich auch der General Graf Thurn nach Böhmen zurück.

Jene Kürassiere waren auf Befehl des Grafen von Bucquoi von Krems die Donau hinabgeschifft, und eben zur rechten Zeit angekommen. Da ihnen auch ein Regiment Fußvolk unmittelbar nachfolgte, so verloren die protestantisch gesinnten Einwohner von Wien in eben dem Grad allen Muth, in welchem sich bei den Katholiken Muth und Zutrauen auf ihre Sache einstellte. Fünfzehenhundert Bürger, an welche sich sechshundert Studenten anschloßen, stellten sich als Freiwillige. Man konnte auch so viel Volks, als man brauchte, in die nicht ganz eingeschlossene Stadt ziehen, und der Stadtkommandant fand sich im Stande, es mit dem Grafen Thurn aufzunehmen. Thurns Rückzug wurde durch einen unglücklichen Vorfall der böhmisch-ständischen Armee veranlaßt. Der ebenfalls für die böhmischen Stände streitende Graf Ernst von Mansfeld nämlich, der die Stadt Pilsen erobert, und darinn in Quartier gestanden hatte, zog nach der Stadt Budweiß, wo beide Heere (das königliche unter Graf Bucquoi, das ständische unter den Generalen Fels und Hohenlohe) sich einander gegenüber standen. Graf v. Bucquoi zog Mansfeld, um dessen Vereinigung mit den ständischen Truppen zuvorzukommen, entgegen, und lieferte ihm bei dem

Dorfe Großen Lasken den 10. Jun. 1619 ein Treffen, in welchem die Reuterei seines Gegners bis auf wenige, welche mit ihrem Anführer die Flucht ergriffen, niedergehauen, das Fußvolk aber, sammt allem Geschütze, der Kriegskasse und der Kanzlei mit allen Papieren gefangen wurde. Graf v. Bucquoi bemächtigte sich hierauf einiger böhmischen Städte und bedrohte, indem er von Zeit zu Zeit frische Truppen an sich zog, ganz Böhmen. Die Direktoren in Prag hatten demnach dem Grafen Thurn befohlen, eiligst nach Böhmen zu ziehen, und dem Grafen von Bucquoi sich zu widersetzen. Sie ließen auch zugleich ein allgemeines Aufgebot des fünften Manns durch das ganze Königreich Böhmen ergehen. Ferdinand hatte dem Thurn, nachdem er von Wien abgezogen war, den Grafen von Waldstein (Wallenstein), obersten Hofmeister des Königreichs Böhmen, der einer der vielen böhmischen Herren war, welche Verstand genug besaßen, um alle Empörung zu verabscheuen, mit Friedensvorschlägen nachgeschickt, welche vortheilhaftere Anträge enthielten, als die Aufrührer bei dem günstigsten Waffenglück berechtigt waren zu hoffen. Ferdinand versprach ihnen die Bestätigung des von seinem Vorgänger, dem Könige (und Kaiser) Rudolph II. ausgestellten, Majestätsbriefes, dann eine vollkommene Bestätigung der Verfügungen, (worunter auch die Vertreibung der Jesuiten war) welche die böhmischen Stände seit der Abwürdigung der königlichen Statthalter, und der Aufstellung ständischer Direktoren, zu treffen für gut befunden haben mochten; eine unbedingte Vergessenheit der, an den königlichen Statthaltern, Martiniz und Slawata, verübten Mißhandlungen, und endlich die freie Anerkennung des freien Wahlrechts der böhmischen Stände. Diese Versicherungen und Zugeständnisse sollten nicht nur durch öffentliche, feierliche Instrumente bekräftiget, sondern durch eben so feierliche Beitretungen, von den Königen von Polen und Dänemark, dann den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, und dem Herzoge von Bayern verbürget werden. Die königlichen Truppen sollten aus Böhmen in dem Augenblicke, da die Stände ihre Bereitwilligkeit, seinen Vorschlägen Gehör zu geben, unterzeichnet haben würden, abgeführt werden.

Diese Anerbietungen rührten die böhmisch-protestantischen Stände nicht. Sie beantworteten das königliche Schreiben nicht einmal. Auch ein Schreiben der Churfürsten, welche sich bereitwillig erklärten, die Mißverständnisse der Stände und des K. Ferdinands auf einer ordentlichen Tagsatzung, bei welcher alle Theile erscheinen sollten, beilegen zu wollen, würdigten sie keiner Antwort. Auf einem allgemeinen, für den 23. Juli nach Prag ausgeschriebenen Landtag aller Kronländer sollte zuerst ein allgemeines, gemeinschaftliches Vertheidigungswerk ihrer Religionsfreiheiten und aller den Ständen zukömmlichen Vorrechte errichtet werden. Dieß geschah. Die Kronländer, nämlich Böhmen, Mähren, Schlesien und die beiden Lausitzen traten in eine aus hundert Artikeln bestehende Verbrüderung zusammen, welcher sogar die österreichischen Protestanten ober und unter der Ens beitraten; übrigens aber die Unvorsichtigkeit, daß jeder Theil abgesondert von dem andern auftrat, begiengen. Nach diesen Vorgängen wurde durch eine feierliche Akte Böhmen für ein Wahlreich, und zugleich für unbesetzt erklärt. Bei den weitern Berathschlagungen, wie es mit der Regierung Böhmens künftig gehalten werden sollte, wurde der von einigen Anwesenden berührte Vorschlag einer Republik, als eine Regierungsform, welche, gemäß den ununterbrochenen Welterfahrungen, das Glück der Völker in die Länge nirgends befördert hätte, sogleich verworfen, und man schritt vielmehr zur Bestimmung der Person, welcher die Krone sollte angeboten werden; und wiewohl diese von der herrschenden Partei, nämlich von den calvinischgesinnten Böhmen und den böhmischen Brüdern, welche letztere sich in vielen ihrer Religionssätze von den Utraquisten und Lutheranern unterschieden, und dem calvinischen Wesen näher kamen, bereits noch bei den Lebzeiten des Königs (und Kaisers) Matthias bestimmt worden, nämlich der Churfürst von der Pfalz, Friedrich V., dazu ausersehen war; so kamen jezt doch auch noch andere Fürsten in Vorschlag, nach deren Zurückweisung man immer wieder auf jenen Churfürsten zurück kam. Gleichwohl erschien auf dem Wahltag selbst, welcher den 26. August 1619 angesetzt war, nur der kleinere Theil des Adels. Hundert und zwölf Barone und einige hundert Ritter wollten schlechterdings

nichts von einer neuen Wahl wissen; aber nachdem damals die Armee, welche Mansfeld in der Stadt vertheilt hatte, entschied, so waren die Stimmen der Anwesenden, nämlich sechs und dreißig aus dem Herrnstand, (sieben fielen dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen zu) ein und neunzig aus dem Ritterstande, dann die offenbar erzwungenen Stimmen der königlichen Städte, allerdings mächtig genug, die neue Wahl, welche für den Churfürsten von der Pfalz entschied, durchzusetzen.

Es kam nun darauf an, zu was sich der Churfürst von der Rheinpfalz entschließen würde. Dieser Herr war damals drei und zwanzig Jahre alt, und besaß allerdings als Mensch und Privatmann sehr liebenswürdige, aber als Staatsmann desto weniger große Eigenschaften, und er hatte sogar, wenn er einmal Entschlüsse, so schief und verkehrt sie auch seyn mochten, gefaßt hatte, die Schwachheit, aus Furcht, für wankelmüthig gehalten zu werden, selten wieder davon abzugehen, und Eigensinn für Standhaftigkeit zu halten; er hatte sich die Krone von Böhmen längst gewünscht, und der Sache manchen Vorschub gethan; aber da sie ihm nun wirklich angetragen wurde, meldete sich denn doch in seinem Innersten eine Stimme, welche ihn verlegen und unentschlossen machte. Der gute Herr wandte sich unverzüglich an alle diejenigen, von denen er erwartete, daß sie ihm einen heilsamen Rath ertheilen oder ihren Beistand versprechen würden; allein die Antworten fielen von allen Seiten wider seine Erwartung aus. Beinahe überall wiederholte man ihm, was ihm seine eigne (damals zu Frankfurt anwesende) Gesandte in einem weitläuftigen Schreiben, worin vierzehn Gründe wider die Annahme, und nur sechs für selbe vorkamen, dringendst vorstellten, äußerten auch sonst noch viele politische Bedenken. Aber alle Vorstellungen waren in den Augen des, von der neuen Königswürde ganz eingenommenen Friedrichs nichts, als eben so viele Gelegenheiten, eine heroische Standhaftigkeit zu zeigen, und gleichsam ein Abentheuer, das seinen Ruhm unsterblich machen würde, zu einer Zeit, da jedermann vor demselben zurückbebte, allein zu be-

stehen. Bei dieser Gemüthsstimmung vermochte sein calvinischer Hofprediger Abraham Schulz (Scultetus), welcher ihm sagte, daß er durch die Annahme der Krone die schönste Gelegenheit, welche aus den Händen zu lassen, sündhaft wäre, die reine Religion (wie sich gleich nachher zeigte, den Calvinismus) auszubreiten bekäme, mehr als Könige und Churfürsten; und als nun vollends seine Gemahlin Elisabeth um die Unterschrift bat: unterschrieb Friedrich zu Heidelberg 1619. Und die ersten Tage rauschten auch in dem, bei solchen Vorfällen sich einfindenden, frohen Taumel vorüber. Wo der neugewählte König durchreiste, empfing ihn die gaffende Menge mit einem Jubel- und Freudengeschrei, und die Bürgermeister und die Vorsteher, dann die Botschafter der Böhmen überschütteten ihn und seine Gemahlin mit hochtönenden Anreden von Lobsprüchen und Glückwünschen, unter deren unterbrochener Fortsetzung er von der Rheinpfalz über Amberg und Waldsassen nach Prag zog, und den 4. Nov. in der Schloßkirche mit dem Pompe eines erhabenen Königs gekrönt wurde. Allen Königen der Christenheit und allen Fürsten des deutschen Reichs wurde durch ein weitläuftiges Manifest das hohe Ereigniß bekannt gemacht.

Auch schien es sogar anfangs, als wenn die schlimmen Vorherkündigungen der Herren, welche ihn von der Annahme der Krone abzubringen gesucht hatten, noch so bald nicht eintreffen, oder vielmehr ganz vereitelt werden dürften. Zwar war der ehmals gehoffte Beistand der unirten Fürsten, dann der Kronen England, Frankreich, Dännemark und Schweden, des Herzogs von Savoyen, der Generalstaaten und der Republik Venedig, theils gar nicht wieder theils nur in einer großen Entfernung zu hoffen; aber dafür rückten jezt zu gleicher Zeit zwei zahlreiche Armeen nach Wien, der Graf Thurn nämlich mit einem ungefähr zwanzig tausend Mann starken, aus Böhmen und Mähren bestehenden Heer, und Gabriel Bethlen mit einer Armee von sechzig tausend Mann, worunter sich auch Türken und Tartaren befanden. Es gewann jezt den Anschein, daß diese Unternehmung das Ende aller Dinge herbeiführen, daß die Stadt Wien unmöglich widerstehen,

und daß der in derselben anwesende K. Ferdinand schlechterdings genöthiget werden würde, sich alle Bedingnisse, welche ihm von den Böhmen, Mähren, Schlesiern, Lausizern, Ungarn, Siebenbürgern und Oesterreichern vorgelegt würden, gefallen zu lassen; aber dieser gewaltige, geräuschvolle Ueberfall wurde durch die unüberlegteste, leidenschaftlichste Art, mit welcher er von den Anführern unternommen wurde, in dem Augenblick, da er hätte ausgeführt werden sollen, zernichtet. Gabriel Bethlen hatte bei seinem Heranstürmen, so weit als seine unmenschlich wüthenden Truppen reichen konnten, alles flache Land verwüstet, und von allen Lebensmitteln entblößt, und besann sich erst jezt, da er vor Wien angelangt war, daß er seine Armee nicht blos anführen, sondern auch mit Proviant unterhalten müße. Dazu hatte er sich durch seine unsinnige Verwüstungen alle Möglichkeit benommen. Sogleich in den ersten Tagen stellte sich an den unentbehrlichsten Dingen ein Mangel, über welchen die Heere laut murrten, ein, und überdieß drohte ein anhaltendes Regen- und Schneewetter, alle Wege grundlos zu machen. Auch traf die Nachricht ein, daß der, dem Ferdinand mit der unbestechlichsten Treue ergebne katholische, ungarische Graf, Georg Homanay, in Polen einige tausend Reuter angeworben, und sich mit diesen unter einem glücklichen Erfolg bereits nach Ungarn gewendet habe. Dann stand der erfahrne General Bucquoi, welcher sich bei der, der Stadt drohenden Gefahr, aus Böhmen mit achtzehen tausend Mann eiligst zurückgezogen, und allein mit diesem mäßigen Korps den überlegnen Armeen vor den Donaubrücken zu Wien drei Tage einen allgemein bewunderten Widerstand gethan, sodann aber die Brücken hinter sich abgeworfen, und seinen Stand zunächst an der Stadt, und selbst in dieser genommen hatte, in Bereitschaft. Diese und noch mehrere ähnliche Umstände zwangen sowohl den Grafen Thurn als den Gabriel Bethlen, von Wien eiligst abzuziehen, und vielmehr auf ihre eigne Sicherheit Bedacht zu nehmen.

Zur Zeit dieser Begebenheit hatten die Aussichten Ferdinands bereits wieder eine ganz andere, eine für

ihn und seine Angelegenheiten sehr erfreuliche Wendung genommen. Ferdinand war Kaiser geworden, und hatte nunmehr das Zeugniß, und die Bestätigung des churfürstlichen Kollegii für sich, daß er nie aufgehört habe, König von Böhmen zu seyn. Es hatte nämlich der Churfürst Johann Schweikard von Mainz, als Reichserzkanzler, sogleich nach dem Hintritte des Kaisers Matthias eine neue Kaiserwahl auf den 20. Juli 1619 nach Frankfurt ausgeschrieben, und auch Ferdinand als König von Böhmen und deutschen Churfürsten dazu berufen. Ferdinand erschien auch zu Frankfurt in Person; allein auch die böhmischen Stände erschienen durch Gesandte, welche den Auftrag hatten, dem Ferdinand die böhmische Wahlstimme abzusprechen, und an der Stelle desselben, der nach ihrer Behauptung nicht mehr König wäre, die Wahlstimme zu führen, wobei sie die Absicht und Hoffnung hatten, daß, wenn sie dießmal die böhmische Stimme führten, und die drei nicht katholischen Churfürsten von der Rheinpfalz, Sachsen und Brandenburg sich mit ihnen vereinigten, durch die Mehrheit der Stimmen ein protestantisch gesinnter Kaiser aufgestellt werden dürfte. Die Fürsten der Union unterstützten diesen Antrag, und zumal gab sich der Churfürst Friedrich von der Rheinpfalz alle Mühe denselben durchzusetzen; allein die drei geistlichen Churfürsten, welche, wie sie sagten, nichts anders wußten, als daß K. Ferdinand auf eine rechtmäßige Art zum König von Böhmen gewählt und gekrönt worden sey, nahmen auf die unzeitigen Einstreuungen keine Rücksicht, und auch die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg fanden nicht für gut, sich in die Sache einzulassen, und es wurde nicht einmal ein Aufschub des Wahltags, um welchen die böhmischen Stände, in der Meinung, sich während desselben um die Unterstützung mächtiger auswärtiger Höfe umsehen zu können, anhielten, bewilligt. Eben so wenig glückte eine andere Bemühung der unirten Herren, daß, wenn ja doch ein katholischer Fürst zum Kaiser gewählt werden sollte, wenigstens ein anderer als Ferdinand gewählt werden möchte, und diejenigen Fürsten, welche man zu bewegen suchte, daß sie sich als Mitwerber um die Kaiserkrone melden sollten, machten

theils unausführbare Forderungen an die Unirten, theils ließen sie sich, wie der Herzog Maximilian von Bayern, in den Vorschlag schlechterdings nicht ein. Die böhmischen ständischen Gesandten mußten, statt zur Wahl im geringsten beigezogen zu werden, vielmehr gleich andern Fremden, die Stadt Frankfurt am Wahltag verlassen, an welchem dann auch die Stimmen der vier, in Person anwesenden Churfürsten von Mainz, Trier, Cöln und Böhmen sich sogleich für den Ferdinand erklärten, die Gesandten der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg willig beitraten, und der churpfälzische Gesandte es nicht mehr schicklich fand, seine Stimme zu versagen. Den 28. August 1619 wurde demnach die feierliche Wahl, und den 9. September die Krönung vollzogen. In der vorhergegangenen Wahlkapitulation wurden zu denjenigen, welche K. Matthias beschworen, bei einigen Artikeln kleine Zusätze gemacht.

Zur nämlichen Zeit hatte sich K. Ferdinand auch bereits des Beistandes eines mächtigen Freundes, auf dessen Aufrichtigkeit, Stärke, Kraft und Geschicklichkeit er sich vollkommen verlassen konnte, zu seinem desto größerm Troste versichert, je geringer und unzuverläßiger die Unterstützung, welche er von seinen eignen Ländern zu hoffen hatte, war. Zwar hatte sich die ihm anverwandte spanische Linie zu gleichen Absichten mit ihm vereinigt, und auf ihre Kosten ein Heer von sechs tausend Mann zu Fuß und tausend zu Pferd aus den Niederlanden, dann sieben tausend aus Italien zu schicken versprochen; zwar zeigte sich der Churfürst Georg von Sachsen sehr geneigt, das Erzhaus ebenfalls zu unterstützen; zwar stand ihm selbst noch in seinen Erbländern einige Kriegsmacht zu Gebot, und dann hatte er auch Werbungen anbefohlen; allein der fortdauernde Bestand eines ergiebigen Heeres aus seinen Landen, worinn damals die protestantisch gesinnten Unterthanen herrschten, war noch sehr ungewiß; der Churfürst von Sachsen setzte sich, wenn er dem katholischen Erzhause Oesterreich beitrat, der Gefahr aus, am Ende alle Lutheraner und Calvinisten wider sich zu reizen, und die Hülfe von Spanien befand sich noch in einer ziemlich weiten Entfernung. Ferdinand wandte sich

demnach an seinen Jugendfreund und Schwager, den Herzog Maximilian I. von Bayern, mit welchem ihn die engste Freundschaft und gleiche Wünsche, Gesinnungen und Absichten auf die Erhaltung der katholischen Religion und des Vaterlandes vereinigten. Maximilian unterließ nicht dem K. Ferdinand, welcher sowohl bei seiner Reise nach Frankfurt, als bei seiner Zurückkehr persönlich nach München gekommen war, die Anstände, Müheseligkeiten und Gefahren, welche er sich in dem Fall, daß er sich um das Erzhaus Oesterreich annähme, unvermeidlich zuziehen würde, zu bemerken, erklärte sich aber gleichwohl, daß er sich mit dem freien und absoluten Direktorio des katholischen Defensionswesen unter fünf Bedingnissen beladen wolle.

Vermög des Vertrags, welcher zu München vom Kaiser und dem Herzog den 8. Oktober 1619 unterzeichnet und ausgewechselt wurde, machte der letztere unverzüglich Anstalt, die mit ihm verbündeten Fürsten und Stände in Bewegung, und auf alle Fälle in Bereitschaft zu setzen; er veranlaßte in Verbindung mit dem Churfürsten zu Mainz, auf den 1. Dec. 1619 zu Würzburg einen Zusammentritt sämmtlicher, der rheinländischen und oberländischen, Mitglieder, bei dessen Eröffnung sogleich alles, was die Berathschlagungen auf irgend eine Art aufhalten, oder dem Vollzug derselben Nachtheile zuziehen konnte, sorgfältig beseitigt wurde. Man kam überein, daß man bei dieser Berathschlagung schlechterdings auf keine Vorrechte und Rang der Stände sehen, sondern nach Art guter und vertraulicher Freunde sich miteinander benehmen wolle. Sodann wurde von allen Anwesenden einhellig erklärt, daß, nachdem die Unirten sich auf allen Seiten rüsteten, mit ihren Truppen sogar durch die Länder der Katholischen zögen, sich darin einlagerten, und unleidentlichen Unfug trieben, die Gefälle der Katholischen, wenn sie in protestantischen Ländern Güter hätten, sperrten u. s. w., auch die katholischen deutschen Fürsten und Stände allerdings von Rechten und Pflichten veranlaßt seyen, mit einer Kriegsmacht, welche der Gefahr, dem Frevel, und einer gänzlichen Unterdrückung steuern sollte, öffentlich aufzutreten. Es sollte demnach ungesäumt eine Bundes-

armee hergestellt, und sämmtliche Geschäfte dem Gutdünken und Entschluß des Herzogs Maximilian von Bayern überlassen werden. Der Zustand der Liga war damals vortrefflich, und hatte vor der Union der Protestanten in mancherlei wichtiger Rücksicht, wesentliche Vortheile voraus. Ihre Mitglieder waren durch keine persönliche Nebenabsichten entzweiet, sondern Ein Zweck, Ein Wille vereinigte sie alle durch politische und religiöse Bande. Sie hatten den Kaiser, von welchem sie Ansehen und Ermunterung erhielt, zum Schützer, und Rom, von welchem Einheit der Grundsätze unter sie ausfloß, zum festhaltenden Mittelpunkte. Schon ihr Oberhaupt, Maximilian I. von Bayern, gab ihr einen Vorzug.

Die Union stand demnach damals in Vergleich mit der Liga in einem tiefen Schatten. Als die Fürsten und Stände jener Union die kriegerischen Anstalten der katholischen Fürsten wahrnahmen, beriefen die Hauptanführer, nachdem sie im voraus einen und den andern vorbereitenden Zusammentritt unter sich gehalten hatten, im Nov. 1619 eine Hauptunionsversammlung nach Nürnberg, zu welcher alle protestantische Stände des Reichs eingeladen wurden. Auch erschienen der Churfürst von der Pfalz (und neue König von Böhmen), Friedrich, der Herzog von Würtemberg, Johann Friedrich, sammt seinen Brüdern Julius Friedrich und Magnus, der Landgraf von Hessen, Moritz, der Herzog Johann Ernst von Weimar, sammt seinen Brüdern Friedrich und Wilhelm, der Markgraf von Anspach, die Pfalzgrafen August und Johann Friedrich von Neuburg, der Markgraf Johann Friedrich von Baden (statt des regierenden Herrn Georgs Friedrich) in eigner Person; der Churfürst von Brandenburg, die Herzoge von Braunschweig, die Markgrafen von Bayreuth, die fränkischen und wetterauischen Grafen, die Ritterschaften von der Altmühl, dem Steigerwald, und dem Kreichgau, die Reichsstädte Straßburg, Frankfurt, Nürnberg, Ulm, Worms, Speier, Nördlingen, Rotenburg, Schwäbisch-Hall, Schweinfurt, Wimpfen, Kaufbeuern, Lindau, dann die oberösterreichische Stände durch Gesandte und Abgeordnete; allein diesen Versammelten, deren vereinte Kraft

fürchterlich genug gewesen seyn würde, fehlte es gänzlich am ächten Unionsgeist, an einem festen, gemeinschaftlichen Plan, und an einer, mit politischen Talenten nach Einem Ziel gerichteten und zusammenstrebenden Absicht. Als die Anwesenden die Ursache, wegen welcher sie zusammengerufen worden waren, vernahmen, geriethen sie in eine Art von Verlegenheit, bei der es beinahe das Ansehen gewann, als wollten sie sich lieber zurückziehen, als mit Thätigkeit etwas vornehmen. Bei der Errichtung ihrer Union im J. 1608 wurde wesentlich ein gemeinschaftlicher Zweck, der Zweck nämlich, wider den Kaiser und die katholischen Reichsstände, nicht nur das politische Gleichgewicht, sondern eine beherrschende Ueberlegenheit zu behaupten, zum Grund gelegt; jezt hörten sie, daß sie versammelt worden seyen, um zu berathschlagen, wie der Churfürst Friedrich von der Rheinpfalz bei dem Königreich Böhmen geschützt werden wolle. Der Gegenstand dieses Vortrags und dieser Zumuthung schien den meisten Herren ganz außer dem Zweck ihrer Union zu liegen. Sie unterließen nicht, zu bemerken, daß die vom Churfürsten Friedrich gewagte Annahme der böhmischen Krone eine persönliche, das rheinpfalzgräfliche Haus betreffende, Angelegenheit dieses Churfürsten sey, und es kam ihnen seltsam vor, verlangen zu wollen, daß sich fremde Fürsten mit einem gemeinschaftlichen Aufwand von Geld und Leuten um eine fremde Sache annehmen sollten, von deren auch recht gutem Ausgang für sie kein Vortheil, sondern vielmehr manche Gefahr zu besorgen seyn dürfte. Die Ankunft eines kaiserlichen Gesandten, des Reichshofrathspräsidenten, Grafen von Hohenzollern, statt sie in einige Verlegenheit zu setzen, scheint ihnen vielmehr aus ihrem Anliegen herausgeholfen zu haben, indem sie jetzt wieder die volle Gelegenheit erhielten, ihre so oft wiederholten Beschwerden in Betreff des Reichshofraths, des Reichskammergerichts u. a. vorzubringen, auch ihre alten Versicherungen, daß ihnen nichts erwünschter, als Friede und Einigkeit sey, zu wiederholen; doch unterließen sie nicht, den Beisatz zu machen: „daß der Kaiser, auf den Fall, daß zur wirklichen Abstellung ihrer Beschwerden gar keine Anstalten weiter gemacht werden

wollten, es den unirten und korrespondirenden Ständen nicht verdenken würde, wenn sie die Sache Gott heimstellten, und zu ihrer Vertheidigung alle von Natur zugelassene Mittel anwendeten. — Die Evangelischen hätten sich entschlossen, wenn einer oder der andere von ihnen, insonderheit aber der jetzige König von Böhmen, vorzüglich in seinen Erblanden, angegriffen werden sollte, denselben nicht ohne Hülfe zu lassen. Der kaiserliche Gesandte versprach ihnen die pünktlichste Gerechtigkeit, wenn sie nur mit Ruhe und Uneingenommenheit mitwirken wollten, und in einer Vorstellung an die Stadt Nürnberg brachte er mit einer besondern Feinheit einen Wink, daß sich der Churfürst Friedrich noch zur Zeit mit Ehren aus dem schlimmen Handel ziehen könne, vor, indem er sagte: „Es wäre dem Churfürsten nicht zu verdenken, daß er die Krone angenommen, sonderlich, wenn es in der Absicht geschehen, dadurch etwas Aergeres zu verhüten, indem er seines Orts bekennen müsse, daß wenn Pfalz oder Sachsen, oder Bethlen Gabor diese ausgeschlagen, die Böhmen, als verzweifelte Leute, solche wohl den Türken und Tartarn angeboten haben würden. Es könne aber nun der Churfürst sich auch einen unsterblichen Namen und großes Verdienst bei dem Hause Oesterreich machen, wenn er nun diese Krone demselben wieder abtreten wollte.“ Der Beschluß des nürnbergischen Bundestags fiel im Wesentlichen dahin aus, daß man sich, da es scheine, daß wegen der Religionsbeschwerden von dem andern Theile nichts mehr durch Güte zu erlangen sey, in Verfassung setzen, und daß man ohne fernern Verzug den Herzog von Bayern fragen sollte, wie er gesinnt, und gegen wen seine Rüstung, und die Bewaffnung seiner Verbündeten gerichtet sey. Der Graf Friedrich von Solms, Wolrad von Plesse und zwei Patricier von Nürnberg, Andreas Imhof, und Johann Christian Oelhafen kamen in solcher Absicht nach München, und stellten an den Herzog (den 11. und 21. Dec. 1619) eine schriftliche Gesinnung in der Hauptsache des Inhalts, der Herzog sollte die katholischen Mitstände dahin vermögen, daß sie ihre, von den Protestanten nicht veranlaßte Zurüstungen einstel-

len, daß ferner die katholischen Fürsten die vielerlei, keiner weiteren Erörterung bedürfende Beschwerden abstellen, dann den Nichtkatholischen eine gleiche Anzahl Beisitzer bei dem Kammergerichte, und dessen Visitationen einräumen, und ihnen wegen der inhabenden geistlichen Gütern eine genugsame Versicherung, sie bei dem Besitze derselben nie stören zu wollen, ausstellen, daß ferner die Katholischen, mittels einer Tagsatzung, sich wegen der obwaltenden Zwistigkeiten vergleichen sollten. Hierüber sollte ihnen der Herzog binnen zwei Monaten eine bestimmte Antwort geben, und während dessen sollten von den Katholischen alle Werbungen und Durchzüge eingestellt werden, welche letztere sie ohnehin nicht mehr gestatten, sondern auf die Verstärkung ihrer Defension bedacht seyn würden. Maximilian bezeigte über den drohenden Ton sowohl, mit welchem sich die Abgeordnete an ihn gewendet hätten, als auch über ihre Zumuthungen, sein Mißfallen und Befremden, und sagte in seiner, denselben zugestellten, sehr ausführlichen Antwort, wie sie dann von Beschwerden, welche keiner weitern Erörterung bedürfend seyn sollten, reden könnten, da ja doch die, von ihnen vorgebrachten Beschwerden seit dem, im J. 1555 errichteten, Religionsfrieden streitig gewesen, und da die Beschwerden der Katholischen nicht minder höchst gerecht, wichtig und zahlreich seyen. In einer, auf eine wiederholte, von den Abgeordneten eingereichte Vorstellung, zurückgegebnen Antwort versicherte der Herzog, daß es von Seiten der katholischen Liga niemals auf eine gewaltthätige, angreifende Unternehmung wider die Unirten, sondern immer nur auf die nothwendige Vertheidigung angesehen gewesen sey. Die Abgeordneten zogen in eben derselben Ungewißheit, in der sie nach München gekommen waren, zu den ihrigen zurück.

Nunmehr zogen die Fürsten und Stände der Union, die Fürsten und Stände der Liga, dann auch die Fürsten, welche bisher zu keinem der beiden Fürstenbündnisse getreten waren (der Churfürst von Sachsen, Johann Georg war der vornehmste dieser letztern) ihre Truppen zusammen. Von den Niederlanden, von den

Rheinlanden, aus Italien zogen zur Unterstützung der Liga beträchtliche Heere heran, und alles war zum wirklichen Ausbruch eines Krieges reif, als Kaiser Ferdinand II. den 19. Jan. 1620 mit einem Manifest zum Vorschein kam, in welchem er sein Recht auf die Krone von Böhmen, und die unvermeidliche Nothwendigkeit, dieses sein Recht, gleichwohl, da alle gütliche Vorstellungen ohne Erfolg geblieben, mit den Waffen zu suchen, weitläuftig auseinander setzte, und ferner alle Grafen, Herren und Ritter aller Reichskreise ermahnte, sich der Unterstützung der Böhmen und ihres Anhangs zu enthalten. Sogleich versammelte der Churfürst Johann von Mainz nach der Reichsstadt Mühlhausen einen Chur- und Fürstenausschuß. Er selbst, der Churfürst, dann die Churfürsten Ferdinand von Cöln, (auch wahrscheinlich) Lothar von Trier, Johann Georg von Sachsen, dann der Landgraf Ludwig von Hessendarmstadt erschienen in Person; Bayern durch eine Abordnung; und nachdem sich die Anwesenden erst über einen, vom Churfürsten von Mainz gemachten Vortrag, daß der Kaiser in der böhmischen Sache nicht hülflos gelassen werden dürfte, vereinigt, auch berathschlagt hatten, wie nächst dem obersächsischen, auch der niedersächsische Kreis für den Kaiser gewonnen werden dürfte, beschloß man, auf den Vorschlag des Churfürsten von Sachsen, daß vor allen Dingen den, in besagten Kreisen, sich befindenden protestantischen Ständen eine beruhigende Versicherung über ihren Religionsstand gegeben werden sollte. Von diesem Vorgang wurde an den Kaiser eine Nachricht, an Pfalz aber, an Böhmen, und die mitvereinigten Länder, an die Stände von Ungarn, an die Unirten, an die Reichsstädte, an den König von Dänemark, als Herzogen von Holstein, u. a. wurden Abmahnungsschreiben, sich in die böhmischen Angelegenheiten ferner nicht zu mischen, erlassen; und niemand zeigte darin einen größern Eifer, als der Churfürst von Sachsen, so, daß die Gegenvorstellungen und Bitten, welche der Landgraf Moriz von Hessen-Kassel, der König von Dänemark, die Fürsten von Anhalt, und andere an ihn abschickten, so wenig etwas beitrugen, ihn eines andern Sinnes zu machen, daß er vielmehr

dem Landgrafen ganz derb antwortete: „Er hätte in seiner Regierung bisher so viel erlernt, daß er auch ohne harte Ermahnung wohl wisse, was er zu thun habe.“

Während dieser Vorgänge rückten die entfernten, für den Kaiser bestimmten, Hülfsvölker von allen Seiten heran. Die Unirten säumten nicht ihre Truppen zu versammeln, indem sie glaubten, daß jetzt der entscheidende Zeitpunkt, auf dessen glücklichen Ausgang alles ankäme, vorhanden sey. Sie zogen ihre Armee bei Ulm zusammen, schickten davon ungefähr acht tausend Mann, unter Anführung des Markgrafen Georg Friedrich von Baden, an den Rhein, um allen fremden Truppen den Uebergang zu versperren, und die eigentliche Armee, welche unter dem Kommando des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach stand, bestimmten sie, die Donau frei zu halten, und (wie man am bayerischen Hof muthmaßte) den Herzog Maximilian zu überfallen, und ihn zur Entsagung seines Bündnisses mit Oesterreich zu zwingen. Ihre Fürsten und Mitglieder waren zu Ulm versammelt; aber ehe sie eine bestimmte Entschließung faßten, und ihre Armee in Bewegung setzen konnten, erschien Maximilian, der von allen Vorgängen eine genaue Nachricht erhalten, und sich auf alle Fälle gefaßt gemacht hatte, mit einer wohlgerüsteten Armee, welche, unter der Anführung des Johann von Tilly, (eines Niederländers von Geburt) zwischen Günzburg und Lauingen eine vortheilhafte Stellung, Maximilian selbst aber sein Hauptquartier zu Dillingen nahm. Ganz Deutschland erwartete mit banger Ungeduld den ersten fürchterlichen Schlag, mit welchem die Union, nachdem sie sich so viele Jahre darauf gerüstet, so viele Zusammenkünfte und Tagsatzungen gehalten, so viele Entschlüsse festgesetzt, und mit großen Kosten so viele Anstalten gemacht hatte, auf ihre Gegner losbrechen würde. Schon war der eben erwähnte Markgraf von Baden auf ein Heer von einigen tausend Mann, für Bayern und den Kaiser jenseits des Rheins geworbnen Volkes, das bei Breisach über den Rhein setzen wollte, gestoßen, und es kam nun darauf

an, demselben durchaus keinen Uebergang zu gestatten; allein der Markgraf ließ sich vom Erzherzog Leopold, als Bischoff von Straßburg, bereden, daß dieses Volk nicht zurückgehalten werden könnte, nachdem dasselbe zum Dienste des Kaisers bestimmt, und nachdem die Union mit diesem in keinen Krieg verwickelt sey. Der Markgraf gab sogleich alle seine, mit vieler Mühe gemachten Gegenanstalten auf, und ließ die fremden Truppen, (freilich nicht durch Länder der bei der Union begriffenen Fürsten) frei vorüber ziehen. So gieng es auch mit dem Durchzug eines andern Korps von mehrern tausend Mann, welche von dem Churfürsten Ferdinand von Cöln geworben, und für seinen Bruder, den Herzog Max von Bayern bestimmt waren. Wiewohl demselben anfangs die Wege verlegt wurden, so wurde es doch, auf eine kluge Vorstellung des Herzogs, durchgelassen, und kam in der Gegend von Donauwörth im bayerischen Lager an. Der gegenüberstehende Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg zählte Anfangs ungefähr dreizehen tausend Mann; allein wiewohl er täglich neue Verstärkungen an sich zog, und zuletzt auch der obengenannte Markgraf von Baden mit seiner Macht zu ihm stieß, so blieb gleichwohl die bayerische Armee dem Heere der Union weit überlegen. Dazu kam für diese noch ein anderer, in allem Betracht fürchterlicher Umstand. Der König Philipp III. von Spanien begnügte sich nicht damit, seinem Anverwandten, dem Kaiser, Truppen aus dem Mailändischen zu schicken; er ließ auch ein überaus beträchtliches Herr in den Niederlanden anwerben, und die Union hatte Nachricht erhalten, daß der Anführer desselben, der General Spinola, bereits in voller Bewegung, daß seine Absicht gegen die rheinpfälzischen Länder gerichtet, und daß mithin das Heer der Unirten nicht nur ganz außer Stand, einem dritten, dem neuen König in Böhmen nämlich, zu helfen gesetzt, sondern wohl gar selbst mit der Gefahr, in die Mitte genommen zu werden, bedroht sey. In dieser mißlichen Lage war den unirten Herren die Ankunft bayerischer Gesandten zu Ulm sehr willkommen, indem ihnen nunmehr eine sehr erwünschte Gelegenheit eröffnet wär, sich von dem Vorhaben der

Liga eine nähere Auskunft zu verschaffen; und es schien sogar anfangs, als wollten sie noch einigen Trotz und Muth annehmen; denn als ihnen von den bayerischen Gesandten angedeutet wurde, daß der Herzog Maximilian von Bayern eine bestimmte Erklärung verlangte, warum sich die Unirten zu Ulm versammelt, und eine Armee zusammengezogen hätten, zogen sie mit einer Menge alter Beschwerden auf, welche sie veranlaßt hätten, solche Maßregeln zu ergreifen; versicherten aber, als ihren Vorträgen von den bayerischen Gesandten standhaft und entschlossen begegnet wurde, sogleich, daß sie nichts weniger, als die Absicht hätten, den Herzog von Bayern und die Liga anzugreifen, sondern sich nur zu vertheidigen, falls sie angegriffen werden sollten. Die bayerischen Gesandten versicherten ihres Theils das Nämliche, und erinnerten, daß sich erst dann katholische Fürsten in ein Bündniß begeben hätten, nachdem sie erfahren müßen, daß von protestantischen Fürsten ein solches Bündniß errichtet worden wäre. Nach solchen Unterredungen entfernten sich die Gesandten, und die entscheidende Stunde rückte heran, da es zu einem beiderseitigen Verständniß, oder zu einer Schlacht, und dann zu einem förmlichen Krieg kommen mußte. Niemand lag damals mehr daran, den Ausbruch eines solchen Krieges zu verhindern, als dem französischen Hof, indem er damals selbst mit den Calvinisten, oder den sogenannten Hugenotten in Frankreich noch alle Hände voll zu thun hatte. Ein französischer Gesandter mußte demnach den Mittler machen, und derselbe verrichtete diesen Auftrag mit eben so vieler Geschicklichkeit, als rastlosem Eifer. Man fieng an, sich einander näher zu kommen, und zu unterhandeln. Der schwerste Punkt, auf welchem die Unirten mit größter Inständigkeit bestanden, war, daß wenn ein Waffenstillstand oder ein Friede zu Stand käme, auch der spanische Statthalter in den Niederlanden, nämlich der Erzherzog Albert mit eingeschlossen werden, und daran Theil nehmen sollte, was aber von den Bayern, mit der Betheurung, daß der Erzherzog kein Mitglied der Liga, und daß er vom Herzog Max ganz unabhängig sey, als eine Sache, die durchaus nicht in ihrer Macht stünde, zurückgewiesen

wurde. Die bayerischen Gesandten bewilligten, um nicht ihren Gegnern Zeit zur Verstärkung zu lassen, schlechterdings keinen Waffenstillstand, wohl aber den Frieden. Dieser kam dann zwischen den Häuptern der beiderseitigen Armeen, nämlich zwischen Herzog Maximilian von Bayern, und dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach den 13. Juni 1620 zu Stand. Dieser Frieden, vermög dessen die unirten Fürsten nun mit Einem Male alles schwächlich aufgaben, und ihr Oberhaupt und Direktor, den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, als König von Böhmen, seinem Schicksal überließen, und eben dasselbe Schicksal sich selbst und allen jezt vereinzelten Mitgliedern der Union zubereiteten, wurde, je nachdem jemand seinen Theil daran zu nehmen hatte, mit Frohlocken, oder mit Verwünschungen aufgenommen.

Und nunmehr hatte der Kaiser freie Hände, die ganze Macht der Liga zur Wiederherstellung der Ordnung in Oesterreich und Böhmen zu verwenden, und nur war Gabriel Bethlen noch übrig, von welchem zu besorgen, daß er dem Lauf der Dinge einiges Hinderniß in den Weg legen möchte: aber auch diesen hat seine eigene Unentschlossenheit ungleich weniger, als sich dem ersten Anschein nach hoffen ließ, fürchterlich gemacht; er hatte zu Anfang des J. 1620 einen Waffenstillstand mit dem Kaiser bis Michaeli eingegangen und zugleich zugesagt, daß indeß auf einem Reichstag zu Neusol in Ungarn alle Zwistigkeiten ausgeglichen werden sollten; aber nicht nur zerschlug sich dieser Vorsatz, sondern Bethlen, der sich bisher nur einen Fürsten von Ungarn nannte, ließ sich während der Zeit zum König von Ungarn wählen und krönen, und fiel denselben Augenblick, da der Termin zu Ende war, mit einem wüthenden Heereszug über Unteröstterreich her. Nichts widerstand seinem Ungestüm, und nachdem noch der Graf Dampierre, welcher sich mit einem, in der Eile zusammengerafften Volk von ungefähr sechs tausend Mann dem Feind entgegenstellen mußte, das Unglück hatte, vor dem Schloßthor zu Preßburg den 9. Okt. 1620 mit einer Fahne in der Hand erschossen zu wer-

den, stand ihm der Weg bis Wien geöffnet; allein er zauderte und überlegte, ob es für ihn zur Bewirkung eines Friedens, wie er sich ihn wünschte, nicht besser gethan seyn würde, jezt nichts zu thun, so lange, bis die ligistische und kaiserliche Heere in Böhmen alles, was sie wünschten, gethan hatten.

Ferdinand hatte die Stände der Länder, wider welche er sich genöthigt sah, Gewalt zu brauchen, zu wiederholten Malen zur Unterwerfung aufgefordert, und denselben die Gründe, wegen deren er dazu berechtigt war, ausführlich, und immer mit der Versicherung, daß alles Vergangene in einer ewigen Vergessenheit bleiben sollte, vorgelegt; besonders hatte er an den Churfürst Friedrich von der Pfalz wegen Böhmen ein in öffentlichen Druck gelegtes Warnungsschreiben ergehen lassen, in welchem er ihm das Unrecht, das er sich gegen den gesetzmäßig gewählten und gekrönten König zu Schulden kommen lasse, noch einmal vorlegte, und ihn zulezt noch in Güte aufforderte, das Königreich bis den 1. Juni 1620 zu verlassen; allein alle wiederholte Vorstellungen fanden auf keiner Seite einen Eingang, und der Churfürst Friedrich sowohl, als die protestantischen Stände, waren entschlossen, (wiewohl lange nicht nach dem Bedürfniß gefaßt) es auf Gewalt ankommen zu lassen.

Kaum war der Vertrag zu Ulm geschlossen, kehrte sich Maximilian von Bayern wider des Kaisers Feinde in Oesterreich und Böhmen. Er beschloß, vorerst die Oesterreicher anzugreifen, und dann die Böhmen. Er hatte bei beiden keinen Augenblick zu versäumen, und es kam unendlich viel darauf an, sie, ehe sie ihre Anstalten vollendet, oder ihre Hülfstruppen an sich gezogen hätten, zu überfallen. Maximilian stand auch schon an den Gränzen der Oberösterreicher, da es diese immer nur noch sehr wahrscheinlich vermutheten, daß er kommen würde. Sie waren noch eben mit Anstalten und Vorbereitungen beschäftigt, und erstaunten daher, und geriethen in Verlegenheit und Verwirrung, als Maximilian in voller Rüstung plötzlich vor ihnen stand. In der ersten Bestürzung machten sie an den Herzog eine Abordnung, welche im Namen der Stände

hät, sie, die ihm doch nie etwas zu leid gethan ätten, mit feindlichen Behandlungen zu verschonen. Der Herzog ließ durch Abgeordnete den zu Linz versammelten Ständen eine an sie gerichtete kaiserliche Urkunde vorzeigen, in welcher ihnen die Entlassung des Landvolkes, die Oeffnung der von ihren Truppen besetzten Stadt Linz, die Auslieferung ihrer sämmtlichen Vereinigungsurkunden, die völlige Unterwerfung, und einsweilige Huldigung anbefohlen, und in diesem Falle alle Gnade versprochen, aber zugleich eröffnet wurde, daß im entgegengesetzten Fall der Herzog vom Kaiser den Auftrag übernommen habe, sie als öffentliche Ruhestöhrer und Vaterlandsfeinde zu behandeln. Zu allem Ueberfluß wurden ihnen fünf Tage Bedenkzeit gegeben; als sie aber, nach dem Verfluß derselben (in Erwartung, daß der Graf von Mansfeld mit Hülfstruppen aus Böhmen bald ankommen werde), einen weiteren Aufschub begehrten, wurde auf der Stelle mit der militärischen Gewalt vorgeschritten, was bereits um so ungehinderter geschehen konnte, als während jener fünf Tage die Pässe des Landes erobert worden, wie wohl auch dabei sehr unangenehme Auftritte vorgefallen waren. Maximilian hatte den Generalwachtmeister, Baron Alexander von Haßlang, mit sechstausend zu Fuß, und zweitausend zu Pferd vorausgeschickt, die österreichischen Gränzörter auf alle Fälle zu besetzen. Da die österreichischen Bauern dieß nicht zugeben wollten, und hinter den Verschanzungen und Verhauen auf die anrückende Mannschaft herausfeuerten und einige Mann tödteten: so war davon der Erfolg, daß die bayerischen Soldaten, theils durch die lästige Arbeit, welcher sie sich unterziehen mußten, die Verhaue auf die Seite zu schaffen, theils durch den Verlust ihrer Kameraden aufgebracht, des ihnen mit allem Nachdruck gemachten Auftrages, niemanden, der ohne Waffen wäre, oder sich zum Gefangenen ergäbe, zu beleidigen, und sich an den Wohnungen und Gütern der Eingebornen durchaus nicht zu vergreifen, vergaßen, und in der ersten Hitze mordeten und brannten. Maximilian überließ manche derselben, ohne auf ihre persönliche Tapferkeit zu sehen, dem militärischen Gericht, und verbreitete durch diese Strenge sowohl unter seinen

Truppen als unter den Oberösterreichern einen heilsamen Schrecken. Eine neue Abordnung derselben bat wiederholt um Schonung, und um eine allgemeine Verzeihung und Vergessenheit alles Vergangenen, wurde aber vom Herzog nach Linz beschieden, was derselbe um so zuversichtlicher sagen konnte, als indeß auch Johann von Tilly mit der bayerischen Armee nachgerückt, und kein fester Ort sich beharrlich zu widersetzen im Stand war. Auch nahm der Herzog, nachdem er sich noch zuvor mit dem kaiserlichen Gesandten, Grafen von Harrach, wegen dessen, was weiter geschehen sollte, verabredet hatte, den 4. August 1620 vom Schloß zu Linz Besitz, und stellte an die Stände unverzüglich die Forderungen, daß sie ihm huldigen, alle verlangten Papiere und Urkunden einhändigen, und ihre Truppen überantworten sollten. Die vier Stände, nämlich die Prälaten, die Herren, die Ritter, die Städte, legten die Huldigung mit Bitten um die Bestätigung ihrer Freiheiten (wegen deren der Herzog versicherte, daß ihnen durch diese Huldigung nichts benommen seyn sollte) ab, und überlieferten ihre Vereinigungsurkunden. Die Truppen der Stände wurden unter die bayerischen vertheilt, und übrigens alle Protestationen an den Kaiser verwiesen, welcher die bei ihm um Gnade bittenden Stände an den Herzog, dem sie nunmehr gleichwohl zu gefallen zu leben hätten, zurückwieß. Die Oberösterreicher standen demnach, gemäß des oben angeführten Vertrags unter der bayerischen Herrschaft, und der Oberste Adam von Herberstorf blieb mit einer Besatzung von fünfhundert Reutern in der Stadt Linz als bayerischer Statthalter zurück.

In Unterösterreich, welches der Kaiser unmittelbar noch beherrschte, gieng die Unterwerfung der Stände nicht so allgemein von Statten. An dem vom Kaiser nach Wien bestimmten Huldigungstag fanden sich zwar mehr als siebenzig ständische Personen ein, baten aber um Abstellung ihrer Beschwerden, um Bestätigung ihrer Freiheiten, und um einen Aufschub der Huldigung. Die Anwesenheit von zweitausend Kosaken in Wien, die Standhaftigkeit des Kaisers, der ihnen übrigens die Versicherung gab, daß ihnen ihre Religionsübung, so

wie diese zu den Zeiten des K. Matthias bestand, gestattet seyn sollte, eine zur rechten Zeit gemachte Drohung, daß die nicht huldigenden, die nicht gegenwärtigen, nicht mehr als Stände erkannt werden, und daß sich durch fernere Weigerungen ihre Umstände sehr verschlimmern würden, that die gehörige Wirkung. Sie huldigten, und überließen sich, da es noch eben rechte Zeit war, der Gnade des Kaisers; denn diejenigen Stände, welche ebenfalls einberufen worden, aber nicht zu bewegen waren, der Stimme der Klugheit zu folgen, wurden sogleich nach dem fruchtlos verstrichenen Termin für Rebellen und Feinde des Kaisers und des Vaterlandes, dann ihrer Güter verlustig erklärt.

Indeß hatte Herzog Maximilian von Bayern bereits auch seine Absichten auf Böhmen in Vollzug zu setzen angefangen, wo ihm selbst der neue König Friedrich, durch sein bisheriges Betragen in Böhmen, gleichsam voraus den Weg gebahnt hat. Da dieser Herr zum Regieren weder eine wahre Kenntniß, noch einen ausgebildeten Verstand, am wenigsten aber einen bestimmten und festen Charakter besaß, wiewohl sein Herz vor Milde und Güte überfloß: so mußte er in allen Dingen fremden Eingebungen folgen, wo er dann aus Mangel eines richtigen Blicks stets das Unglück hatte, unter den Rathschlägen, welche man ihm gab, und unter verschiednen Maßregeln, welche man ihm zu ergreifen vorschlug, immer gerade das Ungereimteste zu wählen. Statt daß er vor allen Dingen seiner Kassen hätte schonen sollen, um Sold und Besoldungen richtig bezahlen, und sich dadurch der Achtung und Ergebenheit seiner Soldaten und Unterthanen versichern zu können, verschwendete er alles Geld auf Feste, Gastereien und unzeitige Prachtsachen, auf Huldigungsreisen, und tausend andere unnöthige Dinge, von welchen er sich einbildete, daß sie zum Glanz und zur Majestät eines königlichen Hofes gehörten, ohne zu sehen und wahrzunehmen, daß leere Kassen und Soldausstände nachtheilige Begriffe von einer herabwürdigenden Armseligkeit einflößen. Auch war der gute Friedrich, wiewohl es ihm an persönlicher Thätigkeit und Unerschrockenheit gar nicht fehlte, im Grunde mehr nicht, als ein ga-

lanter Offizier, und nichts weniger als ein Feldherr, der einen Krieg zu ordnen und zu leiten verstand.

Eben so wenig verstand er die erste aller Kriegskünste, geschickte und für gewisse Zeit und Umstände einzig passende Männer zu wählen, wie er dann gleich anfangs den groben Fehler begieng, zwei böhmische Feldherren, auf welche das ganze Heer sein Vertrauen gesetzt hatte, die Grafen von Thurn und Mansfeld nämlich, einem neuen Oberfeldherrn, dem Fürsten Christian von Anhalt unterzuordnen, wodurch er nicht nur jene beiden Herren sehr eifersüchtig und mißmuthig, sondern sämmtliche Böhmen unwillig, mißtrauisch und zaghaft machte. Die abgeschmacktesten, und seiner Person und Sache höchst nachtheiligen Thorheiten begieng er vollends aus Mangel an gesundem Verstand, in Rücksicht seiner vermeintlichen Religionsreinigung und Aufklärungssucht; er hatte, was auch ganz der Sache gemäß war, sowohl vor der ihm geleisteten Huldigung, als in seinen öffentlichen Ausschreiben, das feierliche Versprechen gegeben, jedermann bei seinen Rechten, Freiheiten und Herkommen, besonders aber bei seiner Religion zu belassen und zu beschützen; wie man dann in Wahrheit die Menschen aller Zeiten und Nationen durch nichts tiefer und unversöhnlicher beleidigt, als wenn man ihre geheiligten Verfassungen, Gebräuche und Sitten angreift; aber kaum war er einige Wochen regierender Herr, als er sich damit abgab, Religionsneuerungen einzuführen.

Ein allgemeines Mißvergnügen über eine so ungeheuer thörigte Regierung verbreitete sich über Hunderttausende, und so groß und einhellig beim Einzug des neuen Königs an dem Tage, da man sich, gemäß seiner feierlichen Aeußerungen, alles Gute von ihm versprach, die Freude war: so einhellig, und laut war jezt der Wunsch, daß der Himmel die Waffen desjenigen segnen möchte, der, gemäß der öffentlichen Gerüchte, im Anzug war, den Abzug des neuen, eines solchen Königs zu bewirken. Auch berichteten Katholiken den Kaiserlichen alle Anschläge und alle Vorkehrungen, welche im Innern gemacht wurden, und auch die Protestanten thaten zum Nachtheil des Königs, als wovon sie ihre

Befreiung von dem unerträglichen calvinischen Joch erwarteten, allen Vorschub.

Bei allen diesen für den neuen König Friedrich durchaus ungünstigen Umständen war gleichwohl seine Sache noch immer nicht verzweifelt, und er hätte, wenn er ein festerer Kopf, und gründlicherer Feldherr gewesen wäre, seinen Gegnern den Sieg, wenn nicht ganz entreissen, doch unendlich erschweren, wenigstens seine gänzliche Niederlage verhüten können. Sein Oberfeldherr, Fürst Christian von Anhalt, verstand das Kriegswesen in einem vorzüglichen Grad; und wenn gleich sein Heer nicht so zahlreich war, wie das Heer seiner Gegner, so stritten für ihn gleichwohl unzählige, den Unternehmungen seiner Gegner höchst ungünstige Umstände und Ereignisse, ja selbst die Elemente.

Als der Herzog Maximilian von Bayern, (ungeachtet der nachdrücklichen Erinnerungen des, die österreichische Armee kommandirenden Oberfeldherrn, Grafen von Bucquoi) vorzüglich aus dem Beweggrunde, weil Friedrich in Böhmen noch nicht in der gehörigen Verfassung sich befände, den Entschluß faßte, sogleich nach der Huldigung der oberösterreichischen Stände nach Böhmen zu rücken, war er wohl selbst noch nicht auf alle Fälle gefaßt. Es fehlte seinem Heer, von welchem er in Oesterreich vier tausend fünf hundert Mann zu Fuß und fünf hundert zu Pferd, als Besatzung zurücklassen mußte, an der ersten wesentlichen Sache, am Proviant, welches bei ihm von Bayern aus weder auf der Stelle, wie und wo ers nöthig hatte, weder in der Menge, noch mit der Eilfertigkeit nachgeführt werden konnte. Der drückende Mangel wurde noch überdieß durch den Umstand, daß, wegen der überall herumstreifenden Feinde, seine Soldaten nicht weit in die Dörfer vertheilt werden konnten, sondern in zahlreichen Korps sich zusammen halten mußten, vermehrt. Dieses Umstandes und der eintretenden späten Jahrszeit wegen sollte eilfertig fortgerückt, und allenthalben rasch und entscheidend zu Werk gegangen werden; allein man mußte des langsam und kärglich nachrückenden Proviants wegen unaufhörlich Halt machen, und die Soldaten, wiewohl sie bayerischer Seits ihren Sold

pünktlich erhielten, blieben von Zeit zu Zeit ganze halbe Wochen ohne alle Nahrung. Zu dieser höchst mißlichen Lage kam noch der Umstand, daß sich ein beträchtliches böhmisches Heer, das man sich nicht auf dem Rücken zurück lassen konnte, unter der Anführung des Fürsten Christian von Anhalt, in Unterösterreich befand, und daß das bayerische Heer anfangs viele Wochen mit einem verstellten Marsch in Böhmen, bis drei Meilen an Budweis, herum ziehen mußte, um jenes Heer zum Aufbruch und Nachzug zu nöthigen. Auch nachdem endlich die bayerische Armee, von welcher ein Theil den 11. August, der Herzog Maximilian selbst aber den 23. desselben Monats von Linz mit der Hauptmasse aufgebrochen, den 8. September bei Oberdorf mit der kaiserlichen Armee zusammen getroffen, und der Herzog mit dem kaiserlichen General von Bucquoi, in einer mit demselben in dem Schloß Greilenstein gepflogenen Unterredung, überein gekommen war, daß die bayerische Armee links, die kaiserliche aber rechts sich halten sollte, ergaben sich noch immer solche Hindernisse, bei welchen das Fortrücken, alles Eifers ungeachtet, nur sehr langsam vor sich gehen konnte. Beide Heere (das bayerische und kaiserliche) stießen unaufhörlich auf Städte und befestigte Schlösser, deren Besatzungen sich, wenn gleich am Ende stets ohne Nutzen, wehrten, aber doch einen Theil des vereinigten Heers beschäftigten, und dadurch ebenfalls den andern zum Stillsitzen nöthigten. Auch der böhmische Oberfeldherr unterließ nicht, die vereinigte Armee zu ermüden und hinzuhalten, indem er bald da, bald dort den Schein annahm, sich einmal stellen, und es zu einer Hauptschlacht kommen lassen zu wollen, sich auch die feindliche Armee oft ziemlich nahe kommen ließ, aber wann es zum Ernst kommen sollte, wieder verschwand. Mit einer gleichen Thätigkeit, und mit einer, noch ungleich gefährlichern Verschlagenheit, benahm sich der böhmisch-ständische General, Graf Mansfeld; er hatte unlängst die, dem Kaiser treu gebliebne, befestigte Stadt Pilsen erobert, und (weil er den König Friedrich seinen Verdruß darüber, daß er das Oberkommando dem Fürsten von Anhalt übergeben hatte, fühlen lassen wollte) beschlossen, der Armee keineswegs zu folgen, sondern sich

in Pilsen zu halten, und von dieser Stadt aus sich Ruhm, und was überall sein Hauptzweck war, Vortheile und eine reiche Beute zu verschaffen; wie er dann zur Zeit, als die bayerische Armee nach Prag aufbrach, mit seinem Korps an die Gränzen von Bayern gezogen, und bei Fürth, Eschlkam und Neukirchen einen Einfall vorzunehmen bedrohlich war, welchen ihm aber der (in Bayern mit einem Korps von 7000 Mann zu Fuß, und tausend sechshundert zu Pferd zurückgebliebne) General von Haimhausen, mit Mitwirkung der bayerischen Obersten von Lindelohe und Herlberg, auf eine Art, daß man hoffen konnte, er werde nie wieder zurück kommen, vereitelten. Mansfeld suchte jetzt den Herzog von Bayern nach Pilsen zu locken, und machte ihm, in solcher Absicht, mittels sehr schmeichelhafter Briefe, eine Hoffnung zur Uebergabe der Stadt; allein wiewohl der Herzog in der Stunde, da das vereinigte Herr vor der Stadt angekommen war, die Bedingnisse zur Uebergabe einzuleiten angefangen hatte, so war man sich nach eilf Tagen, während deren das Heer unsäglich litt, im Wesentlichen noch nicht im Geringsten nahe gekommen, und Mansfeld that alles, und verstand es meisterlich, sich bei aller seiner Verstellung die Miene von der einfachsten Aufrichtigkeit zu geben, um den Herzog noch länger hinzuhalten, und die vereinigten Armeen ohne Schwertstreich aufzureiben. Es war nämlich bei Mannsgedenken keine ungünstigere Herbstwitterung eingetreten, als eben damals. Schon im August, und beim Ausmarsch der Armee war Regenwetter eingefallen, das durch sein ununterbrochenes Anhalten alle Straßen und Wege grundlos machte, so daß man oft, ungeachtet aller Anstrengung, an einem Tage eine kleine Meile fortzurücken nicht im Stande, und daß man unaufhörlich genöthigt war, zur Erholung der Pferde und zur Ausbesserung der Pferdgeschirre und der Wagen einen und den andern Tag Halt zu machen. Die ganze Armee schleppte sich mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten fort, und war, da sie mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen hatte, (das Getraid und anderes Proviant, das man aus Bayern langsam zuführte, verdarb größtentheils unterwegs) auf dem Punkt, an der nöthigen Kraft und

Munterkeit erschöpft zu werden. Im Oktober stellte sich Schnee und zugleich eine ungewöhnliche Kälte ein, eine Kälte, bei welcher sogar Pferde, die, gleich den Soldaten, unter freiem Himmel aushalten mußten, erstarrten und hinfielen. Die Soldaten, unter welchen schon zuvor Krankheiten eingerissen waren, starben in einer solchen Anzahl, daß, wenn nicht unterwegs neue Truppen zur bayerischen Armee gestoßen wären, der verstorbnen bald eine größere Zahl, als der noch auf ihren Beinen stehenden, sich eingestellt haben würde; daher es dann auch kam, daß die Soldaten in Fällen, da sie, nebst ihrem Kampf mit Hunger, Kälte und schlimmen Wegen, auch noch mit Menschen, welche sich in Städten und Schlössern halten wollten, kämpfen mußten, in Wuth geriethen, und ohne auf die Befehle und auf das Geschrei der Offiziere um Schonung der Einwohner zu achten, auf diese im ersten Anlaufe manchmal auf das grausamste stürzten, und weder das Alter, noch Geschlecht schonten. Während daß Mansfeld die vereinigten Heere bei Pilsen so viele Tage hinhielt, trat für dieselbe eine neue Gefahr, hingehalten zu werden, welcher aber Maximilian mit Standhaftigkeit begegnete, ein. Es hatte sich nämlich der neue König Friedrich in Begleitung seines Kriegsobersten, des Fürsten von Anhalt, mit seiner Hauptarmee ebenfalls in die Gegend nach Pilsen gezogen, und den 20. Okt. einen Abgeordneten an Herzog Maximilian abgeschickt, mit der inständigen Bitte, sich mit Maximilian persönlich unterreden zu dürfen, und mit einem Schreiben, in welchem er den Herzog seiner unverrückten Freundschaft versicherte, ihn an ihre nahe Verwandtschaft und gemeinschaftliche Abstammung, dann an das unzertrennliche Band ihres Gesammthauses erinnerte, und ihn beschwor, ihm doch nicht entgegen zu seyn. Maximilian wurde gerührt, ohne wankelmüthig zu werden; er hatte dem Friedrich in seinen vielen Briefen, welche er in der böhmischen Sache an ihn schrieb, alles, was sich über diesen Gegenstand sagen ließ, geschrieben, und noch erst jüngst den 25. August bei seinem Aufbruch von Linz nach Böhmen alles umständlich wiederholt. In Bezug demnach auf diese seine, dem Friedrich gemachten Vorstellungen und Erklärungen, antwortete er

demselben: „daß er seinen freundlichen lieben Vetter mit Vergnügen sehen würde, aber nur in dem Fall sehen könnte, wenn sich derselbe entschließen würde, die Hindernisse wegzuräumen, und den Dingen zu entsagen, wegen welcher er, der Herzog, veranlaßt worden wäre, nicht wider seinen Vetter, sondern wider den unrechtmäßigen Gewalthaber der böhmischen Krone, die Waffen zu ergreifen. Friedrich beantwortete diese Erklärung mit wenigen Worten, und in allgemeinen Ausdrücken, welche weitläuftiger Erörterung fähig waren, welche aber der Herzog damit erwiederte, daß er, ohne sich ferner vor Pilsen aufzuhalten, unverzüglich zum Aufbruch Befehl gab. Die Absicht des Herzogs war, unmittelbar nach Prag zu rücken. Sobald Friedrich diese Absicht für entschieden hielt, eilte er voraus, um eine Verschanzung, welche vor der Stadt am sogenannten weißen Berg angelegt werden sollte, durch seine Gegenwart zu beschleunigen. Auch der böhmische Oberfeldherr eilte, so gut sichs thun ließ, um mit seiner böhmischen Armee den vereinigten Heeren der Bayern und Oesterreicher zuvor zu kommen, und vor Prag eine vortheilhafte Stellung zu gewinnen. Diese Märsche geschahen am Ende des Oktobers unter unaufhörlichen Gefechten, und bayerischer Seits unter beständigen Versuchen, den Feind zum Stehen zu zwingen, und den Feldzug durch eine Hauptschlacht zu endigen. Sämmtliche Heere blieben fast täglich bis Mittag in einen undurchdringlichen, und alle Aussicht beraubenden Nebel eingehüllt, kamen sich oft, ohne es zu wissen, oder zu wollen, sehr nahe, und entfernten sich wieder, ohne es zu merken. So oft sie aber gewahr wurden, daß sie sich einander näherten, schrieen sich die gemeinen Soldaten beiderseits erbitternde Schimpfnamen zu, und wo sie konnten, rannten sie wider einander. Manche einzelne Partien, z. B. die spanischen Wallonen und die vom Gabriel Bethlen den Böhmen zu Hülfe gesandten Ungarn, gaben und nahmen niemals Pardon. Man brachte unaufhörlich Gefangene oder Bleßirte ein, und die Thätigkeit, Bewegung, Spannung und Erbitterung aller Theile war schrecklich.

Den 7. November, als sich um Mittag der Nebel schwang, zeigte sich das böhmische Heer auf einer An-

höhe in Schlachtordnung, zog sich aber, als Maximilian von Bayern unverzüglich wider selbes anrückte, gegen die Stadt Prag, welche nur noch einen kleinen Marsch entfernt war, zurück. Maximilian ließ den kaiserlichen Oberfeldherrn von Bucquoi, der mit seiner Armee noch einige Stunden zurück stand, inständigst aufrufen, so geschwind als möglich, herbei zu eilen, und rückte dem böhmischen Heere die ganze Nacht durch unter beständigen kleinen Kämpfen nach, so, daß er den andern Tag, welches der achte November 1620 und ein Sonntag war, am Fuße des sogenannten weißen Berges vor Prag stand. Wo der Feind auf den umliegenden Vorhügeln eine vortheilhafte Stellung nehmen wollte, stürzten die bayerischen Soldaten wider sie los, und zwar mit einer dergestalt unaufhaltsamen Hitze, daß selbst Maximilian in eigner Person sich ihnen entgegen stellen, und sie mit Nachdruck erinnern mußte, daß die Tapferkeit nicht blind zufahren, sondern mit Klugheit und Geistesgegenwart verbunden werden müsse. Die kaiserliche Armee war indeß nachgerückt. Man stellte sich in Schlachtordnung, wiewohl die Stimmen der Generäle, ob man wirklich angreifen sollte, noch immer nicht einig waren. Die Böhmen hatten sich nämlich am weißen Berg hinter ihre Verschanzungen gezogen, diese, da sie noch nicht vollendet waren, mit der größten Thätigkeit fortgesetzt, und von ihnen unaufhörlich herabgefeuert. Maximilian rief: In Gottes Namen! und entschied. Zum Losungswort gab er: „Heilige Maria!“ Es war zwölf Uhr Mittags, als beide Heere, das bayerische unter der Anführung des bayerischen Generallieutenants von Tilly links, das österreichische unter der Leitung des kaiserl. Generalwachtmeisters, Grafen von Tiefenbach, rechts, den weissen Berg hinauf rückten, fest und entschlossen. Die Bayern wurden vom Tilly (was man ihm nachher zum Fehler anrechnete) über ein enges Brücklein geführt, wo ihm leicht ein bedeutender Nachtheil hätte zugehen können; allein die Böhmen hatten bereits die Besinnung oder die Kraft verloren, den Umstand zu benutzen. Einige Regimenter derselben, welche den Oesterreichern gegenüber standen, hatten, als diese in ihrem geschlossenen Marsch unaufhaltsam fortfuhren, und in die Nähe

kamen, ohne noch auf ein Kommando zu hören, mit ihrem Gewehre mehrentheils in die Luft gefeuert, und waren sogleich, ohne einen Schaden gelitten zu haben, davon gelaufen. Der Sohn des böhmischen Oberfeldherrn, Prinz Christian, der Jüngere, von Anhalt wollte die Eindrücke dieses schlimmen Anfangs wieder verbessern, und stürzte sich mit den, ihm untergeordneten neun Kompagnieen Reitern mit solchem Nachdruck auf einige Regimenter österreichischer Reiterei, daß diese in Unordnung geriethen. Auch ein paar österreichische Regimenter zu Fuß, das tiefenbachische und breunerische, fiengen zu wanken an; allein der bayerische Feldherr von Tilly bemerkte den bedenklichen Zufall, und befahl dem Obersten Craz, der Unordnung zu steuern. Craz sprengte mit den, ihm damals zugetheilten, fünfhundert baierischen Reitern auf die siegwähnenden prinzanhaltischen Reiter mit einem unwiderstehbaren Ungestüm los, so daß dieselben sogleich fielen, oder davon jagten. Der Prinz wurde verwundet und gefangen. Maximilian von Bayern war jetzt, in Begleitung des spanischen Feldherrn Verdugo, selbst an die Stelle gekommen, als eben sechs tausend Ungarn, welche Befehl erhielten, wider den Craz anzurücken, ausrißen und flohen; auch die böhmisch-deutschen Reiter flohen. Ihnen folgte das böhmische Fußvolk, und in einem unbeschreiblichen Gemeng und Gewirr stürzten Ungarn, Böhmen, Deutsche, Engländer durcheinander, der größte Theil vor Schrecken außer Besinnung, und unwissend wohin; einige in die Stadt, einige in den nahen Thiergarten, in die umliegenden Pfützen, in den Fluß Moldau, wo die meisten ertranken. Einige mährische Regimenter hielten, unter der Anführung der beiden jungen Grafen Schlick und Thurn, wiewohl mit einer fruchtlosen Tapferkeit, allein noch einige Zeit aus. Sie wurden, weil sie sich wie tolle Leute wehrten, von den bayerischen und österreichischen Völkern umrungen, und bis auf wenige Mann niedergemetzelt. Ueber fünf tausend Mann des böhmischen Heeres zappelten, bluteten und röchelten auf der rauchenden Gegend; nur fünfhundert Böhmen wurden, weil sich die Flüchtigen in die Moldau stürzten, gefangen. Von den Bayern und Oesterreichern waren kaum dreihundert gefangen.

Zehen Kanonen, wovon die Bayern sieben, die Kaiserlichen drei eroberten, hundert Fahnen, nebst allem Gepäcke, der ganzen fürstanhaltischen Kriegskanzlei fielen den Siegern in die Hände. Die entscheidende Schlacht war geendigt. Es war 1 Uhr Nachmittags.

Während dieser schrecklichen Begebenheit befand sich der neue böhmische König Friedrich, in Gesellschaft des englischen Gesandten, und einer Menge fröhlicher Damen, bey der Mittagstafel in der Stadt, und ließ sich gar nicht einfallen, daß es bereits zu einer Schlacht gekommen, und daß diese verloren sey. Wiederholte Eilboten verkündigten ihm die, mit jedem Augenblick wachsende Gefahr. Als er sich endlich, um zu sehen, wie denn die Sachen stünden, zu Pferd setzte, begegnete ihm der Fürst Christian von Anhalt, mit der Nachricht, daß nichts mehr zu retten sey. Schaaren seiner flüchtigen Truppen stürzten und drängten sich in größter Unordnung dem geöffneten Thore zu, das man sogleich schloß, aus Furcht, daß sich unter dem Gemenge auch Feinde befinden, und vollends selbst der Stadt sich bemächtigen möchten.

In diesem Augenblick schien für den Friedrich noch nicht alles verloren zu seyn! er hatte noch eine nicht unbeträchtliche Besatzung in Prag; und in Prag selbst hätte sich unverzüglich ein zahlreiches Heer zur Vertheidigung der Stadt aufbringen lassen. Auch hätten seine flüchtigen Truppen wieder gesammelt und benützt werden können. Man erwartete auch mit jeder Stunde die Ankunft von zwölf tausend Ungarn, welche Bethlen zu schicken versprochen hatte. Und wenn vollends die Böhmen auf dem Lande für ihn gut gesinnt geblieben wären, so blieb zu einer bessern Wendung der Sachen noch immer eine, nicht ungegründete Hoffnung. Im bayerischen sowohl, als im kaiserl. Lager herrschte ein drückender Mangel an Lebensmitteln, und was noch mehr war, eine täglich mehr überhand nehmende Seuche, und der rauheste Winter hatte bereits seinen Anfang genommen; allein diese sämmtlichen Umstände dienten dem Friedrich zu nichts, als ihn sein Unglück desto härter fühlen zu las-

sen; er hatte, indem er sein Geld auf ganz unzeitige Ausgaben verschleuderte, seine Truppen schon seit geraumer Zeit ohne Sold gelassen; er hatte die Prager durch seine höchst unzeitige Religionsreinigung im höchsten Grad wider sich aufgebracht, und er mußte befürchten, daß sie ihn ausliefern würden. Den flüchtigen Truppen war kein Versammlungsort angewiesen; jeder verlief und rettete sich, so gut er konnte. Die Böhmen auf dem Lande dachten von ihm gerade wie ihre Landsleute in der Stadt. Friedrich übersah nun mit einem Male die ganze Lage seines Unglücks, welche er noch vor Kurzem keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und sich sie nichts weniger als so verzweifelt vorgestellt hatte; er ließ seinen Ueberwinder Maximilian um vier und zwanzig Stunden Stillstand bitten; er erhielt aber nur acht Stunden, und dabei die Aufforderung, sich an den Kaiser zu ergeben. Eine solche Ergebenheit dürfte seine künftigen Umstände wenigstens nicht noch mehr verschlimmert haben; allein er war außer der Fassung, einen solchen Entschluß für gut zu halten; er begab sich (denn die Bürger der kleinen Seite zu Prag, wo das Schloß liegt, hatten bereits eine Abordnung an Maximilian gemacht, und sich unter der Hoffnung guter Bedingnisse zur Uebergabe erbothen) noch den nämlichen Abend über die Moldaubrücke nach der Altstadt, und flüchtete sich mit seiner Gemahlin, die sich in gesegneten Umständen befand, in Begleitung des Fürsten von Anhalt, des alten Grafen von Thurn, des Grafen von Hohenlohe, und einiger wenigen andern, am früheſten Morgen mit einer solchen Eilfertigkeit, und unter einer solchen Verlegenheit, daß er sogar einige mit den kostbarsten Sachen gepackte Wagen auf dem Markt in der Altstadt stehen ließ, ja sogar der Krone Böhmens (ohne deren Besitz man sich damals noch keinen König denken konnte) vergaß, aus Böhmen, erst nach der schlesischen Hauptstadt Breßlau, und nach einem kurzen Aufenthalt in dieser Stadt, wo er sich mit sechzig tausend Gulden abfertigen ließ, zu seinem Schwager, dem Churfürsten Georg Wilhelm, nach Brandenburg, und da er auch hier keine bleibende Stätte fand, nach Haag in Holland, zum Prinz Moriz, seinem Oheim.

Maximilian, der die vielseitigen Lagen der Dinge genau kannte, und eben so gut wußte, daß, einen Sieg weißlich benutzen, gerade so wichtig, oft wohl noch wichtiger sey, als einen Sieg erfechten, ließ den bestürzten und außer sich gesetzten Pragern nicht Zeit, einen Entschluß zu fassen. Noch am Tag der Schlacht rückte ein Theil seiner Truppen näher an die Mauern der Stadt, nicht um sie erst zu erobern, sondern um den Frieden und die ehemalige Ordnung, Ruhe und Sicherheit in derselben wieder herzustellen. Da seine Soldaten, gemäß der damals noch allgemein herrschenden unbändigen Sittenrohheit, sich nicht undeutlich vernehmen ließen, daß sie sich durch Plünderungen für ihr erlittenes Ungemach schadlos halten würden, auch wirklich in Rotten sich zum Anlauf vereinigten, widersetzte sich ihnen Maximilian in eigner Person, und indem er ihnen ihre Zügellosigkeit scharf verwies, erklärte er, daß er den Mann, der einen Unfug begehen, und den Offizier, der ihn nicht hindern würde, auf der Stelle (was auch nachher an mehr als an Einem ohne Gnade vollzogen worden ist) henken lassen würde; und nachdem er erst die Thore der Kleinstadt mit starken Wachen besetzt hatte, zog er daselbst den 9. Nov. um Mittag ein, und hielt an einige Abgeordnete, welche um Gnade baten, eine kurze, doch dergestalt nachdrückliche Anrede, daß ihnen die bittersten Thränen aus den Augen stürzten. Auch die Altstadt, deren Bürger noch einen dreitägigen Termin verlangten, aber keine Stunde erhielten, ergab sich auf Gnade und Ungnade. Die in der Stadt versammelten ständischen Truppen, welche mit Trotz ihren ausständigen Sold begehrten, mußten, mit dem beigesetzten Unverhalt, daß sie noch von Glück und Gnade zu sagen hätten, wenn man sie als Rebellen wider den Kaiser ungestraft abziehen ließ, unverzüglich die Stadt räumen. Die drei Pragerstädte stellten sich, wie ihnen befohlen wurde, zur Auslieferung sämmtlicher Urschriften ihrer Bündnisse, zur Abbitte, zur neuen Huldigung und zur Eidesleistung, daß sie für ihren rechtmäßigen und einzigen Herrn niemanden als ihren ordentlich gewählten und gekrönten König, Kaiser Ferdinand II. erkennen wollten, an welchen sie auch in Betreff der Bestätigung ihrer bürgerlichen und Reli-

gionsfreiheiten unbedingt gewiesen wurden. Den 13. und 14. Nov. haben auch die Stände von Böhmen eine unbedingte Huldigung geleistet. Und nunmehr hatte Maximilian den Auftrag, das Königreich Böhmen seinem rechtmäßigen Herrn wieder zurück zu stellen, im Wesentlichen vollzogen und geendigt; er stellte den Fürsten Karl von Lichtenstein zum Statthalter, und den Tilly zum ersten Oberbefehlshaber seiner Truppen, von denen der größte Theil zurück blieb, auf, und eilte wieder nach München, wo er den 25. Nov. unter einem unbeschreiblichen Jubel der Seinigen ankam, zurück.

Mit einem gleichen Glück wurden auch die mit Böhmen verbündeten Länder, die Lausitz, Schlesien und Mähren wieder gewonnen. Der Churfürst Johann Georg von Sachsen wies, theils weil er von der Unrechtmäßigkeit des Abfalls der Böhmen und ihrer Bundsgenossen überzeugt zu seyn, theils weil er sich auf die ihm vom Kaiser gemachte Zusicherungen und Versprechungen verlassen zu können glaubte, alle Vorstellungen und Bitten und Vorwürfe, welche ihm von verschiedenen Seiten seiner Glaubensgenossen gemacht wurden, von sich, betrat im Sept. 1620 die Markgrafschaft Lausitz, eroberte zu Anfang des Okt. die Hauptstadt Bauzen, und bemächtigte sich in kurzer Zeit der meisten Hauptplätze des Landes. Bald darauf baten die Mähren, durch eine nach Wien gemachte Abordnung, um Gnade, und erhielten auch, indem sie die Briefe ihrer Bündnisse aushändigten und zweimal hundert tausend Thaler, als Strafe, erlegten, eine allgemeine Vergebung, und vom Grafen Bucquoi, welcher während dieses Vorgangs mit Truppen nach Mähren auf dem Marsch war, eine gelinde Behandlung. Im Anfang des folgenden Jahres 1621 unterwarfen sich auch die Schlesier, und der Churfürst Johann Georg von Sachsen, an welchen sie sich um Vermittlung wandten, versprach ihnen mittels einer feierlichen, zu Dresden den 8. Febr. 1621 unterzeichneten Urkunde, eine allgemeine Vergessenheit alles Vergangenen, und die Bestätigung ihrer religiösen und bürgerlichen Freiheiten.

Nach diesen Vorgängen hätte man wohl von Seite der Kaisers eine großmüthige Versöhnung hoffen, und

nichts weniger als die folgende Begebenheit erwarten sollen. Nachdem seit der entscheidenden Schlacht am weissen Berge bei Prag drei Monate verflossen, und während derselben die ehemaligen Häupter der Rebellen, zumal bei einem sehr gelinden Benehmen des neuen kaiserlichen Statthalters, Fürst Karl von Lichtenstein, recht sicher geworden, und großentheils wieder nach Prag zurückgekommen waren, wurden an einem Tage, und zu derselben Stunde acht und vierzig der vornehmsten Theilnehmer des böhmischen Unwesens gefangen gesetzt; sieben und zwanzig Abwesende, unter welche der Graf Heinrich Matthäus von Thurn und der Graf Joachim Andre von Schlick gehörten, wurden aufgefordert, binnen sechs Wochen bei dem Verlust ihrer Güter und ihres Lebens, das nach dem verfloßnen Termin vogelfrei erklärt werden würde, in Person sich zu stellen, und wegen einiger Verstorbnen wurden ihre Erben vorgeladen. Sämmtliche sollten vor einem, aus zwölf vornehmen Böhmen und Oesterreichern zusammengesezten Gericht erscheinen, und das Weitere vernehmen. Dieses Gericht nun untersuchte die Vergehungen der Verhafteten und Vorgeladnen, und schickte den Befund nebst seinem Urtheil, dem Urtheil des Todes, an den kaiserlichen Hof nach Wien um Bestätigung. Diese erfolgte mit der Mäßigung, daß kein Verurtheilter lebendig geviertheilt werden sollte, und den 20. Juni 1621 wurden sämmtliche Verurtheilte aus ihren verschiednen Gefängnissen in verschloßnen Wagen nach dem Altstädter Rathhaus, und den folgenden Tag sieben und zwanzig zum Tode verurtheilte, unter welchen der erste, der nach Sachsen geflüchtete, und daselbst ausgelieferte Joachim Andre Graf von Schlick war, einer nach dem andern, auf eine vor dem Rathhause aufgerichtete, mit schwarzen Tüchern bedeckte Bühne geführt, und davon vier und zwanzig mit dem Schwert, drei aber bürgerlichen Standes durch den Strang hingerichtet. Die übrigen wurden theils zur ewigen Gefangenschaft, theils zu andern Leibesstrafen, alle aber zum Verlust ihrer sämmtlichen Güter (das Eingebrachte der Frauen ausgenommen) verurtheilt. Die Namen der Abwesenden, welche auf die geschehne Vorladung nicht erschienen, wurden an den Galgen geschlagen, und ihre Güter

ebenfalls eingezogen. Man erstaunte um so mehr über diese unvermuthete und schreckliche Bestrafung, als Kaiser Ferdinand von einer ganz und gar nicht grausamen Gemüthsart, und als nach der Niederlage und nach der Unterwerfung der Aufrührer in Böhmen die Ursache, wegen welcher der böhmische Krieg entstanden ist, weggefallen war. K. Ferdinand war auch überdieß für die Kriegskosten durch die Einziehung so vieler Güter in Böhmen und Mähren, welche sich auf die Summa von vierzig Millionen erstreckt haben sollen, vollkommen entschädigt, und es dürfte ihm, auch wenn er schlechterdings die Fortsetzung eines Kriegs gewollt hätte, sehr schwer geworden seyn, eine vor der Welt zu rechtfertigende Veranlassung, vermöge deren der Friede nicht eintreten konnte, zu finden, wenn sich nur auch die Anhänger Friedrichs, oder dieser selbst dazu verstanden hätten, von der Kriegsbühne abzutreten.

Der Churfürst Friedrich von der Rheinpfalz nämlich dachte an nichts weniger, als an eine Aussöhnung mit dem Kaiser, welche, ohne Verletzung seines erhabnen Standes, durch eine anständige Unterwerfung und durch die Vermittlung andrer Höfe mit aller Wahrscheinlichkeit zu erhalten gewesen seyn dürfte; er erklärte vielmehr, noch während seines kümmerlichen Aufenthalts zu Breßlau, den Grafen Ernst von Mansfeld zu seinem obersten Feldherrn, und befahl ihm, so viele Truppen, als ihm möglich seyn würde, aufzubringen; er forderte die Fürsten und Stände der Union auf das nachdrücklichste auf, sich seiner, durch ihre Schuld, wie er hinzusetzte, verunglückten Sache, mit welcher die Sicherheit aller Protestanten verbunden wäre, anzunehmen, und den ulmischen Vertrag für nichts zu achten; er schrieb an den Gabriel Bethlen, daß ihm nichts angelegners sey, als die abgefallnen Unterthanen mit Feuer und Schwert zu verfolgen; seine eignen Unterthanen aber von der spanisch-österreichischen Tyrannei zu befreien u. s. w.; er habe zu diesem Ende bereits mit Hülfe Englands, Dänemarks und Schwedens, auch des niedersächsischen Kreises, ein wohlgerüstetes Heer von zwanzig tausend Mann beisammen, mit welchem er binnen zwei Monaten nach Böhmen zu gehen, und

zuerst dieses Land, sodann auch seine Pfalz, von Mansfeld unterstützt, zu erobern gedächte u. s. w.; Bethlen sollte daher auch seiner Seits Anstalten machen, „damit Oesterreich, Steyer, Kärnthen verheert, Mähren verstört und Schlesien, sammt andern incorporirten Landen, zu Grund in die Asche gelegt werde.“ Diese Gesinnungen und Absichten sowohl, als die Bewegungen der Gegner blieben dem kaiserlichen Hof nicht verborgen: und weil sie so beschaffen waren, daß im Fall, da die deutschen und auswärtigen Fürsten zu gleicher Zeit und mit vereinigten Kräften aufgetreten wären, die Sachen eine sehr gefährliche Wendung genommen haben müßten: so ergriff man an jenem Hof, wo ungleich mehr Wachsamkeit, Ernst und Thätigkeit, als bei seinen Feinden herrschte, wider alle Gefahren schleunige und solche Maßregeln, von welchen man mit Zuversicht erwartete, daß sie den Muth der Gegner niederschlagen, und Vorfälle von entscheidenden Folgen nach sich ziehen würden. Man nahm zum Grundsatz an, daß man solche Feinde, wie man vor sich hätte, nicht besiegen, sondern entwaffnen, und auf alle Art unfähig machen müsse, Unruhen zu erneuern, wenn man vor ihnen eine gesicherte Ruhe haben wollte; man nahm ferner als eine, gar keinem Zweifel unterworfene, und als eine durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit an, daß sich in den österreichischen Ländern so lange keine Ruhe, Treue und aufrichtige Gesinnung gegen das höchste Oberhaupt, und dessen Minister wieder einstellen würde, bis sämmtliche Unterthanen wieder Einer, der katholischen Religion nämlich, zugethan seyn würden. Diese Voraussetzungen waren es, welche die Grundsätze und Maßregeln des österreichischen Hofes bestimmten. Vermög eines höchsten Befehls wurden erst die calvinischen, dann die evangelisch-böhmischen, und zuletzt auch die deutschen, nicht katholischen Prediger und Schullehrer aus Prag verwiesen, und die Schulen, dann die Kanzeln der Universität, mit katholischen Lehrern, größtentheils mit den feierlich zurückgeführten Jesuiten besetzt.

Aber diese Vorfälle waren, insoferne sie eben das deutsche Reich nicht betrafen, noch bei weitem nicht die

wichtigsten. Kaiser Ferdinand sprach den 22. Jan. 1621 über den Churfürsten Friedrich von der Rheinpfalz, den er nicht nur einen Landfriedbrecher, sondern auch einen Majestätsverbrecher gegen den Kaiser nannte, ferner über den Fürsten Christian von Anhalt, über den Markgrafen Johann Georg, den ältern, Markgrafen von Brandenburg, als welcher wegen des schlesischen Herzogthums Jägerndorf, das er besaß, ein böhmischer Lehenträger war, endlich über den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, als Landfriedbrecher, von seinem Thron aus die Reichsacht, und indem er die Geächteten aller Würden und Länder für verlustig erklärte, trug er sämmtlichen Churfürsten, vor allem aber dem Herzog von Bayern gegen die Pfalz, dem Bischof von Bamberg gegen Hohenlohe, dem Churfürsten von Sachsen gegen den Markgrafen Johann Georg und gegen den Fürsten von Anhalt die ungesäumte Vollstreckung der Acht auf. Die Nachricht von dieser Achtserklärung erfüllte die Freunde des Churfürsten Friedrichs von der Pfalz, und alle dem Erzhause Oesterreich abgeneigte Fürsten und Höfe, indem sie sogleich ahndeten, welchen Gebrauch der Kaiser von seinem fürchterlichen Urtheil, falls er es durchsetzte, machen würde, mit Erstaunen und Unwillen, und von allen Seiten erschienen Widersprechungen und Erinnerungen, daß Kaiser Ferdinand nicht berechtigt sey, in einer Sache, welche allein den König von Böhmen beträfe, als Kaiser, da er in dieser Würde niemals beleidigt worden wäre, zu sprechen; und daß er auch als Kaiser, vermög der von ihm feierlich beschwornen deutschen Reichsgesetze und der vor der Krönung ihm vorgelegten Kapitulationspunkten, keinen Reichsfürsten, ohne ihn vor ein Fürstengericht geladen und gehört, und ohne die Einwilligung der Fürsten dazu gesetzmäßig erhalten zu haben, verurtheilen könne; allein dem Kaiser, der auf solche Einwürfe vorbereitet, konnte es, so lange es ihm nicht an der Macht gebrach, sein Urtheil in Vollzug zu setzen, an Antworten nicht gebrechen. Der staatskluge Ferdinand glaubte, bei der großen Anzahl der deutschen Fürsten und auswärtigen Höfe, welche sich für den geächteten Churfürsten verwendeten, theils auf die zaghafte Unentschlossenheit einiger derselben, und vor=

züglich auf ihren Mangel an baarem Geld, so wie nicht minder auf die eignen Beschäftigungen derselben in ihren Ländern, theils auf seine beredten Vorstellungen, mit denen er sie hinhalten zu können hoffte, und endlich auf das Glück seiner Heere, welche von geschickten und tapfern Männern angeführt wurden, sich verlassen zu können. Wir wollen auch sogleich sehen, was die dem Churfürsten Friedrich geneigten Herren für ihn gethan haben.

Gabriel Bethlen, dessen Friedensvorschläge K. Ferdinand nach der für ihn glücklich ausgefallnen Pragerschlacht nicht weiter gehört, dessen Wahl zum König und dessen sämmtliche als König vorgenommene Handlungen er für ungültig erklärt hatte, bewegte Himmel und Erde, um dem Kaiser Feinde zu machen; er forderte den Türken, forderte, wie man wissen wollte, sogar den Tartar-Chan auf, sich mit ihm zu vereinigen, machte den Mährern und Schlesiern die heftigsten Vorwürfe darüber, daß sie ihren König Friedrich verlassen hätten, mit den entsetzlichsten Drohungen, sie ihrer Treulosigkeit wegen schrecklich zu züchtigen, und ließ wirklich bereits nach Mähren Streifereien vornehmen, welche nach seiner Art nicht bloß in Plünderungen, sondern in Verheerungen bestanden. Diesen wurde aber zum Glück der Einwohner bald ein Ende gemacht, als der kaiserliche General Bucquoi eben durch Mähren mit einem beträchtlichen Heer nach Ungarn rückte, wo sich sogleich viele ungarische Magnaten für ihn erklärten. Bucquoi eroberte in kurzer Zeit Preßburg, bekam mehrere Oerter, theils durch ein freiwilliges Entgegenkommen der Einwohner, theils durch gebrauchten Ernst, in seine Gewalt, und war vor die Festung Neuheusel gerückt, wo es vollends zu einer entscheidenden Schlacht kommen sollte. Bethlen kam mit einer Armee von dreißig tausend Mann heran, die Stadt zu entsetzen, und der Vortrab, welchen der alte Graf Heinrich Matthäus Thurn, der sich zu Breßlau vom Churfürst Friedrich beurlaubt und zum Gabriel Bethlen geflüchtet hatte, anführte, war bereits in der Nähe, und das kaiserliche Heer erwartete mit muthiger Zuversicht einen guten Ausgang, als ein un-

vermuthetes Unglück ihres Feldherrn auch das gesammte Heer mit sich fortriß. Bucquoi nämlich war mit einer kleinen Bedeckung ausgeritten, die Stadt und den heranrückenden Feind zu beobachten, wurde von einigen feindlichen Reitern entdeckt, und mit sechzehn Wunden getödtet den 10. Juli 1621. Thurn benutzte die erste Bestürzung der kaiserlichen Armee, und schlug sie zurück. Bethlen fiel mit seinem Heere, zu welchem noch der geächtete Herzog von Jägerndorf mit acht tausend Mann aus Schlesien stieß, in Oesterreich und Mähren ein, eroberte einige Ortschaften, wurde aber durch das wüthende Betragen seiner Truppen bald wieder außer Stand gesetzt, dieselben zu erhalten; und da er auch bald wieder von den Kaiserlichen, welche sich von der ersten Unordnung gesammelt hatten, zurück nach Ungarn, so wie der Herzog von Jägerndorf nach Schlesien gedrängt worden, sprach er sogleich wieder vom Frieden, welchen er auch zu Ende des Jahrs 1621 zu Niklasburg an der ungarischen Grenze dahin unterzeichnete, daß er gegen die Stadt Kaschau und einige Besitzungen in Ungarn, dann gegen die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, ferner einer jährlichen Summe Geldes und den Titel eines Fürsten des Reichs, der Krone und dem Königstitel von Ungarn entsagte, wozu der Kaiser noch ferner eine Generalamnestie, und die Bestätigung der Religionsfreiheit bewilligte; worauf Bethlen bis auf weiters von der Kriegsschaubühne abtrat.

Ganz anders verhielt sich Graf Ernst von Mansfeld in Böhmen, welcher, während des Zuges der ligistischen Völker nach Prag, in die böhmische Stadt Pilsen sich zurückgezogen, und mit seinen Truppen diese Stadt, so wie die Städte Tabor, Ellbogen u. a., dann einige Schlösser besetzt, und nach der Schlacht bei Prag freiere Hände, und mit der ihm vom Churfürsten Friedrich neuerdings übertragenen Oberfeldherrnstelle einen neuen Eifer, seine ganz für den Krieg gemachten Talente zu zeigen, bekommen hatte; er streifte weit und breit in Böhmen herum, bedrohte selbst Prag, plünderte und verwüstete die Güter derjenigen Herren, welche dem Kaiser treu geblieben, oder zur Treue zurück gekehrt waren, und that so vielen Schaden, daß der Kai-

ser, nachdem er ihn in die Reichsacht erklärt, eine Belohnung von siebenzig tausend Thalern demjenigen, der ihn todt, und eine noch weit beträchtlichere Summe dem, welcher ihn lebendig liefern würde, versprach, und neuerdings sich um den Beistand der Liga und des Churfürsten von Sachsen bewarb. Jene beschloß auf einem zu Augsburg im Februar und März 1621 gehaltenen Bundestag, daß wieder ein Korps von zwölf tausend Mann zu Fuß, und drei tausend zu Pferd dem Herzog von Bayern gestellt werden sollte, und dieser schickte auch sogleich von Bayern aus einige tausend Mann nach Böhmen, welche Tilly, der, so bald es die Jahrszeit erlaubte, im offnen Felt erschien, an sich zog, verschiedne Oerter eroberte, und dann Mansfeld aufsuchte, welchen er bei Roßhaupt in einem verschanzten Lager antraf. Da indessen die Sachsen Eger besetzt, und die Bayern dem Mansfeld in verschiednen kleinern Gefechten gezeigt hatten, daß eine entscheidende Schlacht gar nicht zu seinem Vortheil ausfallen dürfte: so ließ dieser durch den Grafen von Solms, oberpfälzischen Statthalter, Unterhandlungen einleiten, während welcher er sich nach der Oberpfalz begab, theils um daselbst neue Truppen zu erpressen, theils um diejenigen, welche (wie wir gleich hören werden) von der Union entlassen worden waren, an sich zu ziehen, wie es ihm denn auch gelang, bei dreizehn tausend Mann zu Fuß, und sieben tausend zu Pferd zusammen zu bringen. Da aber indeß die Besatzung von Pilsen gegen Bezahlung des rückständigen Soldes an die Bayern sich ergeben, auch der Herzog Maximilian selbst mit einem starken Korps der oberpfälzischen Grenze sich genähert, und das Land aufgefordert, auch bereits Cham und Amberg in Besitz genommen hatte, verschwand Mansfeld ganz unvermuthet, nachdem er seinen Truppen den Befehl ertheilt hatte, ihm so eilig als möglich, nach der Unterpfalz zu folgen; worauf sich die ganze Oberpfalz an Maximilian von Bayern ergab, welchem Beispiel in Böhmen zuletzt auch Tabor und einige andere Ortschaften, welche sich lange nicht ergeben wollteu, folgten; so daß nunmehr für Friedrich von der Rheinpfalz nicht nur ganz Böhmen, sondern auch die Oberpfalz, sein Stammland, verloren war.

Gleichwohl war es noch lange nicht dahin gekommen, daß für Friedrich auch alle Hoffnung, das Entrissene wieder zu erlangen, verloren gewesen seyn sollte, und schon der, unter dem Namen der Union vereinigte Fürsten- und Städtebund wäre, bei einem beherzten Muth und bei einer eng zusammen gehaltenen Thätigkeit, allein im Stande gewesen, der gesunknen Sache eine bessere Wendung zu geben; auch sprach von der Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Hülfe niemand eifriger, als selbst die Fürsten jener Union, indem sie unaufhörlich von Absichten des Kaisers Ferdinand, sie sämmtlich zu unterdrücken, sie aus dem theuer erworbnen Besitz ihrer religiösen und politischen Freiheit zu drängen, und eine Universalmonarchie in Deutschland zu gründen, sprachen. Eine gleiche Sprache führten auch bereits die Fürsten des Niedersächsischen Kreises; und da für sie damals, wenn gleich keine Veranlassungen einer gegründeten Furcht, dennoch die Gegenstände einer solchen Furcht (nämlich die vielen, seit dem Religionsfrieden von ihnen eingezognen, und unter protestantische Prinzen vertheilten, Erzstifter und Stifter) vorhanden waren: so hätte man allerdings erwarten sollen, daß sie den Entschluß fassen würden, sich eine unumstößliche, nicht bloß auf Worten, sondern auf überzeugenden Thatsachen begründete Sicherheit dessen, was sie von dem Kaiser auf alle Fälle zu erwarten haben dürften, zu verschaffen, und wenn ihre Unterjochung und ihr Fall, worüber sie so gewaltig lärmten, beschlossen gewesen seyn sollte, wenigstens mit dem Schwert in der Hand und mit Ehre zu fallen.

Als der, vom Erzherzog Albert mit einem (fünf und zwanzig tausend Mann starken) Heer niederländischer Truppen versehene, spanische General, Ambrosio Spinola im August 1620 nach der Rheinpfalz rückte, um den Churfürsten Friedrich zu eben der Zeit, da ihn der Herzog Maximilian von Bayern in Böhmen als König von Böhmen angreifen würde, auch in seinem churfürstlichen Stammland anzufallen, hatte die Union, vermög des zu Ulm geschlossenen Vertrags von Friedrich, in so fern er als König von Böhmen in diesem Königreich sollte angegriffen werden, sich losgesagt; aber

es blieb der Union nicht nur freigestellt, es blieb, vermög ihres Bündnisses, ihre Pflicht, ihm, falls er als deutscher Reichsfürst etwas Nachtheiliges zu erfahren haben sollte, mit vereinigten Kräften beizustehen. Sie entzog sich auch dieser Pflicht um so weniger, als sie sich stets mit dem Verdacht nährte, daß die Absichten des Kaisers und Spaniens nicht bloß auf die Unterwerfung Friedrichs, sondern auf die Unterdrückung aller Protestanten gerichtet sey, und in solcher Hinsicht rückte auch der General der Union, Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg, mit seiner bei Ulm gelagerten Armee durch das Herzogthum Würtemberg nach dem Rhein, dem Spinola, der indeß in einem vorausgeschickten Manifest versichert hatte, daß seine Ankunft allein wider den Churfürsten von der Pfalz, und sonst wider niemanden abziele, entgegen, und es schien, daß die Armee kaum den Tag erwarten könne, an welchem sie die Gelegenheit bekommen würde, Spinola anzufallen. Selbst der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, wiewohl er, gemäß seines eignen Geständnisses, vom Kriegswesen keine Kenntniß besaß, begnügte sich nicht damit, bereits seine Brüder, die Herzoge Ludwig, Friedrich und Julius Friedrich, bei der unirten Armee zu wissen, sondern ergriff selbst, wider die dringendsten Vorstellungen seiner Stände, als Reichsfähndrich die Reichssturmfahne, und eilte in Person zur Armee, welche sich erst bei Oppenheim, in der Rheinpfalz, und dann in der Gegend von Frankfurt, (weil man fürchtete, Spinola möchte sich dieser Stadt bemächtigen) versammelt, und als dieser sich plötzlich nach der Pfalz entfernte, wieder in das vorige Lager bei Oppenheim zurück gezogen hatte; allein Spinola, der schon durch seine vortreffliche, von langer Uebung und Erfahrung unterstützte, Kenntnisse im Kriegswesen seinen Gegnern überlegen war, wußte diese Armee bald neuerdings von Oppenheim wegzulocken, kam aber, da dieß kaum geschehen war, plötzlich wieder mit einem Korps von zwölf tausend Mann zurück, eroberte diese Stadt, welche gegen die Versicherung ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheiten dem Kaiser huldigte, und brachte noch andere Plätze in seine Gewalt, worüber sich die Anführer der unirten Armee, welche indeß nicht das

Geringste von Bedeutung vorgenommen hatte, unter andern damit entschuldigten, daß sie sagten, sie hätten erst sehen wollen, ob Spinola die Rheinpfalz auch wirklich feindlich angreifen würde; aber auch jetzt, nachdem sie gesehen und erfahren hatten, daß es diesem thätigen General mit der Eroberung der Pfalz wirklicher Ernst sey, thaten sie nichts; ja als der Markgraf von Brandenburg auf den 2. Sept. 1620 einen Bundstag nach Worms ausgeschrieben hatte, riethen sogar einige Mitglieder, die Armee aus einander gehen zu lassen, und selbst die Häupter der Union ließen sich, unter der Vermittlung des, dem Kaiser ganz ergebnen Landgrafen Ludwig von Hessendarmstadt, sowohl mit Spinola, als mit dem Kaiser in Unterhandlungen ein, bei welchen es das Ansehen gewann, daß sie weder Muth genug besaßen, auf ihrem Bündniß beharrlich zu bestehen, noch Entschlossenheit genug, selbes zu trennen, so daß jetzt selbst nur noch diese ihre seltsame Verlegenheit ihrem Zusammenhang noch einige Fortdauer verschaffte. Als nun aber vollends die Nachricht von der bei Prag unglücklich ausgefallnen Schlacht ankam, und als Spinola wiederholt erklärte, daß, gleichwie er keinem Reichsfürsten, der ihn in seinen Unternehmungen in der Rheinpfalz unangefochten ließ, das geringste Leid zuzufügen gesinnt wäre, er hingegen diejenigen, welche ihm einige Hindernisse verursachen würden, für Bundesgenoßen Friedrichs von der Pfalz ansehen, und als solche behandeln müßte; als auch selbst der Kaiser die nämliche Sprache führte: wurden die meisten der unirten Herren sogleich andern Sinnes; sie achteten weder auf die dringendsten Vorstellungen einiger ihrer Mitglieder, weder auf die Unterstützungen des Königs Jakob von England, der ihnen im Okt. 1620 hundert tausend Thaler, und zu Ende dieses Jahrs zweitausend vierhundert Mann, unter der Anführung eines bewährten Kriegsmannes, des tapfern Horaz von Veer, zugeschickt, noch auf die Hülfe der Generalstaaten, welche unter der Leitung des Grafen Heinrich Friedrich von Nassau (Bruder des Statthalters, Prinzen Moriz) eine ebenfalls nicht unbeträchtliche Mannschaft herbeigeschafft hatten, sondern zauderten so lange, etwas zu beschließen, daß die Truppen der Generalstaaten sogleich beim

einbrechenden Winter, aus Verdruß, zu nichts benutzt geworden zu seyn, mit einer stürmischen Eilfertigkeit nach Hause kehrten. Die verbündeten Reichsstädte, welchen einige Zeit darauf auch der kluge Landgraf Moriz von Hessenkassel folgte, und seine Truppen von der Unionsarmee abrief, zogen sich zuerst zurück, und die übrigen Fürsten, welche wieder verschiedne Unionstage zu Worms, zu Heidelberg u. a. hielten, berathschlagten sich gleichsam nur darüber, wie sie dem Beispiel der Städte mit einigem Schein von Wohlstand folgen könnten. Der Herzog von Würtemberg zumal, Johann Friedrich, zeigte sein inständiges Verlangen, aus dem verschlimmerten Handel, und aus der Angst vor einem Einfall Spinola's in seine Lande, gezogen zu werden, und auch die übrigen Fürsten, welche nach der (über den Churfürsten Friedrich und seine Anhänger verhängten) Reichsacht das nämliche Schicksal fürchteten, brachten an verschiednen Orten theils Entschuldigungen, warum sie eine Union fortsetzten, theils Bedingnisse, unter welchen sie selbe sogleich zu trennen gedächten, vor. Da aber der Kaiser und dessen Freunde unabänderlich darauf beharrten, daß, wenn eine Aussöhnung mit den unirten Fürsten geschehen sollte, vor allen Dingen die Waffen niedergelegt, und die Unionstruppen entlassen werden müßten: so suchten die Häupter der Union in einer, zu Weinheim bei Heidelberg im Anfang des März 1621 gehaltnen Zusammenkunft wenigstens einen Waffenstillstand auf einige Wochen, während deren sie die Ankunft einiger Hülfstruppen von Dänemark und dem niedersächsischen Kreise hofften, zu bewirken. Da die Bedingnisse, unter welchen sie den Stillstand wünschten, dem Spinola nicht gefielen (wiewohl sie so beschaffen waren, daß um ihre Bestätigung zu gleicher Zeit eine Abordnung nach Wien gemacht wurde): so stellten sie es diesem spanischen General (gemäß der Vorstellungen ihrer Vermittler, des Churf. Johann von Mainz und des Landgrafen Moriz von Hessenkassel) so gar wie unbedingt anheim, welche Verträge derselbe sich gefallen lassen wollte, und zu Folge einer solchen Nachgiebigkeit wurde auch endlich zwischen dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, Joachim Ernst, und dem Herzog Johann Friedrich von Würtem-

temberg, dann andrer Seits dem Spinola in einer, im April zu Mainz gehaltnen, Versammlung eine Uebereinkunft geschlossen: „daß alle Feindseligkeiten aufhören, die Unirten dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz weder mittel- noch unmittelbarer Weise mit Geld, Volk, oder Rath beistehen, keine neue Union zu dessen Gunsten, oder dem Kaiser zu Nachtheil errichten, ihre auf den Beinen habende Völker abdanken, und dem Kaiser getreu und gehorsam seyn sollten.“ Diese Uebereinkunft wurde auf alle, an dem ulmischen Vertrag theilhabende Stände, nur nicht auf die jülichischen Lande ausgedehnt. Auch den Churfürsten von der Pfalz gieng dieser Vertrag nichts an; und so viel ihn betraf, so „hat Spinola, auf Ersuchen von England, sich anheischig gemacht, in der ihm aufgetragenen Execution nicht weiter zu gehen, bis der Termin (4/14 Mai) verlaufen, jedoch also, daß die Unirten einen gleichen Stillstand von Beleidigungen von Seite der pfälzischen Truppen gegen den Spinola sowohl, als andere getreue Fürsten, bewirken; wie denn auch von beiden Seiten alle Streifereien auf das schärfste verboten seyn sollten. Spinola aber sollte für des Kaisers und des Erzherzogs Albrechts Genehmigung dieses alles besorgt seyn.“ Bald darauf schrieb der Herzog von Würtemberg einen Unionstag auf den 24. April 1621 nach Heilbronn aus, und er selbst und der Markgraf von Brandenburg-Ansbach, Joachim Ernst, fanden sich in Person dabei ein, und hier wurde nicht mehr über die Frage, ob man die Unionstruppen entlassen sollte, was schon beschlossen war, sondern über die Möglichkeit, wie man sie wegen des rückständigen Soldes entlassen könnte, berathschlagt. Der Herzog von Würtemberg übernahm, als schwäbischer Kreisoberster, 2000 Mann zu Fuß, und 900 zu Pferd; und damit man übrigens reicher würde, als man war: so wurde mittels einer Münzordnung der Werth des Gelds erhöhet. Sonst machten sich die Herren wechselsweise häßliche Vorwürfe, und giengen so aus einander. Die im J. 1608 entstandne Union, welche unter den Kaisern Rudolph II. und Matthias mit so vielem Nachdruck auftrat, war aufgehoben. Der Churfürst Friedrich von der Pfalz, der sich bitterlich über sie beklagte, war von ihr gleichwohl seinem Schicksal über-

lassen. Die obenerwähnte, nach Wien gemachte Abordnung erhielt daselbst einen Bescheid voll vornehmer Kälte und Zuversicht, und statt ihr in Rücksicht des Churfürsten von der Pfalz eine beruhigende Antwort zu geben, sagte man ihr nicht nur geradezu, daß man demselben keine Gnade angedeihen lassen könne, indem er vorerst sich ganz unterwerfen, und um Gnade bitten, und dann auch die, dem Kaiser verursachten, ungeheuren Kriegskosten (die kaiserlichen Minister wußten eine Rechnung von hundert Millionen heraus zu bringen) erstatten müßte, sondern man muthete vielmehr den unirten Fürsten zu, und machte es ihnen zur Pflicht, den Vollzug der kaiserlichen Acht mit vereinten Kräften beschleunigen zu helfen.

Die Hülfe, welche sich Churfürst Friedrich von andern Reichsfürsten, und von fremden Mächten versprochen hatte, blieb, in so fern wenigstens ihre Thätigkeit nicht im rechten Zeitpunkt, und nicht vereinigt handelte, ebenfalls so viel, als unthätig. Es fehlte zwar keineswegs an raschen Vorsätzen und geneigtem Willen, aber desto mehr an derjenigen Art planvoller Begeisterung, welche mit entschloßnem Eifer handelt. Da die Fürsten des niedersächsischen Kreises von der Furcht befallen wurden, daß bei dem unaufhaltsam fortschreitenden Glück der kaiserlichen Waffen ihre ständische Verfassung, und vor allen Dingen ihre Religionsfreiheit in Gefahr gerathen könnte, so benutzte der König Christian IV. von Dänemark diese Stimmung, und lud als Herzog von Holstein, auf den Monat Februar 1621 sämmtliche niedersächsische Stände und andere Fürsten zu einer Versammlung nach Segeberg ein. Hier erschienen dann auch (außer engländischen, schwedischen, holländischen, brandenburgischen, hessischen und pommerischen Gesandten) einige der ansehnlichsten evangelischen Fürsten, ja selbst der Churfürst Friedrich von der Pfalz, in Person. Man beschloß einmüthig, zum Schutz des niedersächsischen Kreises und zur Unterstützung der Union in Oberdeutschland, eine Armee von zwanzig tausend Mann Fußvolk, und von sechs tausend Reitern aufzurichten, und der König Christian warb noch weiter für sich besonders viertausend Mann zu Fuß,

und tausend zu Pferd. Man suchte mit England und Holland Bündnisse einzuleiten, und beschloß zuletzt, daß der König eine Gesandtschaft an den Kaiser abordnen, und ihm nachdrückliche Vorstellungen wegen Herstellung des Friedens und wegen der Wiedereinsetzung des Churfürsten von der Pfalz machen sollte. Diese Gesandschaft that auch wirklich alles, was geschickte Männer in ihrem Fall thun konnten, ohne auf ihre wiederholte Vorträge eine andere Antwort zu erhalten, als diese, „daß der Kaiser den Friedrich von der Pfalz mit allem Fug und Recht geächtet, daß, so lange der Geächtete sich nicht unterwerfen und mit allen seinen Anhängern die Waffen niederlegen würde, der Kaiser alle Ursache habe, den Krieg wider seine erbitterten Feinde fortzusetzen, und daß er sich zu dem verständigen König Christian zuversichtlichst versehe, derselbe werde sich nicht zu des Kaisers Feinden gesellen, sondern vielmehr das gute Benehmen der niedersächsischen Kreisstände nachahmen, welche unlängst eine Versammlung zu Lüneburg gehalten, und seinem, dahin abgeordneten Gesandten, nachdem ihnen dieser die gerechten Absichten des Kaisers erklärt hatte, versichert hätten, daß sie ruhig, und ihm treu bleiben, auch das geringste nicht zu seinem Nachtheil unternehmen wollten.“ Dieser Erfolg, und die Erfahrung, daß weder Holland noch England einen Ernst bezeigten, flößte dem König von Dänemark für dießmal die Meinung ein, daß für den Churfürsten von der Pfalz nichts übrig sey, als sich gleichwohl zu vergleichen; er dankte auch sogleich den größten Theil seiner Truppen ab, was auch das Haus Braunschweig-Lüneburg that.

So war die Hülfe beschaffen, welche vom Bethlen, von der Union, vom König von Dänemark und von den niedersächsischen Fürsten zwar versprochen, aber nicht ausgeführt wurde. Auch hatte sich Spinola noch vor dem Ablauf des J. 1620 fast der ganzen Rheinpfalz bemächtigt.

Aber bei allem dem war in der Rheinpfalz die Sache des Churfürsten Friedrich noch lange nicht verloren; denn, außer Mansfeld, standen jetzt für ihn

zwei neue Vertheidiger auf: nämlich der Markgraf von Badendurlach, Georg Friedrich, ein ehemaliges Mitglied der Union, und Christian, Prinz von Braunschweig, auch Besitzer des Bißthums Halberstadt; zwei rüstige Streiter, entschlossen, alles zu gewinnen, oder alles zu verlieren. Der letztere, ein Herr von ein und zwanzig Jahren, besaß nicht einmal ein, ihm eigenthümliches Land, aber einen fürchterlichen Unternehmungsgeist mit einer rasenden Kühnheit verbunden; er hatte nicht die geringste persönliche Ursache, sich des Churfürsten von der Pfalz anzunehmen, sondern er nahm sich, wie er sagte, für die deutsche Freiheit an, welche nach seiner Meinung mit dem Untergang jenes Churfürsten untergehen müßte, und er folgte allein dem Zug einer romantischen Neigung, welche durch die Gemahlin des Churfürsten vollends unheilbar wurde; er sah diese schöne Unglückliche auf ihrer Flucht, und sah sie weinen. Das drang ihm dergestalt durch die Seele, daß er einen ihrer Handschuhe, den sie eben hatte fallen lassen, ergriff, ihn auf seinen Hut steckte, und schwor, ihn nicht eher wieder abzulegen, bis er ihrem Gemahl zu seinen Ländern und Würden verholfen haben würde. Sein ganzer Reichthum bestand, als er sich aus dem Dienst des Statthalters der Generalstaaten, wo er eine Kompagnie Reuter kommandirte, nach Westphalen begab, um dort einen Lauf- und Werbplatz zu eröffnen, in zehen Thalern; allein er raubte, und ließ alle, Freunden und Feinden angehörige, Länder, welche er durchzog, berauben, und so erhielt er sich und seine Armeen, welche er während seines vierjährigen Lärmens auf der Kriegsschaubühne öfters zu zwanzig tausend Mann, und noch stärker, oft selbst nach den empfindlichsten Niederlagen zusammenbrachte; gerade, wie sein gleich wilder Spießgesell und Abenteurer, Graf Mansfeld, welcher seine Heere, denen er einen ordentlichen Sold zu geben außer Stand war, ebenfalls bloß durch die Beraubung der Länder, welche das Unglück hatten, mit seinem Durchzug heimgesucht zu werden, unterhielt, und ohne das Wohl eines Fürsten oder seines Vaterlandes zu seinem Zweck zu haben, keinen andern Zweck zu haben schien, als mit zügellosen Rotten zu rauben. Diese drei militärische Helden mit ihren

gräßlichen Heeren waren allerdings im Stande, der spanischen und ligistischen Armee die künftigen Siege streitig zu machen.

Als Graf von Mansfeld im Herbst des J. 1621 in der Unterpfalz anlangte, stand das spanische Heer, welches jetzt (statt des nach den Niederlanden abgerufenen Spinola) der spanische General Don Ferdinand Consalvo von Corduba anführte, vor der Stadt Frankenthal. Die Einwohner, welche, ungeachtet ihrer tapfern Gegenwehr, nichts Erfreuliches voraussahen, zahlten dem Mansfeld eine große Summe Gelds, daß er sich ihrer annähme. Mansfeld zog den braven Kriegsmann Obentraut mit pfälzischen, dann den Horaz Veer mit englândischen Hülfsvölkern an sich, und rückte auf Frankenthal zu. Der spanische Corduba, der mit seiner Mannschaft keine Hauptschlacht wagen wollte, entfernte sich nach den Gegenden um Kreuznach und Oppenheim in die Winterquartiere, und Mannsfeld, statt ihm nachzurücken, und ihn zu einer Schlacht zu zwingen, zog lieber auf Unternehmungen aus, welche ihm zwar wenig Ehre, und dem Herrn, in dessen Namen er auftrat, wenig Nutzen, aber ihm desto mehr Geld eintrugen; er beraubte erst das speyerische Bißthum und rückte dann ins Elsaßische, um den Erzherzog und Bischoff Leopold, vielmehr die Bewohner von Elsaß ebenfalls auszurauben.

Indeß war der bayerische General Tilly mit einem wohlgerüsteten Heer in der Rheinpfalz angelangt, ohne jedoch, beim Eintritt des Winters, etwas besonders Wichtiges vorzunehmen. Auch Mansfeld, nachdem er unter dem Grafen von Löwenstein zu Landau und auch in andern Ortschaften Besatzungen zurück gelassen, war nach den rheinpfälzischen Landen zurück gekehrt, und alle Theile setzten sich nicht nur in Bereitschaft, um im folgenden Jahr 1622 mit allem möglichen Nachdruck auftreten zu können, sondern erhielten ihre Truppen durch kleine Streifereien in einer beständigen Thätigkeit. Der ganze Krieg schien entscheidend zu werden, und dabei gewann es das Ansehen, als wenn das Glück einmal auch die rheinpfälzische Sache begünstigen wollte. Der Churfürst Friedrich nämlich war den

12. April 1622 höchst unvermuthet zu Germersheim bei seinem Oberfeldherrn Mansfeld angekommen, und in der vollen Begeisterung, mit welcher seine Gegenwart alle für ihn streitende Truppen befeuerte, rückte er mit der ganzen mansfeldischen Armee über den Rhein, und eilte nach Wisloch, um den Tilly in seinen Standquartieren daselbst zu überfallen. Seine Vortruppen setzten das Dorf Mingolzheim im Speyerischen, wo sie zuerst bayerische Völker antrafen, in Brand, und überfielen einige herbeieilende Korps der Bayern, welche der Rauch verhindert hatte, die Stellung ihrer Gegner zu erkennen. Vierhundert Mann derselben blieben auf dem Platz, und hundert wurden verwundet. Auch zwei Fahnen, und zwei Standarten nebst vier Feldstücken giengen verloren. Unmittelbar darauf wurde auch die Festung Ladenburg, worin der spanische General Adolph von Einoten sich lange gehalten hatte, erobert. Die Freude des pfälzischen Heeres über diese Siege war unbeschreiblich, und der Stolz der Heerführer, welche daran einigen Theil genommen hatten, so groß, und die Begierde nach neuen Siegen so unbändig und zufahrend, daß (wie man dafür hielt) die Eifersucht den Markgrafen von Badendurlach, Georg Friedrich, sogar auf den Einfall brachte, sich von dem pfälzischen Churfürsten und dem Mansfeld zu trennen, um sich selbst einen Ruhm, den er nicht erst mit einem andern würde theilen müssen, zu erkämpfen, sondern vielmehr eigne Lorbeeren zu sammeln; er bezog mit seiner Armee, welche dem Heer des Tilly an Mannschaft allerdings gewachsen, und an der Artillerie wohl noch überlegen war, zwischen Heilbronn und Wimpfen ein gutgewähltes Lager, das er mit einer zahlreichen Wagenburg umgab. Tilly, nachdem er in größter Eile den Don Cordova an sich gezogen hatte, griff ihn den 6. May 1622 am frühsten Morgen an, und brachte ihm nach einem höchst hartnäckigen Kampf, der einen ganzen Tag, oft mit abwechselndem Glück, fortgedauert hatte, eine gänzliche Niederlage bei. Das ganze Lager, alles Geschütz, die Wagenburg, das Proviant, die ganze Kriegskasse blieben den Siegern. Der größte Theil des badischen Heeres, und unter diesen der Prinz von Würtemberg, Ma-

gnus, dann der Pfalzgraf von Birkenfeld, Christian, waren umgekommen, und selbst der Markgraf war bereits gefangen, als der Bürgermeister von (der baden-durlachschen Stadt) Pforzheim, Berthold Deimling, mit dreihundert gewählten jungen Leuten herbeieilte, seinen Landesfürsten zu befreien. Die jungen Leute wurden sämmtlich niedergehauen; aber ihr Markgraf wurde gerettet, und kam ganz entkräftet zu Stuttgart beim Herzog von Würtemberg, Johann Friedrich, an, welcher seinem, in dem mainzischen Vertrag dem Kaiser gegebnen Wort, in die rheinpfälzische Sache sich ferner nicht mengen zu wollen, treu geblieben war.

Bald darauf traf den Prinzen Christian von Braunschweig die Reihe. Als dieser wild aufstürmende Jüngling unter lauter Rauben, Brennen und Morden seines von der Beute lebenden Heeres aus Westphalen nach Hessen heran zog, widersetzten sich seiner Raserei alle benachbarten Fürsten, und selbst sein eigner Bruder, der regierende Herzog Friedrich Ulrich zu Wolfenbüttel, nachdem er mit den brüderlichsten Vorstellungen und Ermahnungen zur Ruhe nichts ausrichten konnte, half mit vereinten Kräften die herumschwärmenden Räuberhorden aufreiben, und aus dem Eichsfeld zurückdrängen; allein Christian zog sich mit seinem übel zugerichteten Heer, welches durch den Zulauf liederlicher, oder ganz zu Grund gerichteter Leute bald wieder verstärkt wurde, über Corvey an der Weser nach dem Städtchen Amöneburg an der Ohm in Oberhessen, brachte dieses Städtchen mit dem festen Schloß durch einen Betrug in seine Gewalt, und lagerte sich darauf im Puseckerthal, wo er sich mit seiner Wagenburg verschanzte. Als er hier von dem bayerischen General, Freiherrn Johann Jakob Anholt, welcher mit einem, durch Mainzer und Darmstädter unterwegs verstärkten, bayerischen Korps herbei geeilet war, mit einem Verlust von einigen hundert Mann vertrieben wurde, plünderte er Amöneburg, verbrannte die umliegenden Dorfschaften, überzog Westphalen, und brandschanzte die Städte Lippstadt und Soest, und überströmte zulezt die beiden Stifter Münster und Paderborn, wo er sich,

wie in allen katholischen Stiftern, so ganz in seiner Heimat befand. Hier fand und raubte er aus den Kirchen einen unermeßlichen Schatz an Gold und Silber, aus welchem letztern er zum ewigen Andenken seines Heldenwerks, die bekannten Thaler mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind" prägen ließ. Nachdem er sich hier recht nach seiner Art ergözt, die Unterthanen weit und breit ins Elend gestürzt, und wieder eine, über zwanzig tausend Mann starke Armee gesammelt hatte, machte er sich auf, mit dem Vorhaben, auch die katholischen Stifter am Rhein, deren Fürsten Mitglieder der Liga waren, zu besuchen; er setzte bei der Stadt Hörter über die Weser, brandschatzte unterwegs die Abtei Fulda, mißhandelte im Fortziehen alles was ihm in Weg kam, und erreichte bereits das Erzstift Mainz, wo er bei der Stadt Höchst eine Brücke über den Main schlug, mittels der er sich mit einer zweiten Armee, mit welcher zu seiner Unterstützung der pfälzische Oberfeldherr Graf von Mansfeld herbei eilte, hätte vereinigen können; allein der stürmende Jüngling erwartete den Mansfeld nicht; er sah nicht weit von Höchst bei dem Städtchen Nidda seinen Hauptfeind, den bayerischen Tilly, der, in Vereinigung mit Truppen des Don Cordova, und andern, ein Heer von sechs und zwanzig tausend Mann beisammen hatte, stehen, und stürzte sogleich (den 20. Juni 1622) auf ihn los; allein er wurde von Tilly, der seinen Feind genau beobachtet, und mit Ueberlegung auf alle Fälle seine Anstalten vorbereitet hatte, mit einem Nachdruck empfangen, daß er beim Anblick der gräßlichen Niederlage, welche sich über sein Heer verbreitete, voll Schrecken und Bestürzung das Zeichen zum Rückzug gab, der sogleich in eine volle Flucht voll Unordnung übergieng. Die Mainbrücke, über welche sich gedrängte Schaaren zu retten suchten, stürzte zusammen, und fünfzehen hundert Reiter, unter welchen der Graf Löwenstein war, nebst vielen hundert Flüchtigen zu Fuß, giengen in den Fluten zu Grund. Ueberhaupt verloren bei zwölf tausend Mann, theils auf dem Schlachtfeld, theils in dem Wasser, theils auf der Flucht, ihr Leben. Viele hundert, und unter diesen der Pfalzgraf Friedrich, (welcher aber bald wieder in Frei-

heit gesetzt wurde) dann der Graf Philipp Mansfeld wurden gefangen. Prinz Christian eilte mit dem Rest von einigen tausend Mann der Armee des Churfürsten Friedrichs und Mansfeld zu. Während der Schlacht lagen die Einwohner der Stadt Mainz und aller umliegenden Gegenden, welchen ein Sieg des Christian ihr Gut, und vielfältig auch ihr Leben gekostet haben würde, in den Kirchen auf den Knieen. Die Menge von Leichen, welche vor Mainz auf dem Wasser ankamen, und sogleich für Feinde erkannt wurden, verkündigte ihnen ihre Befreiung.

Mansfeld, zu welchem der Prinz Christian flüchtete, hatte indeß nicht gefeiert. Nach dem bei Mingolzheim über den Tilly erhaltnen Vortheil machte er erst, in Begleitung des pfälzischen Generals Obenkraut, einen kleinen Absprung nach Elsaß, mit dem Vorhaben, das ihm auch gelang, die Stadt Hagenau, welcher indeß der Erzherzog und Bischoff von Straßburg, Leopold, hart zusetzte, zu befreien; dann rückte er mit dem Churfürsten die Bergstraße bis Darmstadt hinab, plünderte das Land, worin ihn keine Seele beleidigt, und bemächtigte sich sogar der Person des Landgrafen Ludwig, welcher sich in diesen Krieg nicht im geringsten gemischt hatte, nahm dann, indem ihm Tilly mit dem bayerischen General Anholt, und einigen spanischen Truppen nachsetzte, eilfertig seinen Rückzug nach Mannheim, und von da nach Elsaß, wo er, nachdem auch, wie eben vorkam, Prinz Christian von Braunschweig zu ihm gekommen war, mit seiner ganzen Macht sich sammelte, und zu einem entscheidenden Treffen (denn Tilly folgte ihm auf dem Fuß nach) sich vorbereitete.

Aber der Churfürst Friedrich ließ es nicht dazu kommen, indem er mit einer gutmüthigen Aufrichtigkeit, welche ihm zur wahren Ehre gereichte, einen Entschluß faßte, durch dessen Befolgung er gar nicht zweifelte, sich in seinen Erbländern mit Einem Male die gewünschte Ruhe verschaffen, und dem verwüstenden Krieg ein Ende machen zu können. Der kaiserliche Hof hatte nämlich, auch nach der Wiedereroberung von ganz Böhmen, immer behauptet, daß er gezwungen sey,

den Krieg fortzusetzen, und den Friedrich auch in seinen angestammten Ländern zu verfolgen, weil dieser die Waffen nicht niederlegte. Wenn Friedrich zu einer Zeit, da ihn viele mächtige Freunde zur Fortsetzung des Kriegs aufmunterten, und ihm außerordentliche Unterstützungen versprachen, nichts von einer gänzlichen Unterwerfung hören wollte, so bezeigte er sich jetzt desto geneigter, alles, was man, ohne Nachtheil seiner Ehre und Erbrechte, mit Billigkeit fordern würde, einzugehen; er ersuchte die Könige von England und Dänemark, dann den Churfürsten von Sachsen, und andere, um Vermittlung, und brachte es durch seine Vorstellungen bei diesen Herren, von denen wenigstens die erstere ohnehin schon zu gleichen Gesinnungen gestimmt waren, dahin, daß sie sich durch ihre, nach Wien gemachte Abordnungen, des Friedenswerkes ernstlich bei dem Kaiser annahmen, welcher auch sogleich eine Zusammenkunft nach Brüssel, wo alles ausgeglichen werden sollte, veranstaltete. Friedrich erschöpfte alles Mögliche, was einer gütlichen Ausgleichung und einer aufrichtigen Versöhnung auch nur von weiten den Schein eines Hindernisses hätte zuziehen können; er hatte schon gleich nach der Schlacht bei Höchst den Landgrafen Ludwig von Hessendarmstadt gegen die Verheissung, daß er sich für seine Versöhnung mit dem Kaiser ins Mittel legen sollte, losgelassen, und jede Feindseligkeit eingestellt; er ließ in einer, seinem Stellvertreter zu Brüssel gegebnen Vollmacht nicht nur sogar seinen Churfürstentitel weg, um dem Kaiser, nachdem ihn dieser durch seine Achtserklärung der churfürstlichen Würde für verlustig erklärt hatte, so recht seine unbeschränkte Ergebenheit zu bezeigen, sondern er dankte auch den Prinzen Christian von Braunschweig, und den Grafen Mansfeld sammt ihren Armeen, ja er dankte seine eigne Truppen (die Besatzungen in den Städten ausgenommen) ab, und verließ (damit er ja alles erfüllte, was man ihm gerathen hatte) sogar seine Erbstaaten, indem er sich erst nach der französischen Stadt Sedan an der Maas, zu seinem angeheiratheten Onkel, dem Herzog von Bouillon, und bald darauf wieder nach Gravenhaag begab, um daselbst die erfreuliche Nachricht von seiner Aussöhnung mit dem Kaiser, von

seiner Herstellung in die ihm angestammten Länder und Würden, und von einer gründlichen Befestigung des allgemeinen Friedens zu erwarten. Auch waren diese Erwartungen nichts weniger, als überspannt, und Friedrich war berechtigt, zu hoffen, daß, nachdem jetzt jene Ursachen, wegen welcher der Kaiser nach der Eroberung von Böhmen den Krieg fortsetzen zu müssen, behauptet hatte, nicht mehr vorhanden waren, der Friede nicht länger erschwert werden, und daß, wenn über sein Schicksal, die Reichsfürsten nach den Gesetzen entscheiden würden, dieses wenigstens nicht zu seinem Natchheile ausfallen könnte; aber schon im September schrieb Friedrich von Gravenhaag aus an seine Gemahlin, welche sich damals bei ihrem Vater, dem König Jakob von England aufhielt, „daß er alles, was ihn in dieser Welt hätte glücklich machen sollen, verloren habe, bis auf das Glück, sie zu lieben, und von ihr geliebt zu werden.“ Man verunglimpfte jetzt sogar sein Zutrauen zu dem Kaiser; ja seine Redlichkeit, welche man, wenn die Sache einen glücklichen Ausgang genommen hätte, nicht genug würde haben rühmen können, ward jetzt ein ganz verkehrtes, albernes Benehmen, und eine bedaurungswürdige Geistesschwäche, wovon die Geschichte kaum noch ein Beispiel dieser Art geliefert hätte, genannt.

Die Aussöhnung, mit welcher sich der geächtete Churfürst Friedrich von der Pfalz geschmeichelt hatte, daß sie auf dem nach Brüssel angeordneten Zusammentritt erfolgen würde, erfolgte nicht; vielmehr setzte Tilly den Krieg mit allem Eifer fort, und brachte Heidelberg und Mannheim in seine Gewalt. Kaiser Ferdinand aber sprach auf einer, von ihm nach Regensburg beschiednen Chur- und Fürstenversammlung, aus eigner Macht, dem Friedrich von der Pfalz die Churwürde auf ewige Zeiten ab, und übertrug selbe im Januar 1623 dem Herzog Maximilian von Bayern.

Indeß hatten sich Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig, nachdem sie vom Churfürst Maximilian, dem sie ihre Dienste angeboten, nicht angenommen worden, erst auf einige Monate in die Bestallung der Holländer, und da sie von diesen verabschiedet wurden, an die Gränzen des niedersächsischen Kreises begeben. Diese Erscheinung zog zuerst die Fortsetzung des Kriegs, und in der Folge eine unübersehbare Reihe neuer Kriege nach sich. Die Nachricht davon, welche noch während der Chur- und Fürstenversamm-

lung zu Regensburg ankam, beunruhigte die daselbst anwesenden Stände der Liga, indem sie fürchteten, daß sich die niedersächsischen Stände mit jenen beiden Feldherren und andern Mächten) vereinigen, und neuerdings für die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen Friedrichs fechten möchten. Tilly erhielt Befehl, alle Möglichkeiten von Gefahren in ihren Keimen zu unterdrücken, und Christian und Mansfeld unverzüglich aufzusuchen. Tilly schlug Christian den 6. August 1623 bei Stadtloo im Münsterischen aufs Haupt. Mansfeld entließ sein Heer, und Bethlen Gabor legte die Waffen bei Seite. Der ganze Krieg schien jetzt abermal sein Ende erreicht zu haben, und es war nichts mehr übrig, als daß Tilly mit seiner Armee von den niedersächsischen Gränzen sich entferne: aber Tilly blieb.

Die Könige von England, Frankreich und andere, welche bisher aus besondern Rücksichten sich um die Vorfälle in Deutschland gar nicht, oder nicht mit Ernst bekümmert hatten, änderten jetzt plötzlich ihre Systeme, und kamen in Bewegung.

Die vornehmsten und vertrautesten Fürsten der Liga erklärten sich in einer, im April 1624 zu Augsburg gehaltenen Versammlung, daß bei den unvermutheten neuen Vorgängen der Krieg noch nicht geendigt, daß aber demselben der Friede unendlich vorzuziehen, und daß zur Mitwirkung für denselben vor allen Dingen der Kaiser zu ersuchen sey.

Dieser hatte durch sein Verfahren mit den Protestanten seiner Erbländer bei den deutschen Protestanten überhaupt alles Zutrauen verloren. Sie fürchteten, daß er sie alle, wenn er sie nur erst besiegt hätte, auf eine gleiche Art behandeln, und daß er ihnen besonders alle, seit dem Religionsfrieden eingezogne Stifter wieder abnehmen würde, und zogen in stillschweigender Uebereinstimmung einem unverbürgten Frieden den Krieg vor. Die auswärtigen Höfe von halb Europa unterstützten diese Gesinnungen, und Frankreich, England, Venedig, Savoyen, dann die Könige von Dänemark und Schweden faßten das Vorhaben, die spanisch-österreichische Macht zu bekriegen. Auch Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig erschienen wieder. Ein schreckliches Ungewitter drohte von allen Seiten wider Tilly zusammen zu stürzen; aber Tilly blieb stehen.

Vor allen Königen und Fürsten trat jetzt König Christian der Vierte von Dänemark, als Herzog von Holstein, zuerst auf den Kampfplatz; er ließ sich zum Obersten des niedersächsischen Kreises wählen, und vereinigte seine dänischen Truppen mit den deutschen niedersächsischen Truppen.

Als er heranrückte, stellte ihn Tilly über seine Absichten zur Rede. Der König verlangte, Tilly sollte, um zu zeigen, daß er keinen Krieg wolle, mit seinen Truppen nach Hause ziehen. Tilly stellte an den König ebendieselbe Forderung.

Die Vortruppen der Armeen näherten sich indeß, und drängten einander in Gefechten, die nichts entschieden.

Noch war von keinem Theil eine Kriegserklärung erfolgt, man trat vielmehr noch zusammen, um zu berathschlagen, wie der Ausbruch eines neuen Krieges verhindert werden könnte, als unvermuthet, im Herbst 1625, eine neue Armee, eine zweite, unmittelbar kaiserliche Armee, und an ihrer Spitze Waldstein, (gewöhnlich Wallenstein) der fürchterlichste aller Heeresführer, heranzog.

Die am Ende des J. 1625 zu Braunschweig angestellte Friedensunterhandlung zerschlug sich; und weil jede Partei die andere in Verdacht hatte, und beschuldigte, daß sie einen Krieg beabsichte, so begann der Krieg mit einer ganz neuen Wuth 1626; einer Seits zwischen dem niedersächsischen Kreise, oder eigentlicher, zwischen dem König von Dänemark, Christian dem Vierten, als Kreisobersten, und andrer Seits zwischen der vereinigten Armee der Liga, und des Kaisers Ferdinand, des Zweiten. Jene wurde vom Tilly, diese vom Wallenstein angeführt.

Der König Christian vertheilte die Kriegsrollen unter seine Heersführer dergestalt, daß Mansfeld den Wallenstein schlagen, und dann nach den Ländern des Kaisers vorrücken; der Herzog Christian von Braunschweig aber die Stadt Wolfenbüttel und das Braunschweigische besetzen sollte: er selbst entschloß sich, den Tilly an der Weser anzugreifen.

König Christian rückte sogleich dem Tilly entgegen, unter verschiednen, für sein Kriegsglück widrigen Ereignissen. Der junge Prinz Christian von Braunschweig nämlich starb, indem er eben auftreten wollte. Die meisten niedersächsischen Kreisstände legten nicht nur das Schwert weg, ehe sie es gezogen hatten, sondern drohten noch, für den Kaiser zu fechten. Dennoch rückte König Christian fort, aber indem er den Tilly zu überlisten glaubte, wurde er von diesem Feldherrn überfallen, und bei Lutter am Barenberg den 27. Aug. 1626 aufs Haupt geschlagen.

Auch im J. 1627 war König Christian nicht glücklicher. Tilly bekam nicht nur den größten Theil der festen Plätze an der Weser in seine Gewalt, sondern drang sogar über die Elbe, wo ihm nichts mehr im Wege stand, sogleich nach Hamburg zu rücken; als indessen nunmehr auch Wallenstein, welcher nicht minder große Dinge mit Glück ausgeführt hatte, herbei eilte.

Wallenstein hatte nämlich indeß Mansfeld den 25. April 1626 bei der Dessauerbrücke geschlagen, und ihn nach Schlesien und Ungarn, wo er noch in demselben Jahre starb, verfolgt, hatte mit dem Bethlen Gabor sich gesetzt, und zog jetzt (nachdem auch ein in Oberösterreich entstandner Bauernaufstand hauptsächlich von dem bayerischen General Pappen-

heim unterdrückt worden war) im Aug. 1627 durch Schlesien, Brandenburg, dem Tilly zu. Beide Generale trafen die Uebereinkunft, daß Tilly Bremen und Braunschweig von den feindlichen Besatzungen räumen, Wallenstein aber dem König Christian zu Leib gehen sollte.

Tilly bekam Nienburg, Wolfenbüttel, Stade u. a. in seine Gewalt; Wallenstein aber, nachdem sein General Schlick bis nach Schleswig und Jütland vorgedrungen war, breitete sich mit seinem Heer nicht nur in diesen eben genannten Ländern, sondern in ganz Hollstein, Pommern und Mecklenburg, mit welchem Herzogthum er sich 1629 sogar vom Kaiser belehnen ließ, u. w. aus, und richtete im J. 1628 seine Absicht auf die Unterjochung selbst von Dänemark und auf die Eroberung einer unumschränkten Herrschaft auf der Nord- und Ostsee. Da sich die Hanseestädte, von welchen er einen gemeinschaftlichen Beistand zur Unterjochung Dänemarks, unter prächtigen Versprechungen, foderte, schlechterdings weigerten, seine Absichten zu unterstützen, und sich vielmehr selbst in einen guten Vertheidigungsstand setzten, belagerte er im J. 1628 erst durch seinen General Arnheim, und zuletzt in eigner Person, die Hanseestadt Stralsund, wo sein Glück zum ersten Mal scheiterte; er verlor, nach einem Verlust von beinahe achtzehen tausend Mann, alle Hoffnung sich der Stadt bemeistern zu können; und da in den Jahren 1628 und 1629 auch der König Christian mit einem guten Fortgange zur See focht: so kam endlich zu Lübeck den 12. Mai 1629 zwischen den Oberfeldherren, Tilly und Wallenstein, dann dem König Christian von Dänemark ein Friede zu Stand, daß der König alles, ihm abgenommene, wieder zurück erhalten, dagegen aber angeloben sollte, sich aller Einmischung in deutsche Reichssachen (außer solchen, welche ihn als Herzog von Holstein angehen würden) zu enthalten.

Während dieser Begebenheiten hatten sich die deutschen Fürsten und vor allen das Haupt der Liga, Maximilian von Bayern, unablässig bemühet, dem Frieden einen Eingang zu eröffnen. Die Liga versammelte sich im Febr. 1627 zu Würzburg, und beschloß unter andern, den Gewaltthätigkeiten Wallensteins Gewalt entgegen zu setzen; allein eine Versammlung der Churfürsten zu Mühlhausen im Okt. 1627, durch welche die Versöhnung mit dem Pfalzgrafen vermittelt, und ein allgemeiner Friede eingeleitet werden sollte, erkannte die Achtserklärung Friedrichs, und die Entsetzung desselben von Ländern und Würden für rechtmäßig, worauf der Kaiser sogleich im folgenden Jahr 1628 einen Theil der pfalzgräflichen Länder, nämlich die Oberpfalz, und einige Aemter der Unterpfalz an den Churfürsten Maximilian von Bayern verkaufte, und mithin alle diejenigen Höfe, welche die Unterdrückung des Pfalzgrafen schlechterdings nicht zugeben wollten, zur Fortsetzung des Kriegs wider sich reizte.

Bald darauf setzte ein, den 6. März 1629 erlaßnes kaiserl. Restitutionsedikt, vermög dessen von den Protestanten alle geistliche Güter, welche sie seit dem Religionsfrieden 1555 reformirt hätten, auf der Stelle zurückgestellt werden sollten, alle deutsche protestantische Fürsten und Stände in die höchste Unruhe und Bestürzung, und zu gleicher Zeit setzte die rasende Verachtung und Grausamkeit, mit welcher der kaiserliche Oberfeldherr Wallenstein den deutschen Fürsten ohne Unterschied begegnete, und ihre Zernichtung vorbereitete, auch sämmtliche katholische deutsche Fürsten in Bewegung.

Die Liga versammelte sich im Februar 1629 zu Heidelberg, und bedeutete dem Kaiser, daß er sich wegen unverzüglicher Herstellung des Friedens in eigner Person mit den Churfürsten zu benehmen, und den Frieden um so gewisser herzustellen hätte, als sie außer dessen zur Selbsthülfe schreiten würden. Die Liga rüstete sich neuerdings, und setzte sich wider das kaiserliche Heer, falls sie von demselben gekränkt werden sollte, in den Stand der Selbstvertheidigung, wozu sie ihren Obergeneral Tilly auf einem neuen, zu Mergentheim im Dec. 1629 gehaltnen Bundestage gemeßne Befehle ertheilte.

Der Kaiser versammelte die Churfürsten zu einer gemeinschaftlichen Berathschlagung nach Regensburg, erweckte aber durch seinen den 3. Juli 1630 gemachten Vortrag bei den Anwesenden ein mit dem bittersten Unwillen vermischtes Erstaunen, da er, anstatt vom Frieden, wie alle hofften, zu sprechen, von der Fortsetzung verschiedener Kriege sprach. Die Churfürsten erhoben, wie freie Fürsten, ihren Ton, und indem sie den Kaiser erinnerten, daß er nicht wegen Oesterreich, sondern wegen Deutschland ihr Kaiser sey, nöthigten sie ihn, Wallenstein, und mit ihm den größten Theil seiner Truppen, über deren Rest nunmehr Tilly das, mit der ligistischen Armee gemeinschaftliche, Kommando erhielt, zu entlassen.

Aber der Vollzug des Restitutionsedikts wurde bestätigt. Dieser Vollzug, und die Härte, mit welcher er unternommen wurde, veranlaßte die protestantischen Fürsten, sich um eine fremde Hülfe umzusehen, und dem König Gustav Adolph von Schweden sich in die Arme zu werfen. Gustaph Adolph trat auf.

5. Der schwedische Krieg. Gustav Adolph.

Der neue Krieg wurde vom König von Schweden, Gustav Adolph, unternommen, den man darum den Retter der deutschen Freiheit nennt. Dieser König würde schon im J. 1625, da von einem Religionsedikt,

und von einer dringenden Gefahr der deutschen Freiheit noch gar keine Rede gewechselt, sondern da blos die Wiederherstellung des unglücklichen Churfürsten Friedrich gesucht wurde, in den darüber entstandnen Krieg sich gemischt haben, wenn diejenigen, in deren Gesellschaft er wider die Liga auftreten wollte, für gut befunden hätten, ihm die Vortheile, welche er im voraus zur Bedingniß machte, zu bewilligen; und wenn er damals von seinem Vorhaben abstand, so geschah's, theils weil er wegen des Königs von Dänemark, welcher die Leitung des Kriegs ebenfalls für sich wünschte, verlegen, theils weil er in einem Krieg mit Polen verwickelt, und weil alle Hoffnung vorhanden war, daß die Zeit solche Umstände und Vorbereitungen herbeiführen werde, bei welchen er den deutschen Boden mit ungleich vortheilhaftern Aussichten betreten, und wohl auch Veranlassungen, es zu thun, erhalten würde. An solchen Veranlassungen ließen es auch der Kaiser, und seine Minister und Generale wirklich nicht fehlen. Der Kaiser hatte dem König Sigmund von Polen, seinem Schwager, im J. 1629 zehen tausend Mann unter der Anführung seines Feldmarschalls Arnheim zu Hülfe geschickt, und (was den König von Schweden noch mehr beleidigte) hatte, wie man wissen wollte, zu verstehen gegeben, daß er, so bald er in Deutschland freie Hände bekommen hätte, seine ganze Macht dahin verwenden würde, um seinem Schwager, dem polnischen König, wieder zur schwedischen Krone zu verhelfen. Beinahe noch empfindlicher wurde Gustav Adolph durch die Besitznehmungen Wallensteins von den Seehäfen Mecklenburg und Pommern, und vor allen Dingen durch die Anmassungen dieses Wallensteins gekränkt, der sich einen Admiral des baltischen Meeres, worüber doch die Krone Schweden von undenklichen Jahren im Besitz des Schutzrechts war, genannt, und in solcher Absicht Stralsund, um dieses zum Sitz seiner neuen Herrschaft über das baltische Meer zu machen, zu erobern versucht, ja, welcher auch sogar die königlich schwedischen Gesandte vom Friedenskongreß zu Lübeck, wozu sie in der besten Absicht beordert wurden, schimpflich ausgeschlossen hatte. Je unangenehmer dem schwedischen König diese Vorfälle waren, desto

ernsthafter waren auch seine Maßregeln, den Folgen derselben zuvor zu kommen, und seine Gegner in Schranken zu halten; er hatte sich der Stadt Stralsund angenommen, und der Befehlshaber der dahin gezogenen schwedischen Truppen, Alexander Leßle, hatte sich (im Jun. 1630) theils durch seine, ihm untergeordneten Offiziere, theils in Person, der Insel Rügen, welche dem König von Schweden zu einem künftigen Zug nach Deutschland sehr nützlich werden konnte, bemächtigt. Diesen Zug hatte der König, nachdem er wahrnehmen zu müssen glaubte, daß der Kaiser sich mit ihm durchaus in keine friedliche Unterhandlung einlassen wollte (zu Danzig, wo wegen Pommern, im April 1630, eine Unterredung zwischen dem schwedischen Reichskanzler, Axel Oxenstirna, und dem kaiserlichen Gesandten, Karl Hannibal Burggraf von Dohna u. a. angesetzt war, that letzterer nicht den geringsten Schritt, so, daß er wieder abreiste, ohne einmal den schwedischen Gesandten gesehen zu haben) zur Zeit, da jene Eroberung von Rügen vorgieng, bereits unternommen; er war im Mai 1630 von Stockholm, wo er seiner vierjährigen Tochter Christine auf alle Fälle feierlich hatte huldigen lassen, mit einer Flotte, auf welcher sich 13,800 Mann befanden, abgefahren, und im Juli auf der kleinen, nicht weit von Rügen gelegnen Insel Rüden angekommen, und war sowohl in Rücksicht seiner persönlichen Eigenschaften, als der Zeitumstände berechtigt, von seinen Unternehmungen die glücklichsten Fortschritte zu erwarten.

Gustav Adolph ragte sowohl an körperlicher Gestalt, als an Geistesgaben über alles, was man damals unter Menschen Vortreffliches sah, hervor. Er hatte eine klassische Bildung erhalten, und redete die lateinische, deutsche, italienische und französische Sprache mit einer ausnehmenden Fertigkeit; er war in der Mathematik und der Kriegsbaukunst trefflich bewandert. Von früher Jugend an hatte er sich im Kriege geübt und abgehärtet, und für Alles, was vorfallen konnte, Erfahrungen gesammelt, und einen Blick in die Sachen, und eine Gegenwart und Festigkeit des Geistes erworben, bei welcher seine Offiziere und Gemeine sich überall für vollkommen gesichert, und für unüberwind-

lich gehalten haben. Nie sahen ihn diese bei einem Unfalle oder einer Gefahr verzagt, so wie bei den günstigsten Ereignissen niemals übermüthig. Ueberall war sein Aug im Gegenwärtigen und im Zukünftigen, und was unter ihm stand, das leitete und behandelte er mit einem großen Verstand, und mit einer Menschenkenntniß, bei welcher kein Feldherr ihm gleich kam. Für das erste und wesentlichste Stück bei seiner Armee sah er die Zucht und pünktlichste Ordnung bei derselben an, und hierauf hielt er bei Vornehmen und Niedern seiner Truppen unabläßlich mit der unerbittlichsten Strenge. Er pflegte zu sagen: (was auch der Erfolg bestätigte) daß man die Einwohner einer feindlichen Stadt oder eines Landes schon halb gewonnen hätte, wenn man bei denselben das zuversichtliche Vertrauen, daß sie mit Schonung und Menschlichkeit behandelt werden würden, zu gewinnen verstände, und in seiner im J. 1631 verkündigten Militärordnung setzte er fest: „daß sich bei Leib und Lebensstrafe kein Soldat an Kirchen, Schulen, Spitälern, Geistlichen, oder andern Personen vergreifen, oder dieselben mit Einquartierung oder Schätzung beschweren, oder denselben in ihrem Gottesdienst hinderlich oder ärgerlich seyn, daß die Einquartierung in Städten überall allein den Magistraten und sonst niemand zustehen, und daß Befehlshaber und Soldaten über die Quartierordnung durchaus nichts fodern, und daß sie von Bürgern und Landleuten schlechterdings nichts weiter als die Lagerstatt, Holz, Licht, Eßig und Salz annehmen, Offiziere aber ihre Aufwärter selbst unterhalten sollten, u. s. w.“ Ueberhaupt war seine Kriegszucht die strengste in der Welt, und sein Soldat mußte, damit er nicht müßig gehen und schwelgen lernte, beständig arbeiten. Sein Soldat mußte auch Religion, welche, wie er sagte, die Herrschaft über sich selbst, Enthaltsamkeit und Genügsamkeit einflößte, und die Furcht vor dem Tod benähme, besitzen, und täglich einmal zur Predigt, und zweimal zur Betstunde kommen. Er empfahl auch seinen Soldaten das Gebet, und das Andenken und Vertrauen auf Gott („Je mehr Betens, je mehr Sieg. Fleißig gebetet, ist schon halb gewonnen“ pflegte er zu sagen) inständig und unaufhörlich, und das erste, was er that,

als er an der Insel Rüden ans Land kam, war, daß er, unter freiem Himmel, sich auf die Kniee warf, und mit emporgerichteten Augen und Händen, mit lauter Stimme Gott für die Gnade seiner glücklichen Ueberfahrt dankte, und ihn für die Unterstützung seiner Waffen anflehte, „wie du weißt, sagte er, daß dieser mein Zug nicht zu meinen, sondern zu deinen Ehren, und deiner armen bedrängten Kirche zu Trost und Hülfe angesehen ist.“ In der That ein so außerordentlicher Feldherr mußte außerordentliche Thaten verrichten. Vornehme und Gemeine, als sie ihren König so knieen sahen, und so beten hörten, zitterten vor innerem Ungestüm, und die ältesten Krieger brachen in Thränen aus.

Von dem, was hier der König in sein Gebet von der Religion einfließen ließ, war in der gedruckten Schrift, welche sein Kriegsmanifest genannt wurde, nichts enthalten, und es wurde (was die tiefe Klugheit dieses Königs anzeigte) in jener Schrift überhaupt nur allgemeiner Beschwerden, wozu ihm der Kaiser Anlaß gegeben, und mit keinem Wort der Beschützung der protestantischen Religion, (es befanden sich nämlich bei der schwedischen Armee viele katholische Offiziere und Gemeine) ferner mit keinem Wort des Restitutionsedikts, oder der vertriebnen Herzoge von Mecklenburg, oder der gekränkten, und ihrem Untergange nahe gebrachten deutschen Freiheit einige Meldung, jener Beschwerden aber nur in sehr anständigen, von aller Beleidigung oder Bitterkeit entfernten, Ausdrücken eine Erwähnung gethan, so daß der Krieg der Schweden schlechterdings nur eine ihrem König abgedrungene Nothwehr, deren er recht gerne enthoben geblieben wäre, zu seyn schien. Noch bedächtlicher benahm sich der König bei seiner Ankunft in Pommern, wo er dem Herzog Bogislaus in einer mit ihm abgeschloßnen Verhandlung versicherte, daß „seine Vereinigung mit ihm nicht gegen den Kaiser und das Reich, sondern nur zum Schutz gegen alle Störer des Religions- und Profanfriedens gehe.“ Gustav Adolph war jetzt 36 Jahre alt; er hatte versuchte Generale, Banner, Torstensohn, Baudis, Horn, Knipphausen u. a. bei sich, und erblickte vor sich die sonderbarsten Umstände und Eintreffungen,

welche sein Vorhaben begünstigten. Unter diesen war die Beendigung des polnischen Krieges, welche besonders die Gesandten von Frankreich und England betrieben, und noch im Jahre 1629 einen Waffenstillstand auf sechs Jahre bewirkten, nur gleichsam einer der geringsten Vortheile; die besten wurden für ihn selbst vom Kaiser und seinem Obergeneral Wallenstein mit einer eben so großen Thätigkeit, als unbegreiflicher Unklugheit vorbereitet und unterhalten. Die Kriegszucht der kaiserlichen Armee war in allen Stücken gerade das Gegentheil der schwedischen. Man haßte und verabscheute die wallensteinischen Soldaten allgemein auf das bitterste, und es war nichts leichter vorauszusehen, als daß man sie, so wie beim Heranzuge einer besser gearteten und siegreichen Armee die Furcht vor ihnen verschwinden würde, jenen Haß allenthalben würde fühlen lassen. Die Zügellosigkeit, welche Wallenstein, um nur immer viele neue Leute aufstellen und mit solchen alles niederdrücken zu können, duldete, war so ausschweifend, daß sie selbst die Länder der Freunde nicht im geringsten schonte, aber auch, so lange sie zusammengehalten, und von Wallenstein angeführt wurde, so fürchterlich, daß sie, wenn sie zur Zeit, da Gustav Adolph auszog, noch im vollem Zustand gewesen wäre, alle schwedische Macht schlechterdings zernichtet haben müßte; aber schon im J. 1629 verringerte der Kaiser ihre Stärke durch die Versendung dreier beträchtlicher Heere nach Italien, nach den Niederlanden, und einige Zeit darauf nach Polen, und im J. 1630 ließ er sich auf dem Reichstag zu Regensburg bewegen, den größten Theil der übrigen Truppen mit ihrem Anführer abzudanken, und sie gleichsam dem König von Schweden, der eben damals wider ihn im Anzuge war, zu überliefern, welchem sie dann auch wirklich dem tausend nach zuliefen, so daß es eben nicht ganz ungereimt war, wenn von einigen Freunden des Kaisers behauptet wurde, Gustav Adolph habe den Kaiser Ferdinand mit dessen eignen Leuten geschlagen; aber auch die dem Kaiser übrig gebliebne Armee von vierzig tausend Mann, welche mit der Armee des Tilly noch immer zahlreich genug gewesen seyn würde, um einem König von Schweden einen Zug nach Deutschland zu verwehren,

verlief sich, nachdem Wallenstein entfernt war, weit mehr als die Hälfte, und der übrig geblieben Theil fuhr sogar noch zur Zeit, da die Schweden bereits mit dem besten Beispiel, wie sich Soldaten betragen müßten, vorausgiengen, fort, die armen Einwohner, durch deren Heimath sie sich zurückzogen, oder darin Schutz und Unterstützung suchten, zu plündern, und auf das unmenschlichste zu mißhandeln, so daß sich endlich die Landleute nicht anders mehr zu helfen wußten, als bei der ersten Nachricht von der Ankunft kaiserlicher Truppen mit Weibern und Kindern, Vieh und beweglicher Fahrniß abzuziehen, und gleichwohl ihre Erretter, die Schweden, zu erwarten. Die Armee Tilly's stand und erhielt sich zwar noch immer in einer gleichen Achtung, und wider ihr Benehmen und ihre Einquartierungen kamen in der Hauptsache keine erheblichen Beschwerden vor; aber außerdem, daß alle feindliche Quartiere mit verschiednen Unannehmlichkeiten und Plackereien verbunden sind, und mithin die unschuldigen Einwohner, die keinen Krieg wollen, stets geneigt bleiben, sich von denselben, wo immer nur möglich, zu helfen: so hatte sich Tilly so oft, als ihn die Liga in einem bittern Mangel an Geld und Proviant oft nur zu lange stecken ließ, genöthigt gesehen, den Leuten, außer dem, was sie zum Unterhalt seiner Armee schon beitragen mußten, noch mit neuen Forderungen beschwerlich zu fallen, und überdieß hatte er sich durch eine besondere Weise, mit der er sich vom Kaiser für seine Ansprüche an ihn bezahlen ließ, das Mißtrauen und die Abneigung des ganzen niedersächsischen Kreises zugezogen. Der König Christian von Dänemark hatte, während der lübeckischen Friedensunterhandlungen, eine beim Herzog von Braunschweig, Friedrich Ulrich, ihm gut stehende Foderung von 300,000 Gulden an den Kaiser, und dieser hatte jene Foderung an den Tilly theils wegen seiner Verdienste, theils wegen seiner baaren vorgestreckten Auslagen hinumgewiesen; Tilly aber hatte, nach einer am kaiserlichen Hof vorgelegten Rechnung seiner Foderungen zu viermal hunderttausend Reichsthaler, für gut befunden, nach dem Vorschlag Wallensteins (den dieser vorbrachte, vielleicht um dem Tilly nach unzählichen ihm verursachten Unannehmlichkeiten doch auch

einmal etwas Gefälliges zu erweisen, vielleicht auch, um ihm persönliche Feinde zuzuziehen) das Fürstenthum Calenberg sich pfandweise einräumen, und in einem Theil desselben sich huldigen zu lassen. Wiewohl er sich nun dieses Fürstenthum keineswegs, wie es Wallenstein mit Mecklenburg machte, als Eigenthum, sondern allein als Pfandgut zueignete, und nach einigen Ausgleichungen nur drei Aemter pfandweise behielt; so gab man ihm dennoch unmäßige und keine geringere Absichten Schuld, als daß er gesinnt sey, ganz Calenberg und Wolfenbüttel, nebst den dazu gehörigen Grafschaften an sich reißen, und sich hier einen eignen Staat errichten zu wollen. Auch andern deutschen Fürsten wurde die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal beigebracht, und man sprach von den beträchtlichsten deutschen Ländern, welche durch einen kaiserlichen Machtspruch ihren rechtmäßigen Herren abgenommen, und an Günstlinge vergeben werden sollten. Auch die katholischen geistlichen Fürsten wurden durch eine unvorsichtige Aeußerung, welche der spanische Gesandte, Graf Ognati, sich hatte entfallen lassen, „die deutschen Bischöffe tragen zu lange Mäntel" beunruhigt, und veranlaßt, zu wünschen, daß die Macht, welche ihnen gefährlich werden könnte, gedemüthigt werden möchte.

So war Deutschland bestellt, so waren dessen Fürsten gestimmt, als Gustav Adolph heranzog. Zu diesen überaus günstigen Umständen kamen noch die Freundschaftsversicherungen, Verheißungen und Unterstützungen vieler auswärtiger Staaten, Englands, Hollands, Venedigs, und besonders Frankreichs. Mit dieser letztern Krone gieng Gustav Adolph eine besondere Verbindung, bei welcher von Seite Frankreich ein besonderer Vorgang statt hatte, ein. Zu Folge dieses Vorgangs schloß Gustav Adolph ein, bereits vor seiner Abreise aus Stockholm entworfenes, wiewohl erst im Jan. 1631 zu Stand gekommenes Bündniß, worin er sich gegen eine jährliche Pension von viermal hundert tausend Reichsthalern, welche Frankreich an ihn bezahlen sollte, auf sechs Jahre verbindlich machte, in Deutschland eine Armee von dreißig tausend Mann zu Fuß, und sechs tausend zu Pferd zu unterhalten, und mit derselben

für die Handelsfreiheit, für die Sicherheit des baltischen Meers, und wider die Unterdrücker der deutschen Freiheit zu kämpfen.

Gustav Adolph dachte, ehe er weiter gieng, vor allen Dingen darauf, auf alle Fälle seinen Rücken frei und gedeckt zu halten, und zu solchem Ende sich in allen Ländern einiger festen Plätze zu versichern; er eroberte im Juli 1630 die Inseln Usedom und Wollin, dann die Stadt, und einige Zeit darauf auch das Schloß Wolgast, bekam vom Herzog Bogislaus von Pommern die Stadt Stettin an der Oder ausgeliefert, bemächtigte sich der festen Städte Stargard, Greifenhagen, Gatz, und hatte schon am Ende des Jahrs 1630 ganz Pommern (Colberg und Greifswalde ausgenommen) in seiner Gewalt. Er hatte jetzt zu seinem eignen Erstaunen, anstatt einer überlegnen, und im Kampf unwiderstehbar wallensteinischen Armee einige zerstreute Schaaren derselben, und diese in einem muthlosen, und ganz herabgekommenen Zustand vor sich, bei welchem selbst der (anstatt des Italieners Conti, der die Kälte nicht aushalten konnte) neu angekommene kaiserliche General Graf Hannibal von Schaumburg nicht Stand hielt, sondern sich, nachdem er einige, überall verunglückte, Versuche gemacht, und einen Verlust von beinahe dreihundert Bagagewagen und einen noch empfindlichern an Leuten gelitten, voll Bestürzung und Unordnung, mit einem erbärmlichen Rest von kaum acht tausend Mann zu Fuß, und vier tausend zu Pferd, nach Frankfurt an der Oder, und nach Landsberg zurückzog.

So standen die Sachen am Ende des Jahrs 1630. Einige Schreiben des Kaisers und der Churfürsten, welche an den König von Schweden noch während der Versammlung zu Regensburg abgeschickt wurden, blieben, da in jenen Schreiben nicht des geringsten Mittels und Ansinnens um Herstellung des Friedens gedacht worden war, ohne allen Erfolg. Man schien am kaiserlichen Hofe einen Krieg von Seite Schwedens, ohne an die Zeitumstände zu denken, noch immer für eine Kleinigkeit zu halten, und den Tilly, welcher tiefer gesehen, und im Fall, daß man kaiserlicher Seits gar

nicht nachgeben würde, die Folgen vorher gesagt, und sich übrigens, so gut es seine Umstände, und die Unterstützungen, welche er von der Liga erhielt, zuließen, gefaßt gemacht hatte, hielt Gustav Adolph, während seiner ersten Unternehmungen, mit einer wohl ausgedachten List, wovon gleich die Rede seyn wird, von sich entfernet.

Im Jahr 1631 befand sich Tilly mit seiner, ihm über die kaiserliche Armee übertragnen Befehlshaberstelle in der größten Verlegenheit, indem jene Armee von Leuten, Geld, Munition, Geschütz und Lebensmitteln entblößt, und, mit Einem Wort, so viel als aufgelöst war. Da der König von Schweden ihm bisher mit einer zuvorkommenden Achtung begegnet, da die Bundesarmee, welche er anführte, mit dem König nicht zerfallen, nämlich ihr kein ausdrücklicher Krieg angekündiget worden war: so suchte er, in der Absicht, die kaiserliche Armee zu vermehren, und sie überhaupt in einen bessern Stand zu setzen, bei dem König um einen Waffenstillstand, wenigstens so lange die härteste Winterszeit anhalten würde, nach; allein Gustav Adolph, der die Fortsetzung des Kriegs auch im härtesten Winter, wo er wohl wußte, daß die Kaiserlichen schon wegen ihres Mangels an gehöriger Kleidung nicht würden aushalten können, bereits beschlossen, auch für seine Leute viele tausend Pelze aus Lappland hatte kommen lassen, lehnte die Zumuthung ab, theils weil er Tilly, dessen Absicht er wohl merkte, nicht blos als ligistischen, sondern auch als kaiserlichen Feldmarschall betrachtete, theils weil er denselben nicht bewegen konnte, auch mit der Belagerung von Magdeburg Stillstand zu machen. Dieser Vorwand war um so seltsamer, als der König hier den Schein annahm, etwas zu wünschen, und darauf zu bestehen, wovon er im Herzen gerade das Gegentheil gewünscht, und selbst veranlaßt hatte, indem die Belagerung von Magdeburg, von der sich der erfolgte Ausgang unmöglich vermuthen ließ, ihm alle Freiheit und Hoffnung gewährte, mit seinen Eroberungen fortfahren, und diese am Ende mit der Entsetzung jener Stadt krönen zu können.

Die freie Hansestadt Magdeburg hatte bereis seit vielen Jahren mit verschiedenen Unruhen und Wider-

wärtigkeiten zu kämpfen. Im J. 1628 hatte das Domkapitel daselbst seinen Administrator, den Prinzen Christian Wilhelm von Brandenburg, weil er sich mit dem König von Dänemark zu weit einließ, entsetzt, und an dessen Stelle den Prinzen August von Sachsen, zweiten Sohn des Churfürsten Johann Georg I., gewählt; allein Kaiser Ferdinand II. erklärte jene Wahl, indem sie, wie er behauptete, nur für einen katholischen Prinzen von katholischen Domherren hätte geschehen können, für ungültig, und da auch der Pabst ebendieselbe Wahl aus gleichen Grundsätzen verwarf, ließ Ferdinand im J. 1629 anstatt des sächsischen Prinzen einen seiner Söhne, den Erzherzog Leopold Wilhelm, zum Erzbischoff von Magdeburg (dieß geschah auch für eben diesen Prinzen mit dem Erzbißthum Bremen, wo der Herzog von Holstein, Johann Adolph, weichen mußte) erklären, und die Verwaltung des Stifts durch kaiserliche Abgeordnete besorgen. Ueber diese Veränderungen wurden die Bürger und Einwohner von Magdeburg, nachdem sie in eben diesem Jahre 1629 vom wallensteinischen General Altringer, und selbst von Wallenstein durch eine förmliche Sperrung aller Zugänge auf das härteste mißhandelt worden waren, äusserst bekümmert, und, da sie jetzt von einem kaiserlichen Prinzen, als Erzbischoff, eine gänzliche Religionsreformation befürchteten, äußerst geneigt, sich um den Schutz irgend einer fremden Macht zu bewerben. Diese Stimmung der Bürger verleitete den ehemaligen Administrator, Christian Wilhelm von Brandenburg, zu dem Einfall, sich mit der Stadt Magdeburg in eine Verbindung einzulassen, und nachdem er sich zuerst des Beifalls Gustav Adolphs, zu welchem er persönlich nach Stockholm gekommen war, versichert, und von demselben verschiedne Aufträge und Anleitungen, wie das Vorhaben zu unternehmen, und wozu es vorzüglich zu benutzen wäre, erhalten hatte, versammelte er den 1. Aug. 1630 Morgens früh um 5 Uhr die Bürger auf dem Rathhaus, und brachte hier mit Hülfe eines schwedischen Gesandten, Stalmann, eine Verbindung zu Stand, worin er der Stadt die Erweiterung ihrer Vorrechte und Freiheiten, dann die thätigste Unterstützung des Königs von Schweden, die Stadt entgegen

ihm ihre nachdrucksame Verwendung zu seiner Wiedereinsetzung in die Administration des Erzstiftes, und noch überdieß dem König von Schweden den freien Durchzug durch ihre Stadt, und sogar die Freiheit, zu werben, versprach. Die Stadt übernahm noch ferner die Stellung und den Unterhalt von zwei tausend Mann Fußvolk, und einigen hundert Mann Reitern zu ihrer Vertheidigung. Dieser gute Erfolg ließ den Christian Wilhelm der ihm vom König gemachten Aufträge, so lange zurück zu halten, bis er, der König, auch auf seiner Seite, andere mächtige deutsche Fürsten an sich gezogen haben würde, gänzlich vergessen; er ließ nicht nur sogleich mit dem voreiligsten Eifer ein öffentliches Mandat ausgehen, worin er alle Vasallen und Unterthanen des Erzstifts aufforderte, ihm zur Vertreibung der katholischen Unterdrücker behülflich zu seyn, sondern er stellte auch unverzüglich im ganzen Stift Werbungen (wozu er vom König eine Anweisung von hunderttausend Thalern auf deutsche Wechsler erhalten hatte) an, nahm verschiedene Städte und Ortschaften, als Querfurt, Halle, Kalbe u. a. ein, trieb mit Glück zerstreut liegende, einzelne Posten der ligistischen Armee aus ihren Quartieren, und mit Einem Wort, schien, da ihm jedermann, der vom Restitutionsedikt gekränkt, oder überhaupt für die protestantische Religion besorgt war, zufiel, einen zweiten allgemeinen Krieg im niedersächsischen Kreise veranlassen zu wollen. Auch fanden Tilly und Pappenheim die Sachen so ernsthaft, daß sie unverweilt die thätigsten Gegenanstalten vorkehrten, um noch zur rechten Zeit die Verbreitung des angelegten Feuers zu unterdrücken. Sie zogen ihre Truppen zusammen, bemächtigten sich der Ortschaften, welche der Administrator besetzt hatte, wieder, und zogen von allen Seiten nach der Stadt Magdeburg heran, welche reichlichst mit allen Nothwendigkeiten versehen, und in einen trefflichen Vertheidigungsstand gesetzt war. Die Besatzung wurde von einem schwedischen Obersten, Dietrich von Falkenberg, welchen Gustav Adolph zur Unterstützung des, im Kriegswesen weniger erfahrnen, Administrators nach der Stadt beordert hatte, wohl angeführt, und that ihre Schuldigkeit vollkommen. Kaiserlicher Seits wurde Graf Wolfgang von Mans-

feld zum Statthalter des Stifts, (er nahm zu Halle auf der Morizburg seinen Sitz) zum Zeichen, daß man dessen gänzliche Eroberung bereits voraussetzte, erklärt. Die Einschließung und förmliche Belagerung der Stadt, welche von Tilly angeordnet, und auf einer Seite von Pappenheim mit ligistischen, und auf der andern von Graf Wolf Mansfeld mit kaiserlichen Truppen ausgeführt wurde, hatte bereits länger, als ein halbes Jahr, während dessen von den Belagerten verschiedne neue Schanzen aufgeworfen, und wieder verloren, durch zahlreiche und tapfere Ausfälle kleine Vortheile gewonnen, aber eben so bald wieder durch empfindliche Unglücksfälle gebüßt wurden, gedauert, als sich endlich die Belagerungswerke der Stadt dergestalt genähert hatten, daß die Belagerten alle Ursache zu haben schienen, sich, vermittelst erträglicher Bedingnisse, von dem äußersten Unglück, daß eine mit Sturm erzwungene Eroberung nach sich zu ziehen pflegt, zu befreien. Diesen Entschluß hatte ihnen Tilly mehr als einmal einzuflößen gesucht, und ihnen durch bewegliche Schreiben alles, was im widrigen Falle erfolgen könnte, vorgestellt; allein die Belagerten verließen sich theils auf ihren Muth, theils und vorzüglich auf die Ankunft Gustav Adolphs, welcher auch wirklich im vollen Heranzug war, so daß Tilly keine Wahl mehr hatte, als einen Sturm zu wagen, oder um nicht in die Mitte genommen zu werden, die Belagerung aufzuheben. So wie diese Verlegenheit Tilly's täglich größer wurde, begünstigte ein sonderbarer Einfall der Belagerten die Unternehmung eines Sturms. Sie gaben nämlich auf eine wiederholte schriftliche Aufforderung Tilly's zur Antwort, daß sie Gesandte an die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg und an die Hanseestädte schicken, und dann das, wozu ihnen gerathen werden würde, befolgen wollten, und baten in solcher Absicht, für ihre Abgeordneten um den Durchzug, zu welchem ihnen Tilly anfangs Hoffnung machte, nachher aber, da er wahrnahm, daß es nur auf eine Gewinnung der Zeit abgesehen sey, eine abschlägige Antwort ertheilte, und durch einen Trompeter besondere Schreiben (was er schon öfter gethan hatte) an den Administrator, an den Kommandanten Falkenberg, und an den

Magistrat und die Bürger schickte, worin er den letztern sagte: „daß er sie nochmals hiemit wohlmeinend erinnern, und ermahnen wolle, daß sie ihren Zustand, und in welche augenscheinliche Leib- und Lebensgefahr, auch Verlust aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt sie und die Ihrigen unfehlbar gerathen würden, wohl und reiflich beherzigen, und der kaiserl. Majestät und höchsten Obrigkeit sich unterwerfen möchten, welchen Falls noch heilsame Mittel bevorstünden, durch welche sie sich und die ihrigen erhalten, auch eine solche Kapitulation treffen könnten, wozu sie sonst nimmer gelangen würden. Wollten sie nun diese seine wohlmeinende Ermahnung bei sich gelten lassen, so würde solches zu ihrem Besten gereichen. Im widrigen Fall müßte er dieses an seinen Ort gestellt seyn lassen; er würde aber vor Gott und der Welt entschuldigt, und in seinem christlichen Gewissen gesichert seyn, daß nicht er, sondern sie selbst, und diejenigen, von welchen sie in ihrer Halsstarrigkeit gestärkt würden, die Ursache ihres Unglücks und Verderbens wären, und daß sie die Verantwortung, welche bei Gott und der Nachwelt desto schwerer fallen würde, allein auf sich laden würden.“ Dem Kommandanten schrieb Tilly, daß in den Umständen, worin sich die Stadt bereits befände, selbst die königl. Majestät von Schweden nichts anders (als die Uebergabe der Stadt) verlangen würden. Dabei ließ es Tilly noch nicht bewenden, sondern er schrieb auch an die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, und bat sie, die Magdeburger zur Ergebung zu bewegen; aber ehe noch eine Antwort ankam, war das Schicksal der Stadt schon entschieden. Tilly hatte den Trompeter den 8—18. Mai mit den drei Schreiben in die Stadt geschickt, wo man ihn, ohne eine Antwort zu geben, bis den 20. Mai zurückhielt, indem die städtischen Befehlshaber mit jeder Stunde ein Zeichen von der Ankunft schwedischer Truppen, und übrigens so lange, als der tillysche Trompeter in der Stadt seyn würde, keinen Sturm von Tilly erwarteten, wiewohl, weil kein Waffenstillstand bedungen worden war, das Schießen wider die Stadt unaufhörlich fortdauerte; aber den 19. Mai Nachmittags wurde damit nicht nur aufgehört, sondern es wurden auch große Belagerungsstücke

abgeführt, wie es zu geschehen pflegt, wenn man von einer Belagerung absteht. Die Hoffnung, welche man sich im Lager machte, daß die Belagerten bei jener Scheinanstalt sich sicher glauben, und von ihrem Eifer, mit welchem sie bisher alle Zugänge besetzt hielten, ablassen würden, traf ein. Den 20. Mai, da es zu tagen anfieng, fiengen auch die Wachen der Stadt an, von verschiednen Posten größtentheils abzuziehen, und sich, da man am hellen Tag nichts befürchtete, nach so lange angehaltenen Anstrengungen der Ruhe zu überlassen, was auch selbst die zurückgebliebenen Posten sich erlaubten. Die Belagerer, welche die ganze Nacht hindurch auf den Sturm sich vorbereitet hatten, rückten jetzt von verschiednen Seiten an, und nach sieben Uhr bestieg Graf Pappenheim zuerst den Wall, an einem Ort, wo er am wenigsten steil, und vor ihm ein trockner Graben war; und bald darauf drang eine andere Abtheilung pappenheimischer Truppen an der sogenannten hohen Pforte, wo die Soldaten mehr schliefen, als wachten, durch; aber die Stadt war jetzt noch nichts weniger als erobert. Der schwedische Oberst Falkenberg, der sich eben auf dem Rathhause befand, den tillyschen Trompeter abzufertigen, eilte bei dem ersten Lärm herbei, trieb mit einer, in der Eile zusammengerafften, Mannschaft Pappenheim zurück, und würde auch, wenn in demselben Augenblick eine hinlängliche Anzahl von Soldaten ihn unterstützt hätte, die andere Abtheilung zurückgetrieben haben; allein er hatte nebst dem Mangel an gehöriger schneller Unterstützung noch das Unglück, tödtlich verwundet zu werden; was auch einem Hauptmann Schmidt, welcher nach ihm das meiste Ansehen hatte, und in der Folge dem Administrator, Christian Wilhelm, welcher aber, wiewohl schwer verwundet, beim Leben erhalten und gefangen wurde, geschah. Die Bestürzung, die Unordnung, und mit einem Wort, der schreckliche Zustand der Belagerten kann leichter gedacht, als beschrieben werden. Die Soldaten thaten zwar überall, wo sie sich sammeln konnten, einen heldenmüthigen Widerstand; allein viele hatten bald Mangel an Pulver, und die übrigen wurden von den pappenheimischen Truppen übermannt, und bei den Thoren auf den Rücken angefallen. Die Thore wurden von

den Siegern geöffnet, und nun drangen der Herzog Adolph von Holstein, dann der Graf Wolf von Mansfeld, welche sich noch immer vergeblich bemühet hatten, sich einen Eingang zu verschaffen, mit ihren Truppen zu Pferd und zu Fuß in die Stadt, welche bereits um 11 Uhr Mittags ein gräßlicher Schauplatz von Plünderungen und Ermordungen aller Art war. Die Croaten, welche nicht einmal Theilnehmer an der Eroberung der Stadt, und zuletzt gekommen waren, waren unter den Wüthrichen die grausamsten und unbändigsten. Nicht nur die Soldaten und Bürger, sondern die wehrlosen Kinder, Frauen und Jungfrauen wurden, und zwar letztere zuerst mißhandelt, dann niedergehauen. In der Katharinakirche fand man drei und fünfzig Personen, größtentheils Frauenzimmer, denen die Köpfe abgehauen waren, mit gefaltenen Händen. Viele junge Mädchen liefen der Elbe zu, umarmten sich und sprangen in den Fluß. Um die Mittagszeit gieng in verschiedenen Gassen Feuer auf, das sich, weil eben ein heftiger Wind entstand, dergestalt schnell und allgemein verbreitete, daß es schlechterdings unmöglich war, an eine Rettung zu denken. Um 10 Uhr Nachts lag, bis auf die ganz steinerne Domkirche, und einem, von den Soldaten noch geretteten, Kloster, zu u. l. Frau genannt, und etwa 139 schlechten, meist an der Elbe gelegnen Fischerhütten, die ganze Stadt im Schutt. Ueber die Urheber der angelegten Feuer wurde, so viel auch von Leuten, welche keine Augenzeugen, und welche von dem Unglück der Stadt unendlich gerührt, wider die Belagerer aber, besonders wider Tilly und Pappenheim mit der unaussprechlichsten Erbitterung erfüllt waren, erzählt und geschrieben worden, nichts Bestimmtes mit Zuverläßigkeit bekannt. So weiß man auch von der Anzahl der Einwohner, welche durch das Schwert, durch das Feuer, durch den Rauch und Dampf in den Kellern umgekommen, (sie wird von 7000 bis auf 40,000 angegeben) nichts mit Gewißheit. Am vierten Tag ritt Tilly in die Stadt; er ließ die Gassen von den Todten säubern, und einige Kinder, welche in den Gassen herumrannten und ihren Eltern riefen, oder welche bei ihren todten Eltern saßen, sammeln und

laben. Als er zur Domkirche, in welche sich an die tausend Frauen und Kinder, nebst einigen Soldaten und Bürgern verschlossen, und darin drei Tage und Nächte ohne Speis und Trank zugebracht hatten, kam, ließ er die Trommel rühren. Sogleich erschien der Superintendent, D. Bake, und bat mit aufgehobenen Händen um Gnade. Tilly befahl sogleich, Brod unter die Leute auszutheilen, und ließ ausrufen, daß derjenige am Leben gestraft werden solle, der sich beigehen lassen würde, den übrig gebliebnen Einwohnern einiges Leid zuzufügen. Uebrigens betrachtete Tilly die gräßliche Zerstörung nicht ohne Wehmuth, und niemand hatte mehr Ursache, als er, den Verlust dieser Stadt, welche ihm auf alle Fälle zum sichern Sammlungsort, und zur Unterstützung seiner Truppen mit Lebensmitteln vortreffliche Dienste geleistet haben würde, zu bedauern.

Während der Zeit, daß Magdeburg belagert und zerstört wurde, hatte Gustav Adolph mit seinen Eroberungen mitten im Winter immer weitere und höchst beträchtliche Fortschritte gemacht; er hatte im Februar 1631 die im Mecklenburgischen zwischen Prenzlau und Treptow gelegne Stadt Brandenburg, dann Demmin; hatte im April die gut befestigte Stadt Frankfurt an der Oder, aus welcher der Graf von Schaumburg und Rudolph von Tiefenbach (mit dem Verlust alles Vorraths und der in 8000 Mann bestandnen Garnison, welche bis auf einige Offiziere und 800 Mann Gemeine niedergemacht wurde) nur noch mit der genauesten Noth sich nach Landsberg retteten; hatte im Monat April auch diese Stadt erobert, und (nachdem er das Schicksal von Magdeburg, nach welchem er eben auf dem Weg war, vernommen) den Churfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg genöthigt, ihm zu einem sichern Rückzug die Stadt und das Schloß Spandau einzuräumen, auch auf jeden Fall die Oeffnung von Cüstrin, und als einen Kriegsbeitrag eine monatliche Summe von dreißig tausend Thalern zu bewilligen. Jetzt zog er wieder nach Pommern und Mecklenburg, (wo er den vertriebenen Herzogen, welche bis auf Rostock und Wismar alles von den Kaiserlichen erobert hatten, huldigen ließ) bekam Greifswalde, dann Tanger-

münde in seine Gewalt, und bezog endlich im Juli bei Werben, an dem Ort, wo die Havel in die Elbe fließt, ein wider alle Angriffe wohl versichertes Lager, von welchem aus er mit einer sehr aufmerksamen Ruhe erwartete, wohin die protestantischen deutschen Fürsten durch die Unternehmungen des Kaisers geführt werden, und wohin sie am Ende sich neigen würden. Wiewohl er jetzt an der Stärke und Rüstung seiner Armee Tilly bereits überlegen war, so vermied er dennoch noch immer jede Gelegenheit zu einer Schlacht. Tilly war ihm bereits zweimal, nemlich nach dem, oben genannten, Brandenburg, das er (Tilly) mit Sturm eroberte, dann nach Frankfurt an der Oder, wo er zum Entsatz zu spät kam, und jetzt nach Werben entgegen gerückt; allein Gustav erwiederte die Schlachtlust nicht, und im letztern Lager ließ er Tilly ruhig stehen, indem er voraus sah, daß ihn der Mangel an Lebensmitteln bald wieder, was auch eintraf, entfernen, und daß ihm selbst dieser sein Gegner Tilly noch überdieß durch ein, den Zeitumständen ganz entgegen gesetztes, Benehmen, mithin freilich wider alle seine und des Kaisers Absicht und Erwartung, die nützlichsten Dienste bei den protestantischen Fürsten leisten, und daß er diese Fürsten ihm zuletzt noch wohl gar mit Gewalt zuschicken würde. Schon waren die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, Franz Carl und Franz Albert, (der erste wurde von Pappenheim zu Razeburg 1630 aufgehoben) dann die geächteten Herzoge von Mecklenburg, ferner der Landgraf Wilhelm von Hessenkassel, dann der Herzog Bernhard von Weimar öffentlich auf die schwedische Seite getreten, und wie jetzt der Kaiser und Tilly die Sachen angegriffen, konnte es nicht fehlen, daß auch andere, zumal der, dem Kaiser mit der aufrichtigsten Treue bisher ergebne, Johann Georg, Churfürst von Sachsen, veranlaßt werden mußten, jenen Beispielen zu folgen.

Der Churfürst Johann Georg von Sachsen hatte während des Churfürstentags zu Regensburg (1630) sich geäußert, daß er sich bemüßigt sehen dürfte, seine protestantischen Mitstände zu versammeln; und die katholischen Fürsten hatten sich erklärt, eine Versamm-

lung auf den 3. Februar 1631 zu Frankfurt veranlassen und daselbst auf die Beschwerden der Protestanten allen Bedacht nehmen zu wollen. Da dieser Compositions- oder Vertragstag, der sich übrigens bis den 11. August verzögerte, entscheidend werden sollte, so lud der Churfürst von Sachsen die sämmtlichen protestantischen Stände auf den 8. Febr. 1631 zu einer Versammlung nach Leipzig ein, „um, wie es im Ausschreiben hieß, wegen dessen, was man mit den Katholischen auf dem Compositionstag zu Wiederherstellung des Friedens und alten Vertrauens zwischen beiden Religionen zu handeln hätte, so, daß man es auch gegen den Kaiser verantworten könne, die nöthige Abrede zu nehmen." Die Stände, welche bei dieser, mit einer besondern Feierlichkeit eröffneten Versammlung in Person erschienen, erklärten dem Kaiser in einer sehr ausführlichen Schrift: „sie hätten bei dem Anfang ihrer Berathschlagungen den Zustand des Reichs recht erbärmlich gefunden, und sey das Elend kaum mit Worten zu beschreiben. Das Mißtrauen zwischen den Ständen beiderlei Religionen sey bekannt, und zu einem sehr hohen Grade durch die beschwerlichen Executionen des Restitutionsedikts gewachsen. Die deutsche Freiheit werde auf eine unerhörte Art gedrückt. Die beiden starken Pfeiler des Reichs, der Land- und Religionsfriede, seyen merklich gesunken, und die Reichsgesetze und Kreisverfassungen würden so schlecht beobachtet, daß es scheine, als wenn man ihnen gar den Abschied geben wollte. Da nun die katholischen Stände sich zu gütlichen Traktaten wegen der geistlichen Güter erboten, so werde der Kaiser von selbst einsehen, daß, wenn diese gut von statten gehen sollten, vor allen Dingen das Restitutionsedikt mit allen, in Gemäßheit desselben erkannten, Executionskommissionen abgestellt, und alles wegen der wechselsweisen Beschwerden der Stände — in den vorigen Stand gesetzt werden müsse." Sie zählten hierauf eine lange Reihe von Beschwerden auf, und baten noch einmal inständigst: „diese große Bedrückungen der Protestanten abstellen, und niemand gegen die Reichsgesetze, und gegen den kaiserlichen Wahlvertrag beschweren zu lassen; denn im Entstehungsfall werde der Kaiser leicht ermessen, daß endlich

die beiden Churfürsten sowohl, als die übrigen Stände, das thun müßten, was sie schon lange erklärt hätten, sich und ihren Unterthanen schuldig zu seyn, nämlich, daß sie solche Bedrückungen nicht mehr leiden, auch sich zu keinen, den Reichsgesetzen zuwider laufenden Kontributionen, sonstigen Erpressungen, unordentlichen Durchzügen, Sammel- und Musterplätzen, Einquartierungen u. s. w. verstehen würden, welches sie hiemit nochmals erklärten, auch da sie hierwieder von den Soldaten vergewaltiget werden sollten und sich zur Wehre setzten, keine Ungnade vom Kaiser, dem sie sonst allen Gehorsam zusagten, zu erfahren, verhoffen wollten.“ Von diesen Erklärungen und Beschlüssen ertheilten die zu Leipzig versammelten Stände auch den katholischen Churfürsten eine umständliche Nachricht und Wiederholung, mit der Bitte um eine baldige Antwort und Tagssatzung an einem sichern Ort. Zuletzt wurde von den Anwesenden beschlossen, daß sich sämmtliche theilhabende Fürsten und Stände, nach Maaßgabe der Kreisordnungen, sogleich in einige Verfassung setzen, die Ritterschaft und den Ausschuß des Landes, doch nicht zum Angriff, sondern zur rechtmäßigen Vertheidigung, bereit halten, dann, wenn ein Kreis wider die Reichsgesetze angegriffen würde, demselben nach Möglichkeit zu Hülfe kommen, übrigens aber in des Kaisers Gehorsam verbleiben sollten. Sie errichteten demnach, in der Voraussetzung, daß der neue schwedische Krieg allein den Kaiser und die Liga, und keineswegs andere deutsche Fürsten und Stände angehe, einen bewaffneten Neutralitätsbund, vermöge dessen der ganze künftige Krieg von ihren Ländern entfernt, und mithin in diesen Ländern keinem Theil einige Werbungen, Durchzüge, Einquartierungen u. s. w. gestattet, sondern solche in den kaiserlichen und ligistischen Ländern vorgenommen, und sonst mit allen Vorschritten des Restitutionsedikts eingehalten, und über diesen letzten Punkt auf dem Compositionstag zu Frankfurt besonders unterhandelt werden sollte. Indem nun dieser Punkt in den Augen sämmtlicher protestantischer Fürsten und Stände das noch einzige Mittel war, ihre Unterthanen vor allen weitern Kriegsplagen, und sich selbst vor dem ihnen unaussprechlich verhaßten Vollzug des Restitutions-

edikts zu retten: so war es eine ganz natürliche Folge, daß jenem Bund sogleich mehrere protestantische Fürsten, auch solche, welche keine Gesandte zur leipziger Versammlung geschickt hatten, beitraten. Dieß thaten in einer zu Nürnberg angestellten Zusammenkunft schon im Monat April, viele schwäbische, fränkische und einige rheinische Stände; dieß thaten, in einer Versammlung zu Lübeck, viele nordische protestantische Stände; doch immer noch mit dem ausdrücklichen Beisatz, daß ihr Bund weder zu Gunsten des Königs von Schweden, noch weniger zur Hintansetzung ihrer aufrichtigen Ergebenheit für den Kaiser und das Reich gemeint seyn sollte, so daß es noch immer in der Macht des Kaisers stand, durch eine, den Zeitumständen angemeßne, kluge Nachgiebigkeit und vertrauliches Benehmen, die protestantischen Stände zu beruhigen; zumal da die wichtigsten derselben, die Churfürsten von Brandenburg und Sachsen, noch bis zur letzten Stunde nicht ablie-ßen, Beweise einer besonders treuherzigen Gutmüthigkeit zu geben. Jener hatte dem Kaiser von dem Zwang, welcher ihm von dem König von Schweden widerfuhr, einen ausführlichen Bericht, worin er versicherte, daß es ihm unmöglich war, den Zudringlichkeiten zu widerstehen, anstatt einer Entschuldigung, abgestattet, und der Churfürst von Sachsen, wiewohl er alle Ursache hatte, unzufrieden zu seyn, indem erst jüngst im J. 1628 seinem Sohn August das Erzstift Magdeburg entrissen worden war, so eröffnete er gleichwohl dem Kaiser noch immer, in einer zwar nachdrücklichen, aber ehrfurchtsvollen Rücksprache seine Anliegen und Bedrängnisse, mit der Bitte, seines Hauses und seiner Unterthanen zu schonen. Nichts war jetzt in der That leichter voraus zu sehen, als daß dieser Churfürst, so wie sämmtliche protestantische Fürsten und Stände, zuletzt sich in einem Zustand, bei welchem allein die Selbsthülfe noch übrig bleibt, versetzt sehen; daß sie mit Gustav Adolph sich vereinigen, und dem Krieg dieses Königs ein entscheidendes Uebergewicht verschaffen würden, und nichts schien begreiflicher, als solche Maaßregeln zu ergreifen, mittelst der man den drohendsten Gefahren hätte entgehen können; allein diejenigen, welche diese Gefahren hätten zu Gemüth führen sollen, sahen

auf nichts, als auf ihr bisheriges Kriegsglück, und ließen sich gar nicht einfallen, daß die protestantischen Fürsten ihren noch immer unbesiegbaren Truppen gefährlich werden, oder daß der König von Schweden jemals die Oberhand gewinnen könnte. Der Kaiser erklärte den leipziger Bund für eine den Reichsgesetzen zuwider laufende Handlung, befahl den verbündeten Ständen durch gebieterische Schriften an dieselben, ihrem Bündniß zu entsagen, und vertröstete sie auf den nächstbevorstehenden Compositionstag zu Frankfurt; allein jener, so sehnlich erwartete, Compositionstag nahm erst den 11. August 1631 seinen Anfang, zu einer Zeit, da die Sachen bereits sehr widrige Wendungen genommen hatten. Die Mitglieder der Liga hatten zwar von Dünkelsbühl aus, wo sie sich im Monat Juni versammelten, in einer Antwort auf das Schreiben, welches von dem Bund zu Leipzig an die geistlichen Churfürsten erlassen worden war, sehr tröstliche Worte, welche von dem Compositionstage vieles Gute erwarten ließen, einfließen lassen; allein hier stellten die katholischen Stände, welche sich erst besonders unterredeten, und welche sich noch immer nicht vorstellen konnten, daß die Gefahren so groß und dringend seyen, gleich anfangs wieder den Grundsatz auf, daß ohne buchstäbliche Bestätigung des Religionsfriedens und des Religionsedikts kein Frieden zu Stand kommen sollte. Vergeblich machten wegen des letztern Punktes die Gesandten von Cöln und Bayern mildernde Vorstellungen. Der Gesandte des Kaisers bestand darauf, und die Gesandten andrer Herren, wiewohl sie nicht undeutlich merken ließen, daß sie meinten, man sollte mit dem Religionsedikt es nicht auf das strengste nehmen, ließen es nicht nur dabei bewenden, sondern der Bischoff von Augsburg sammt dem Pfalzgrafen von Neuburg wollten jetzt gar nicht einmal in die Bestätigung des Religionsfriedens willigen; allein die Zeit war gekommen, da ihnen endlich die Augen geöffnet werden sollten. Die Gesandten von Sachsen und Brandenburg, welche von dem, was in der Entfernung vorgieng, besser unterrichtet gewesen seyn dürften, zauderten (die brandenburgischen Gesandten kamen erst im September an) so lange, und suchten die Unterhandlungen zu Frankfurt so lange unter verschiednen Entschul-

digungen zu verzögern, und mit ihrer Antwort auf die ersten Vorträge so lange zurück zu halten, bis endlich die Nachricht von einer bei Leipzig vorgefallnen Schlacht, durch welche das Schicksal der Liga entschieden wurde, ankam. Die Gesandten beider Theile verschwanden.

Die eben genannte Schlacht wurde durch verschiedne, von den Kaiserlichen zur Unzeit unternommene, Einfälle in Länder der Protestanten veranlaßt. Diese hatten erwartet, daß sie bis zum frankfurtischen Compositionstag keine fernere Gewaltthätigkeiten von dem tillyschen und kaiserlichen Volke zu erfahren haben würden; allein, da sie, gemäß der zu Leipzig gefaßten Beschlüsse anfiengen, sich in eine militärische Verfassung zu setzen, so glaubte man kaiserlicher Seits nicht genug eilen zu können, um einer allgemeinen Bewaffnung zuvor zu kommen, und demnach rückten in verschiedne Länder der Verbündeten verschiedne kaiserliche oder ligistische Korps ein. Im Juni 1631 kam der kaiserliche General Graf von Fürstenberg nach Franken und Schwaben, wo eben damals die aus Italien zurückkehrenden kaiserlichen Völker anlangten, eroberte Memmingen, Kempten, Ulm u. a., und nöthigte den damaligen Administrator von Würtemberg, Julius Friedrich, dem leipziger Bund zu entsagen, die von ihm bereits gesammelten Truppen zu 16,000 Mann augenblicklich, nämlich noch in der Nacht, vor welcher zu Tübingen ein Vergleich geschlossen wurde, zu entlassen, und für 24,000 Mann kaiserlicher Truppen Quartiere und Lebensmittel zu versprechen. Ein andrer kaiserlicher General, Altringer, lagerte sich mit einem Korps von 8000 Mann um Nürnberg, unterjochte diese Stadt, und versuchte dann das Nämliche mit Hessen, wo er einen starken Widerstand fand und die Sachen unentschieden ließ, indem er Befehle erhielt, sich mit Tilly zu vereinigen. Dieser hatte sich indessen an den Churfürsten von Sachsen gemacht, welcher, da er von den entsetzlichen Gewaltthätigkeiten hörte, welche die kaiserlichen Völker in Schwaben, Franken, Thüringen und Hessen verübten, mit Bewilligung und thätiger Unterstützung seiner Landstände, eine Vertheidigungsarmee von 13,000 Mann zu Fuß und 5350 zu Pferd, welche der berühmte kai=

serliche General Arnheim (nach der Entlassung Wallensteins hatte er sächsische Dienste genommen) kommandirte, aufgebracht hatte. Tilly, welcher noch immer die Sprache des Siegers, der Gesetze vorschreiben kann, führen zu können glaubte, zog sich an die sächsische Gränze, und schickte von Wolmirstedt aus, die, in seinem Lager anwesenden, zwei Gesandten nach Merseburg, um dem Churfürsten, welcher sich daselbst aufhielt, bedeuten zu lassen, daß er keine verzweifelte Anschläge ergreifen, sein geworbnes Volk dem Kaiser überlassen und die übrigen mitverwandten Stände zum Gehorsam anhalten sollte, damit die Sachen nicht auf das äußerste geriethen. Da sich nun der Churfürst erklärte, daß er von dem leipziger Bunde, von welchem er dem Kaiser eine ausführliche Nachricht ertheilt hätte, nicht ablassen, daß er sich ferner nicht vorstellen könne, wie ihm der Kaiser, oder der berühmte Held Tilly eine unbillige Gewalt zufügen sollten, indem er sogar zur Beförderung der Ausgleichungen mit dem Kaiser Gesandte an denselben nach Wien geschickt hätte; da er auf ein wiederholtes Schreiben Tilly's von Halle aus, worin ihm, unter andern, bedeutet wurde, daß er den Mandaten sich fügen, das kaiserliche Heer unterstützen, durch Gehorsam sein eignes Bestes befördern, und ja nicht das äußerste abwarten sollte, zur Antwort gab: „daß er selbst wohl wüßte, was er dem Kaiser schuldig sey, daß er, zu seiner höchsten Betrübniß, vernehmen müßte, wie barbarisch die Truppen des Kaisers und Tilly's mit den Unterthanen verführen, daß er sich gedrungen sähe, auf solche Mittel zu denken, durch welche allen Gewaltthätigkeiten ein Ende gemacht würde, wie solche Mittel schon die Rechte, die Natur und das Herkommen lehrten, und die ihm, der er in des Kaisers und Reichs schuldiger Treue, Liebe und Gehorsam ungeändert verbleiben wolle, sonst nie in den Sinn gekommen wären:" so rückte Tilly unverzüglich in Sachsen ein, ließ durch den Grafen Pappenheim Merseburg, wo für die Truppen Lieferungen ausgeschrieben wurden, in Besitz nehmen, bemächtigte sich Weißenfels, das seiner Wehrlosigkeit ungeachtet, rein ausgeplündert wurde, ferner Naumburg, Jena, Zeiz, und zuletzt mit Gewalt der Stadt Leipzig. Dieser Schritt, welchen Tilly, in der Meinung,

den Churfürsten entwaffnen zu können, ohne einen Auftrag vom Churfürsten Maximilian von Bayern, welcher hierüber nachdrücklich sein Mißfallen bezeigte, that, zog eine unübersehbare Reihe schlimmer Folgen nach sich. Der Churfürst von Sachsen schloß mit dem König von Schweden eine Unterhandlung, worin er versprach, sein Volk mit dem schwedischen zu vereinigen, ihm das Oberkommando zu überlassen, alle Pässe offen zu halten, das schwedische Heer mit Lebensmitteln zu versehen, und keinen Frieden ohne den König einzugehen. Gustav Adolph brach unverzüglich aus seinem Lager bei Werben auf, zog die sächsischen Truppen an sich, und eilte, in Gesellschaft der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, Tilly entgegen, dessen Heer bei Breitenfeld, etwa eine halbe Meile von Leipzig, sich einfand. Die schwedisch-sächsische Armee (Gustav Adolph soll von Werben 13,000 Mann zu Fuß, und bei 9000 zu Pferd abgeführt haben) zählte bei 40,000 Mann, und eben so viele mochte auch das ligistisch-kaiserliche Heer (nachdem der General Altringer mit seinem beträchtlichen Korps noch nicht angelangt, und überdieß ein großer Theil von Truppen in eroberten Städten verlegt war) gezählt haben.

Wiewohl die Heersführer beider Theile die Gelegenheit zu einer Hauptschlacht, die sich ihnen jetzt anbot, längst gewünscht haben mochten: so wurden sie gleichwohl, da es jetzt zum Ernst kommen sollte, von der Ungewißheit des Ausganges derselben, und von der Betrachtung der Folgen, welche ein unglücklicher Ausgang nach sich ziehen würde, sehr durchdrungen, und Tilly sowohl, als Gustav Adolph brachten in der letzten Berathschlagung mit ihren Obergeneralen viele Bedenken vor, wegen welcher die Schlacht nicht gleich auf der Stelle gewagt, sondern unter recht sichern Umständen, und in einer recht vortheilhaften Stellung unternommen werden sollte; und wenn gleich auf beiden Theilen die Hauptstimmen für die Schlacht sich erklärten: so dürfte sie sich gleichwohl noch nicht an dem Tage, an welchem sie vorfiel, ergeben haben, wenn nicht eine kleine Unternehmung die größere veranlaßt hätte. Den 7—17. September ritt Pappenheim mit einigen

tausend Reitern um Futter aus, und da er auf Sachsen stieß, griff er sie an und drängte sie zurück. Die Sachsen erhielten eine Verstärkung, und eine solche erhielt von Seite Tilly's auch Pappenheim. Die Vorspiele beunruhigten erst, und setzten dann die Armeen in Bewegung, so daß die Schlacht um Mittag begann. Die Heere beider Theile waren in drei Abtheilungen gestellt. Bei der ligistisch-kaiserlichen Armee führte Pappenheim den rechten, Fürstenberg den linken Flügel, Tilly das Mittel an. Schwedischer Seits kommandirte der König den rechten Flügel, General Horn den linken, und ein Obrister, genannt Teuffl, das Mittel. Eine ähnliche Ordnung war auch bei den Sachsen. Gustav Adolph stand mit seinem Flügel dem Fürstenberg gegenüber; Tilly hatte Horn, Pappenheim die Sachsen vor sich. Bald, nachdem die Schlacht angefangen hatte, schien sie auch schon entschieden zu seyn. Die neugeworbnen, und noch nicht abgehärteten Sachsen hielten den Angriff der Truppen, mit welchen Fürstenberg über sie herfiel, nicht aus, sondern ergriffen, bis auf wenige Regimenter, welche Arnheim der Aufsicht des Generals Horn übergab, die Flucht, ungeachtet aller Gegenbemühungen des tapfern Churfürsten, der sich endlich selbst nach Eilenburg retten mußte. Durch diese Flucht wurde eine Hauptabsicht Tilly's, welcher den Sachsen alte Kerntruppen entgegen stellte, um dadurch desto eher und allgemeiner ihre Flucht zu bewirken, und durch das Schauspiel derselben die Schweden zu schrecken, zu gleicher Zeit erfüllt und vereitelt. Die Sachsen flohen zwar; aber die Sieger eilten den Flüchtigen aus Begierde nach Beute nach, und zwar, ungeachtet alles Abmahnens und Zurufens Tilly's, daß sie umkehren, und jetzt wider die Schweden mit ihm fechten sollten, in solcher Menge, daß dadurch die, nicht wieder zurückgekehrte, Gelegenheit zur Besiegung des sämmtlichen feindlichen Heeres verloren gieng. Tilly und Pappenheim thaten alles, was von verständigen Feldherren zu erwarten war. Jener stürzte sieben Male wider die Schweden los, ohne sie zum Weichen zu bringen. Und Pappenheim sowohl, als Tilly befanden sich, wie die gemeinen Soldaten, im Gemenge, und stachen und schoßen, wie diese auf den Feind,

ohne ihn trennen zu können. Endlich wurden Tilly und Pappenheim, jener so schwer, daß man ihn für todt hielt, verwundet. Der König machte jetzt, was er in mehrern Schlachten mit Glück that, eine Schwenkung gegen das kaiserliche Geschütz, eroberte es, und kehrte es gegen die Kaiserlichen. Dieses Feuer, verbunden mit dem Feuer der schwedischen, dem kaiserlichen Geschütz an der Zahl weit überlegnen Kanonen, raffte ganze Reihen der Kaiserlichen weg, und entschied, aber wenn gleich zum Nachtheil, doch auch zum Ruhm der alten ligistischen Truppen. So wie Lücken entstanden, füllten sie die Uebriggebliebnen unverzüglich wieder aus, und fünf Regimenter, welche in beträchtlichen Entfernungen von einander standen, und keinen Anführer mehr hatten, stellten sich selbst, vermittelst ihrer Kriegsübung, wieder in Ordnung, und fochten, wie man's an Männern bewundert, aber gleichwohl, auch von Männern, kaum fodert. Die Verwundeten fochten noch auf den Knieen, und kein Stehender rief um Quartier. Als die Nacht anbrach, führten die noch Uebrigen (es waren ihrer noch sechshundert) Tilly vom Schlachtfeld. Und als schon alles verloren war, kehrte der mit mehreren Wunden bedeckte Pappenheim mit sechzehn Eskadronen Reiter, welche er ungefähr wahrnahm, wie sie sich (ohne Offiziere, die alle todt oder verwundet waren) von selbst in Ordnung gestellt hatten, wieder nach dem Schlachtfeld zurück, um da zu retten, wo noch eine Rettung möglich seyn möchte; allein er fand, nachdem er sich auch noch hier eine Wunde geholt hatte, alles entschieden, und folgte den besiegten Truppen, welche ihren Weg größtentheils nach Halberstadt genommen hatten, nach. Ueber 7000 Mann alter, der Schlachten gewöhnter Leute lagen von der ligistisch-kaiserlichen Armee auf dem Schlachtfeld hingestreckt; der Gefangnen waren nicht weniger. Mehr denn hundert Fahnen, 26 schwere Stücke, das ganze Lager mit allem Gepäcke wurden den Schweden zu Theil. Von den Schweden sollen nur 1500, und von den Sachsen 2 bis 3000 geblieben seyn. Diese eben so schreckliche, als vollkommen entscheidende Begebenheit, durch welche alles, was von der ligistischen Armee seit der Prager Schlacht gewonnen, alles, was von

Wallenstein ausgeführt worden war, mit Einem Male zerstört und zernichtet wurde, war ein Werk von fünf Stunden.

Der König von Schweden und der Churfürst von Sachsen hatten nichts angelegners zu thun, als ihren Sieg zu vollenden. Die kaiserlichen Länder sowohl, als die Länder der ligistischen Bundsverwandten standen ihnen offen, und es lag vollkommen bei ihnen, geradezu nach Wien oder München zu ziehen. Sie theilten unter sich dieses Geschäft, und zwar auf eine etwas unerwartete Weise. Gustav Adolph zog nämlich nach den Ländern der ligistischen Herren, der Churfürst Johann Georg von Sachsen aber richtete seinen Marsch nach den kaiserlichen.

Gustav Adolph ließ seinen Feldmarschall Banner mit einigen tausend Mann im Erzstift Mecklenburg, dann dem Stift Halberstadt stehen, und verfolgte sein Ziel mit einer Entschlossenheit, welche keine Hindernisse kannte. Noch im J. 1631 hatte er Halle, Erfurt, Gotha, die würzburgische Festung Königshofen an der Saale, Schweinfurt, Würzburg, die Stadt und das Schloß, Nürnberg, Hanau, Aschaffenburg, Steinheim, Frankfurt, Oppenheim, Frankenthal, Mainz, Simmern, Bacharach, Kaub, Boppard, Ober-Wesel, Speyer, Germersheim, Neustadt an der Hardt, Landau, Kron-Weissenburg, Mannheim, mit Einem Wort, ganz Sachsen, Franken, Schwaben, den Oberrhein, das Mainzische und Pfälzische theils in Person, theils durch seine Generale und Oberste, worunter sich der Herzog Bernhard von Weimar, der Rheingraf, und andere, besonders auszeichneten, größtentheils in seine Gewalt bekommen, und eine unendliche Beute, und einen höchst beträchtlichen Zuwachs von Mannschaft erobert. Er behandelte diese Länder wie sein Eigenthum, ließ sich in den Hauptstädten huldigen, stellte königliche Regierungen an, und legte schwedische Besatzungen unter den Befehlen eines schwedischen Befehlshabers ein; nur die katholische Religion ließ er unberührt, so wie er überall des Lebens der Unterthanen und ihres Privatguts schonte.

Wenn die Triumphe Gustav Adolph's vollständig werden sollten, so mußte auch Bayern erobert

werden; aber hier waren erst zwei, nicht geringe, Schwierigkeiten zu überwinden; denn vor allen Dingen sollte Frankreich, welches die Feindseligkeiten der Krone Schweden mit Bayern und mit der Liga überhaupt gerne eingestellt gesehen hätte, beruhigt, und, wenn dies nicht Statt fände, sollte, wie leicht voraus zu sehen war, der Weg nach Bayern vermittelst einer neuen Schlacht geöffnet werden.

Was Frankreich betrifft, so gieng die Absicht des Königs, oder vielmehr seines Ministers Richelieu, schon lange dahin, die Liga, oder, was im Grunde eben dasselbe war, den Churfürsten von Bayern vom Kaiser, damit dieser einmal sich selbst überlassen bliebe, zu trennen. Da es wenigstens möglich und denkbar war, daß der Churfürst, falls er sich zurückzöge, vom Kaiser beunruhigt, oder sonst von einer Gefahr bedroht werden könnte: so trug ihm der König von Frankreich schon im Mai 1631 ein Schutzbündniß, vermög dessen jeder Theil dem andern wider alle Angriffe beistehen sollte, auf acht Jahre an, was der Churfürst, dem die Unbeständigkeit des Kriegsglücks stets vor Augen schwebte, um so weniger ein Bedenken trug, anzunehmen, als sich damals der französische Hof wegen des Kaisers nicht weiter erklärte, und auch bei dem Zusatz, den der Churfürst machte, daß das Bündniß seinen Pflichten gegen den Kaiser und das Reich unbeschadet seyn sollte, nichts Widriges bemerkte. Der französische Hof vergaß zwar, als nach der unglücklichen Leipziger Schlacht der Schutzfall einzutreten schien, der Verbindlichkeit jenes Bündnisses, indem er behauptete, daß der Vertrag blos auf den Fall, wenn ein Theil angegriffen würde, und nicht, wenn er (was Tilly that) selbst angreifen sollte, verstanden werden könne; aber bald darauf trug jener Hof dem Churfürsten einen Neutralitätsbund zwischen Schweden und der Liga an. Wahrscheinlich dürfte der Churfürst von Bayern aus überwiegenden Gründen, zu welchen jetzt noch der neue Umstand kam, daß der Kaiser entschlossen war, wieder ein eigenes Heer, wie im Jahr 1625, zu errichten, und dieses neuerdings Wallenstein zu überlassen, mit Einverständniß der ganzen Liga, oder für sich die Neutralität gewählt haben; aber der König von Schweden,

der die Folgen einer solchen Neutralität reifer bei sich überlegt, und gesehen haben mochte, daß es ihm, wenn er alle neutralen Länder räumen müßte, bald an Mitteln, dem Kaiser nachdrücklich zu Leib zu gehen, fehlen, und daß er zuletzt wohl noch gar von Frankreich und der Liga abhängig gemacht werden würde, brach die Unterhandlungen, welche er sich wahrscheinlich ohnehin nur aus Gefälligkeit gegen Frankreich einige Zeit hatte gefallen lassen, unter dem Vorwande ab, daß es dem Churfürsten von Bayern mit allen Unterhandlungen kein Ernst, sondern daß ihm nur um einen Gewinn von längerer Zeit, während welcher er sich besser rüsten könnte, zu thun sey, indem der Churfürst seinem General Pappenheim in einem Brief, welchen er in seine Hände bekommen, eine Geldhilfe von hundert tausend Thalern versprochen hätte. So erfuhr Frankreich das Mißvergnügen, zu sehen, nicht nur, daß der Liga keine Neutralität gewährt, sondern daß diese Liga, nachdem sie seit dem Jahr 1609 eine so große Rolle vorgestellt hatte, jetzt vollends aufgelöset werde, indem sich nun jeder, so gut er konnte, zu retten, und sich einem mächtigen Beschützer in die Arme werfen zu können suchte; Maximilian von Bayern ausgenommen, der, nachdem er sich noch einige Zeit alle erdenkliche, aber eine ganz vergebliche Mühe gegeben hatte, dem Bund eine neue Kraft und ein festes Zutrauen auf sich selbst einzuflößen, seinen Gegner Gustav Adolph standhaft erwartete, welcher mit einer Armee von 45,000 Mann, und mit großer Zuversicht sich in den Marsch gesetzt hatte, Tilly, welcher damals mit seinem Heere um die Donau gelagert stand, aufzusuchen.

Tilly hatte nach der Schlacht bei Leipzig seinen Weg erst nach Halberstadt, wo sich an gesunden Leuten etwa noch ein Korps von 6000 Mann um ihn sammelte, genommen. Nach einer Ruhe von einigen Tagen rückte er in langsamen Märschen (denn seine Wunden zwangen ihn oft Halt zu machen) nach Hildesheim, von da auf einer, bei Corvey geschlagnen, Brücke über die Weser, wo er drei kölnische Regimenter mit 12 Stücken erhielt, nach Warburg im Paderbornischen, dann über Frizlar und Ziegenhain, in dessen Gegend

er den General Altringer nebst dem Grafen Fugger mit ihrer ziemlich beträchtlichen Mannschaft an sich zog, nach Fulda, wo er eben zur Zeit, da Gustav Adolph im Anfang des Okt. 1631 die Stadt Würzburg belagerte, ankam, aber (obgleich er neuerdings eine Armee von 40,000 Mann gesammelt, auch noch der Herzog Karl von Lothringen ein bei 10,000 Mann zählendes Heer ihm zugeführt, und noch überdieß der Graf von Sulz bei Saalmünster mit 4000 Mann sich gelagert hatte) dennoch, ohne Würzburg zu entsetzen, oder Gustav Adolph eine Schlacht (geheime höhere Befehle sollen ihn davon abgehalten haben) anzubieten, nach Aschaffenburg abzog, wo er mehr Leute verlor, als er durch eine blutige Schlacht hätte verlieren können. Ein harter Mangel an Lebensmitteln nämlich, die in der Gegend nicht aufzubringen waren, machte, daß sich ein überaus beträchtlicher Theil der Armee verlief, oder gar zum Feind übergieng, und daß eine eben so große Zahl erkrankte. Ferner bekam Tilly, außer der Besorgung verschiedner Besatzungen, Befehl, nach Böhmen Truppen zu schicken; und damit ja kein widriger Umstand fehlte: so wurde auch der Herzog von Lothringen durch einen Einfall der Franzosen in sein Land genöthiget, mit seinem Heer sich zu entfernen. Tilly zog mit seiner geschwächten Armee, mit welcher er unterwegs Bobenhausen, Rotenburg, Lichtenau und Weinsheim wegnahm, nach Bayern und der Oberpfalz zurück, wo er sich wieder in etwas verstärkte, und schon im Februar des J. 1632 einige Unternehmungen glücklich ausführte. Der schwedische General Horn hatte sich, nachdem sich die Unterhandlungen wegen einer mit der Liga zu errichtenden Neutralität zerschlagen hatten, des Bißthums und der Stadt Bamberg bemächtigt, und war, was sein König seit dem ersten Eintritt in Deutschland bei dem größten Theil der von ihm eroberten Städte that, eben beschäftigt, einige Befestigungswerke anzulegen, als Tilly herbei kam, Horn die Stadt zu verlassen nöthigte, und ihn nicht ohne einen beträchtlichen Verlust verfolgte, so daß er sich erst nach Schweinfurt und dann nach Geltersheim zurückzog; aber nun eilte Gustav Adolph (der Herzog Bernhard von Weimar blieb mit einem Theil schwedischer Truppen in der Rheinpfalz,

mit einem andern blieb Pfalzgraf Christian von Birkenfeld weiter oben am Rhein stehen) in vollem Eifer herbei, zog unterwegs Horn und, unweit Erlangen, den aus dem Magdeburgischen eben angekommenen General Banner an sich, und nahm mit einem, Tilly weit überlegnen, bei 45,000 Mann zählenden, Heere (begleitet von dem aus Haag angekommenen Pfalzgrafen Friedrich, den er nicht blos als Churfürsten von der Pfalz, sondern als König von Böhmen anerkannte, ferner vom Pfalzgrafen August von Sulzbach, vom Herzog Wilhelm von Weimar u. a.) über Fürth und Nürnberg nach der Stadt Donauwörth, und, nachdem diese von dem Kommandanten Herzog Rudolph Maximilian von Lauenburg verlassen worden, nach der, an dem Flüßchen Acha und dem Lech, nicht weit vom Einfluß dieses letztern Flusses in die Donau gelegnen, bayerischen Stadt Rain seinen Weg, wo er gegenüber Tilly, und in einem, bei Thierhaupten wohl gewählten Lager, selbst den Churfürsten Maximilian von Bayern fand, und eine Gelegenheit zu einer entscheidenden Schlacht gefunden haben würde, wenn nicht sein Glück ihm, ohne die Gefahr einer Schlacht, mehr noch, als eine solche ihm, auch bei einem für ihn erfreulichen Ausgang, genutzt haben möchte, gewährt hätte. Tilly nämlich und Altringer wurden, da sie sich zu kühn in die Nähe des feindlichen Geschützes wagten, verwundet, und ohne Bewußtseyn nach dem Lager gebracht. Jener, welchem durch eine Falkonetkugel das Schenkelbein ober dem Knie des rechten Fußes zerschmettert worden war, starb an seiner Wunde den 30. April 1632 in der Festung Ingolstadt, wohin er geführt wurde, und wohin ihm auch der Churfürst (auf die dringendsten Vorstellungen seiner Generale, daß er mit seinen, großen Theils erst neu ausgehobenen Truppen einer in Schlachten geübten und ungleich zahlreichern Armee noch einige Zeit ausweichen möchte) folgte, und zum Empfang seines Gegners sich vorbereitete. Auch hatte Gustav Adolph, nachdem er erst Augsburg, wo die bayerische Besatzung einen freien Abzug erhielt, und dann die bayerischen Städte Landsberg und Friedberg, wie nicht minder die Reichsstädte, Memmingen, Nördlingen, Kempten, Leutkirch, theils vermittelst Unterhand-

lungen, theils durch Gewalt erobert hatte, nichts Wichtigeres vor, als die Belagerung von Ingolstadt vorzunehmen, und durch diese Eroberung den Churfürsten und ganz Bayern zu entwaffnen; aber hier wurde der, bisher durch kein Hinderniß unterbrochene Lauf seines Kriegsglücks, das ihm von der Zeit an niemals wieder so vollkommen, wie bisher, günstig war, zum ersten Male gehemmt, und er hatte nicht nur das Mißvergnügen, diese Stadt, vor welcher an seiner Seite der Prinz Christoph von Baden erschossen, und ihm selbst sein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, ohne Hoffnung, sie bezwingen zu können, verlassen zu müssen, sondern er mußte auch sehen, wie ihm Maximilian in eigner Person mit der Besetzung von Regensburg, so wie ihm diese Tilly in den letzten Augenblicken seines Lebens noch empfohlen hatte, zuvorkam. Diese Unannehmlichkeiten versüßte ihm gleichwohl der freie Blick auf die Ebenen Bayerns, welche nunmehr ganz geöffnet vor ihm lagen, und ihm das Verlangen einflößten, die Hauptstadt und den Sitz des Fürsten, der die Liga geleitet, der seit seinem ersten Zug nach Böhmen so vieles Aufsehen gemacht, und sich die ungetheilte Achtung von ganz Europa erworben hatte, zu besuchen; er that dieß auch mit einer Art von besonderer Festlichkeit und Würde; und nachdem er noch zu Mosburg, wohin er über Landshut kam, den 3. Mai eine geschärfte Ordnung, wie es mit der Verpflegung der Soldaten gehalten werden sollte, herausgegeben, und dann zu Freysing den ihm entgegengeschickten Abgeordneten von München den Schutz und die Erhaltung dieser Stadt, wiewohl freilich, wenigstens dem Schein nach, nicht ohne Schwierigkeit zugesagt hatte, hielt er in der Residenzstadt München den 7—17. Mai 1632 um Mittagszeit durch das Isarthor, in Begleitung des Pfalzgrafen Friedrich, des Pfalzgrafen August von Sulzbach, des Herzogs Wilhelm von Weimar, dann vieler Grafen, Freiherren, Ritter und Adelspersonen seinen feierlichen Einzug dem churfürstl. Residenzschloß zu, wo er (ohne in der Folge das Geringste zu berühren) sein Absteigquartier nahm. Nichts war auch mit der strengen Zucht und Ordnung zu vergleichen, in welcher er die sehr mäßige Mannschaft, welche die Stadt betreten durfte

(die Armee mußte außerhalb derselben gelagert bleiben) hielt, nichts der offnen und heitern Freundlichkeit und der unbefangenen Herablassung, mit welcher er mit den Einwohnern umgieng und sprach, nichts der Ehrerbietung, mit welcher er sammt seiner vornehmen Gesellschaft in den katholischen Kirchen dem Gottesdienste und den Ceremonien (am Auffahrtstag den 20. Mai hielt er sich bei zwei Stunden in der Frauenstiftskirche auf) zusah; er benahm sich überall, als wäre er zu Hause in der Mitte der Seinigen, hörte gerne sinnreiche, wenn auch gleich beißende, Antworten, die er mit freundlichem Scherz erwiederte, und gefiel sich inniglich, wenn er sich, falls er zu Fuß gieng, ins Gedräng von Kindern und Erwachsenen, unter welche er gewöhnlich Geld auswarf, kam. Hier war auch von keiner Huldigung die Rede, wohl aber (was auch mehr oder weniger bei allen andern Städten geschah) von einer Gelderlage von dreimal hundert tausend Reichsthalern, auf deren Erlegung so streng bestanden wurde, daß, da bei dem Abzug der Armee noch nicht die Hälfte erlegt worden war, zwei und vierzig Geiseln der Armee nach Augsburg folgen mußten. Dieser Abzug, bei welchem aber noch einige schwedische Mannschaft in der Stadt zurück blieb, geschah im Anfang des Juni, da den König bereits wieder wichtige Vorkehrungen seiner Gegner nach dem Kampfplatz riefen.

Diese Vorkehrungen kamen jetzt vorzüglich von Seite Wallensteins, von welchem gesagt wurde, daß er wieder angestellt werden sollte. Nichts war auch begreiflicher, als daß der Kaiser, nachdem ihm seit der, auf dem Churfürstentag zu Regensburg 1630 von ihm so nachgiebig bewilligten, Entlassung des größten Theils seiner Truppen und Wallensteins, alle Früchte eines mehr als eilfjährigen Krieges entrissen wurden, wieder auf den Gedanken verfiel, beides, eine eigne Armee und einen eignen Feldherrn neuerdings herzustellen, so groß auch die Schwierigkeiten seyn mochten, zugleich beide, und zwar gleichsam auf der Stelle, zu Stand zu bringen. Wie sehr man Ursache hatte, sich von Seite Wallensteins die Schwierigkeit, ihn zur wiederholten Dienstannahme zu bewegen, als gleichsam unübersteiglich vorzustellen, kann man daraus schließen, wenn

man hört, wie ganz außerordentlich und unerhört die Lebensweise desselben, als eines Privatmannes, beschaffen war, zu welcher Lebensweise ihm die Zinsen von sechzig Millionen, welche er in Deutschland erpreßt haben soll, dann seine ererbten, vom Kaiser erhaltenen, den Protestanten abgenommenen Güter unerschöpfliche Quellen darboten. Außer vielen Lustschlössern nämlich hatte er sich zu Prag auf einem Platz von hundert Häusern einen Pallast erbauen lassen, der an Pracht und innerer Auszierung Alles, was man in königlichen Pallästen zu sehen bekommt, weit übertraf. „Seine Tafel war täglich mit hundert der ausgewähltesten Speisen besetzt, und es bedienten ihn sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, welche er von den geschicktesten Lehrmeistern unterrichten, und welche er in hellblauen, mit Gold und rother Seide gestickten Sammet kleiden ließ. Eine Leibwache von fünfzig Mann, die beherztesten und schönsten Leute seines Heeres, eben so, wie die Pagen, nur etwas einfacher gekleidet, und mit Hellebarden bewaffnet, paradirten im Schloßhofe, und hielten Wache vor seinen Zimmern. Alle übrigen Bediente bestanden aus den ausgewähltesten Leuten. Er hatte seinen Obersthofmeister und seine Kammerherren, von welchen einige vorher beim Kaiser in eben dieser Bedienung standen, und welche ebenfalls wieder Pagen zur Bedienung hatten. Sechs Freiherren und eben so viele Ritter warteten stets auf seinen Wink und Befehl. Künstler und Virtuosen aller Art zierten seinen Hof. In seinen Ställen, worin die Krippen und Tröge von Marmor, die Rauffen von Kupfer waren, befanden sich dreihundert auserlesen schöne Pferde. Zog er zu Feld: so waren zu seinem Gepäcke und zu seiner Tafel fünfzig sechsspännige Wägen, und eben so viele vierspännige Wägen zum Kriegsvorrath bestimmt. Seine vornehmen Diener fuhren ebenfalls noch in sechs andern Kutschen. Fünfzig sehr kostbar geschmückte Handpferde wurden von fünfzig gleichfalls auf schönen Pferden reitenden Stallknechten geführt.“ Als der Kaiser verlangte, daß Wallenstein nach Wien kommen sollte, schlug dieser es aus; doch versprach er, nach Znaim in Mähren zu kommen, und dort des Kaisers Verlangen vernehmen zu wollen.

Da er schon im voraus wußte, was ihm hier im Namen des Kaisers angetragen werden würde, so war er auf die Rolle, welche er spielen zu müssen glaubte, vollkommen gefaßt, und alles, was er dem an ihn geschickten ersten kaiserlichen Minister, dem Fürsten von Fürstenberg, nachdem er erst eine lange Zeit die dringendsten Vorstellungen desselben mit vornehmer Kälte abgewiesen, zusagte, war, daß er, wenn er vom Kaiser sogleich Werbpatente erhielte, 40,000 Mann binnen drei Monaten sammeln, und selbe dem General, welchen der Kaiser bis dahin gewählt haben würde, übergeben wollte. Als nach dem Verlauf jener kurzen Zeit die versprochene Armee wirklich beisammen war, denn alle Offiziere und Gemeine, welche bei der Verabschiedung Wallensteins davon liefen, kamen jetzt wieder zurück, und alles, was zum Plündern Lust hatte, strömte herzu, hatte der Kaiser so wenig noch eine Wahl, welchem von seinen vielen, eben so geschickten, als erfahrnen Generalen er die Oberbefehlshaberstelle übertragen sollte, und Wallenstein war mit seinem neugeworbnen Heer so unzertrennlich verbunden, daß der Kaiser schlechterdings genöthigt war, sich sehr demüthigende Herablassungen gegen Wallenstein, um ihn zur Annahme der Generalstelle zu bewegen, gefallen zu lassen, und die ungeheuern Bedingungen, welche derselbe ohne Ausnahme sich zugesagt wissen wollte, unbedingt zu unterzeichnen. Wallenstein nämlich forderte unter andern: „daß er nicht nur des Hauses Oesterreich, sondern auch der Krone Spanien (denn Spanien wollte ebenfalls Truppen schicken, um den König von Schweden zu vertreiben) Generalissimus seyn und bleiben sollte, und dieß ohne allen Vorbehalt, und mit einer unumschränkten Gewalt, so, daß sich der Kaiser niemals bei der Armee einfinden, niemals das Kommando verlangen, sondern vielmehr, sobald Böhmen wieder erobert seyn würde, nach Prag sich begeben, und da seinen Sitz zur Versicherung der Ruhe in Böhmen aufschlagen sollte; daß ihm zur Sicherheit seiner ordentlichen Belohnung ein österreichisches Erbland auf eine feierliche Art zum Unterpfand verschrieben; zur außerordentlichen Belohnung in den Ländern, welche er erobern würde, das höchste Regal zugesagt; und bei einem künftigen Frieden

besonders darauf gesehen werden sollte, daß ihm der Besitz des Herzogthums Mecklenburg versichert werde; endlich sollten ihm alle Kosten und Mittel zur Fortsetzung des Kriegs gereicht werden, und ihm und seinem Heere alle kaiserliche Erbländer offen bleiben." Einem solchen Feldherrn mußte seine eigne Macht und Ueberlegenheit lästig, und am Ende die Welt zu eng werden. Als Wallenstein den König von Schweden zur Zeit, da sich dieser König im Mai 1632 zu München aufhielt, durch Vorkehrungen, von welchen sogleich die Rede seyn wird, nöthigte, Bayern zu verlassen, hatte er bereits einen Theil der Feinde des Kaisers, die Sachsen nämlich, welche in die kaiserlichen Länder einfallen sollten, mit leichter Mühe entfernt. Zu diesem Einfall, wiewohl er gemeinschaftlich mit dem König von Schweden beschlossen worden war, zeigte erst der äußerst gutmüthige und friedfertige Churfürst Johann Georg von Sachsen eine so geringe Neigung, daß es beinahe das Ansehen gewann, als wenn er unterbleiben sollte, und daß er vielleicht auch wirklich unterblieben wäre, wenn der Churfürst nicht selbst von einem kaiserlichen General, dem Feldmarschall Grafen von Tiefenbach, aus seiner Unentschlossenheit aufgeweckt, und genöthigt worden wäre, die Waffen zu seiner eignen Nothwehr zu ergreifen. Dieser tapfere General, welcher sich aus Frankfurt an der Oder erst nach Landsberg im Brandenburgischen, und dann nach Schlesien begeben, indessen wieder ein Korps von ungefähr 10,000 Mann gesammelt, und es jetzt, nach dem Uebertritt des Churfürsten von Sachsen zum König von Schweden, für seine Pflicht gehalten hatte, jenem Churfürsten, wo er nur könnte, Abbruch zu thun, war in der (demselben seit dem J. 1623 angehörigen) Lausitz eingefallen, und einige seiner Vortruppen waren sogar selbst in Sachsen ziemlich weit vorgedrungen. Dieser, von Tiefenbach zwar gutgemeinte, aber wahrscheinlich wider die Absichten des Kaisers, der sich jetzt eine ganz vergebliche Mühe gab, den mißtrauisch gemachten Churfürsten zu einem Vergleich zu bewegen, etwas voreilig unternommene Schritt nöthigte den Churfürsten, mit seiner Armee aufzubrechen, welche denn auch, da sich Tiefenbach, auf einen ihm vom kaiserlichen Hof gege-

benen Wink, überall zurückzog, die Lausitz ohne Schwertstreich wieder eroberte, dann Böhmen betrat, und da auch hier kein Feind im Weg stand, in kurzer Zeit, unter beständigem Plündern, bis Prag kam. Diese, mit einer geringen Besatzung unter dem Statthalter Baltasar Maradas versehene, Hauptstadt, in welcher jetzt die im J. 1620 Ausgewanderten, und unter diesen vorzüglich der alte Graf Heinrich Matthäus Thurn mit Jubel aufgenommen, und die auf dem Brückenthurm aufgesteckten Köpfe einiger Hingerichteten mit einer feierlichen Pracht zur Erde bestattet, und viele andere, diesen Vorgängen ähnliche Veränderungen vorgenommen wurden, ergab sich gegen eine billige Uebereinkunft, den 5—15. Nov. 1631, so wie sich noch in diesem Jahre ganz Böhmen ergab; Pilsen, Tabor, von welchen Festungen keine angegriffen wurde, und Budweis ausgenommen, das von Maradas vortrefflich vertheidigt wurde. So schnell übrigens jene Eroberungen waren: so war doch dabei nichts mehr zu bewundern, als daß der Churfürst von Sachsen durch keine Vorstellungen zu bewegen war, seine Eroberungen auch nach andern kaiserlichen Ländern, welche ihm bis vor Wien offen standen, zu verfolgen, und den Kaiser in eine Verlegenheit, worin dieser vieles ihm Unerwartete hätte bewilligen müssen, zu versetzen. Diese Abneigung, die Macht des kaiserlichen Hauses zu unterdrücken, und diese handgreifliche Schonung desselben, offenbarte sich erst recht deutlich, als zu Ende des Aprils 1632 der, damals mit seiner neuen Armee bereits ausgerüstete Wallenstein von Znaim in Mähren nach Böhmen sich aufmachte. Wo nämlich die Wallensteiner sich sehen ließen, da, als wäre es eine verabredete Sache, entfernten sich die Sachsen; und gleichwie der sächsische Feldmarschall Arnheim, mit welchem Wallenstein wirklich mehr, als Eine Unterredung gehalten hatte, schon vorher nichts that, um die Werbungen desselben zu hindern: so schien er jetzt, anstatt sich den Unternehmungen seines Gegners zu widersetzen, vielmehr alles zu thun, um ihm dieselbe zu erleichtern; wie er denn z. B. die Stadt Prag von Truppen entblößte, damit die zurückgelassene geringe Besatzung einen rechtlichen Vorwand bekäme, sich ohne eine hartnäckige Gegenwehr

zu ergeben. Schon im Juni 1632 war Wallenstein von ganz Böhmen Meister, und jetzt zog er sich, nachdem er noch erst Maradas mit einigen Truppen auf alle Fälle zurückließ, nach Eger; wo er einige Zeit, nicht ohne Vergnügen, zusah, wie Gustav Adolph das Land des Churfürsten von Bayern, dem er äußerst gram war, beängstigte, und wo er sich erst nach vielen Befehlen des Kaisers, und nach vielen inständigen Vorstellungen des Churfürsten, der sich im Drang, worin er sich befand, zu allem, was Wallenstein wünschte, verstand, dazu bequemte, die Vereinigung der bayerischen Truppen mit den seinigen geschehen zu lassen. Diese Vereinigung nun war es, welche Gustav Adolph veranlaßte, sich aus München und Bayern, doch so, daß hie und da Besatzungen zurückblieben, zu ziehen, und alles anzuwenden, um jene Vereinigung der beiden Heere seiner Feinde, welche indeß doch über Weiden und Tirschenreut, unweit Eger, glücklich vor sich gieng, zu hindern.

Gustav Adolph zog sich nach Nürnberg, welche Stadt sich von Wallenstein eines Besuches besorgte, und bezog daselbst, weil er noch eine Verstärkung von Truppen erwartete, ein wohl befestigtes Lager, dessen Schanzen er mit dreihundert Kanonen besetzte. Plötzlich erschien das, 60,000 Mann zählende, vereinigte wallensteinisch-bayerische Heer, und schlug auf dem alten Berg an der Rednitz, drei Viertelstunden von den Schweden, sein Lager auf, mit der Absicht, den König von Franken und Schwaben abzuschneiden, und ihn aus Mangel an Lebensmitteln zu Friedensvorschlägen zu zwingen, was auch, wenn nicht die Stadt Nürnberg beinahe drei Monate lang alles Erdenkliche gethan hätte, um für den König Lebensmittel herbei zu schaffen, erfolgt seyn müßte. Der Mangel dieser Lebensmittel, welcher sich in der Länge der Zeit auch bei dem wallensteinischen Heere sehr drückend einstellte, nahm um so mehr zu, je mehr durch neue, von Banner, dem Herzoge von Weimar, dem Kanzler Oxenstirna u. a. herbeigeführte Truppen auch die Stärke der schwedischen Armee, die sich zuletzt auf 70,000 Mann belief, zunahm. Diese ansehnliche Macht bewog den König zu dem Entschluß, das, in einer unangreiflichen Stellung

errichtete feindliche Lager zu bestürmen, indem er sogar glaubte, daß die wallensteinischen Truppen, wenn sie sich in jener Stellung angegriffen sähen, über diese Kühnheit erschrecken, und Fassung und Muth verlieren würden. Nachdem er nun zuerst das besagte Lager einige Male durch Kanonen beunruhigt hatte, griff er eines Morgens (den 24. August — 3. Sept. 1632) auf der Seite, wo die Bayern gelagert waren, so unvermuthet und ungestüm an, daß eine Menge schlafender Soldaten getödtet, und diejenigen, welche durch die plötzliche und schreckliche Kanonade aus sechzig Stücken erwachten, den ersten Augenblick in keine geringe Verlegenheit und Unordnung versetzt wurden; allein der Schrecken, der sonst zur Flucht eilt, vermehrte hier, je größer er war, die Thätigkeit des vereinigten Heeres. Die bayerischen Reiter bekamen gleich anfangs den Leonard Torstensohn gefangen, und trieben den Herzog Bernhard von Weimar mehr als Einmal zurück, und da nun erst der Vortheil des hochliegenden Lagers dazu kam, so zogen sich endlich die Schweden nach einem Wald zurück, wo die wechselseitige mörderische Kanonade noch zwei Stunden fortdauerte, bis endlich die Nacht das zehnstündige Gefecht, bei welchem kein Theil eines entscheidenden Sieges sich zu rühmen hatte, geendigt wurde. Das wallenstein-bayerische Heer verlor vier Generale, worunter ein bayerischer, Graf Jakob Fugger, war, nebst vielen andern vornehmen Offizieren, und bei 2000 Gemeine. Die Schweden zählten 3000 Todte und viele Verwundete, deren Untergang der König damit entschuldigte, daß er dem Pfalzgrafen Friedrich bekannte: „Herr Vetter, wir haben heute einen dummen Streich gemacht.“

Ein paar Monate nachher lieferte Gustav Adolph Wallenstein eine Hauptschlacht, welche zwar für seine schwedische Armee äußerst vortheilhaft, aber für seine Person desto unglücklicher ausfiel; er zog von Nürnberg, nachdem er, um zu zeigen, daß er in dem, eben erwähnten Treffen nicht besiegt worden sey, noch einige Tage in seinem Lager stehen geblieben war, zuerst nach Bayern, wandte sich aber unvermuthet zurück nach Sachsen, um daselbst den Unternehmungen Wallensteins

Einhalt zu thun, welchen sehr wichtige Vorfälle und Betrachtungen dahin gezogen hatten. Der Churfürst von Sachsen hatte die Kaiserlichen, welche sich einfallen ließen, neuerdings einen Besuch in der Lausitz abzustatten, nicht nur aus diesem seinem Land vertrieben, sondern unmittelbar darauf Schlesien angegriffen, aus welchem ihm der Weg bis vor Wien offen stand. Da es nun wenigstens nicht unmöglich war, daß dieser Herr auf den Einfall käme, die gute Gelegenheit zu ergreifen, nach Wien zu rücken, und sich daselbst wohl gar mit Gustav Adolph, welcher dahin aus Bayern gar leicht hätte nachfolgen können, zu vereinigen: so glaubte Wallenstein, daß er alles Mögliche thun müßte, den Churfürsten von Sachsen zum Abzug aus den kaiserl. Ländern zu nöthigen, und ihm in seinen eignen sächsischen Ländern eine dringendere Beschäftigung zu geben. Sein (Wallensteins) General Gallas erschien auch vermittelst unausgesetzter Märsche mit 12,000 Mann wider alle Erwartung in Sachsen, und ein andrer seiner Generale, Holk, fiel mit 6000 Mann zügelloser Truppen in das Voigtland ein; er selbst aber überschwemmte mit seiner Hauptarmee das ganze Land diesseits der Elbe, und war jetzt, da zu Leipzig auch der berühmte Pappenheim mit einem beträchtlichen Heer zu ihm stieß, fürchterlicher, als jemals, geworden, so daß eine gänzliche Unterdrückung von Sachsen, dann die Wiedereroberung von Mecklenburg und eine unabsehbare Reihe wichtiger Folgen zu erwarten war, unter welchen diese nur noch eine der geringern zu seyn schien, daß der Churfürst von Sachsen, um seinem Land unendliche Uebel und Drangsalen zu ersparen, gezwungen werden könnte, sein Bündniß mit den Schweden, von welchem ihn keine gütliche Vorstellungen abzubringen vermocht hatten, zu brechen, und wohl gar mit Wallenstein sich zu vereinigen. Diese Gefahr, in welcher jetzt die churfürstlichen sächsischen Länder und viele andere schwebten, veranlaßte Gustav Adolph, Bayern zu verlassen, und Wallenstein so geschwind als möglich zu folgen; was er mit einer solchen Eilfertigkeit that, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, seine in einigen Entfernungen stehende Korps an sich zu ziehen, und daß er bei einer Musterung seines Heeres zu Er-

fort, ungeachtet General Banner zu ihm stieß, nur bei 20, nach andern bei 27,000 Mann gezählt haben soll; er gieng bei Altenburg, unweit Naumburg, über die Saale, und verschanzte sich hier (in der Absicht, die Armee des Churfürsten von Sachsen, und des Herzogs Georg von Lüneburg zu erwarten) so gut es in der höchsten Eilfertigkeit möglich war; aber diese Hülfstruppen erreichten ihn nicht mehr; denn schon hatte er hier den Mann, den er suchte, gefunden. Wallenstein stand nur wenige Stunden von ihm entfernt, und bei ihm befand sich mit mehr als zehen Regimentern, ein ähnlicher Held, der überall gefürchtete Pappenheim.

Ehe wir weiter fortfahren, wollen wir, wegen des Zusammenhangs der Dinge, die Verrichtungen Pappenheims seit der leipziger Schlacht nur kurz berühren. Pappenheim war nach jener Schlacht mit Tilly bis Ansbach, von hier aus aber mit einem kleinen Korps nach Westphalen gezogen, wo er, so weit es seine Kasse zuließ, Werbungen anstellte, und dann im Januar 1632 mit einer Geschwindigkeit, bei der ihn da, wo er ankam, niemand erwartet, und mit einer Geräuschlosigkeit, bei der ihn in einer nahen Entfernung niemand bemerkt hatte, nach Magdeburg eilte, und unweit dieser Stadt mit einer solchen Stille, daß seine Ankunft niemand, dem er verborgen bleiben wollte, gewahr werden konnte, sich lagerte; in der Absicht, den schwedischen General Banner, welcher die Stadt Magdeburg von einer andern Seite eingeschlossen hielt, plötzlich zu überfallen. Dieser schwedische Feldherr hatte, seit der erwähnten Schlacht, ebenfalls gute Fortschritte für die Sache der Schweden gemacht, hatte einige kaiserliche Generale, von Virmont und Bönnighausen, welche, nachdem sie die ihrer Vertheidigung anvertrauten Städte Rostock, Wismar und Dömniz nicht länger behaupten konnten, zur Verstärkung des, von Tilly zu Magdeburg zurückgelaßenen Kommandanten, Grafen Wolf von Mansfeld, gezogen waren, geschlagen, und wollte jetzt die Stadt Magdeburg in seine Gewalt bringen, was ihm auch, wiewohl nicht so, wie ers wünschte, gelang. Pappenheim hatte dem Kommandanten in Magdeburg in einem Laib Brod, welchen ein Bauer nach der Stadt

bringen sollte, eine geschriebene Weisung, wie und wann er einen Ausfall wider Banner unternehmen sollte, überschickt, aber bald darauf bemerkt, daß der Bauer von den Schweden aufgefangen, und daß seine schriftliche Weisung an Banner überliefert worden sey. Da Pappenheim, der kaum etwas über 8000 Mann hatte, zu gleicher Zeit die Nachricht erhielt, daß zur Verstärkung Banners der Herzog Wilhelm von Weimar mit 10,000 Mann herbei eilte, so zog er zu Ende des Jan. 1632 von Magdeburg, nachdem er zuvor die Festungswerke vollends zerstört hatte, mit dem Kommandanten ab, und kehrte nach Westphalen zurück. Banner nahm den zerstörten Platz in Besitz, befahl, die Festungswerke herzustellen, ließ den General Tott mit ungefähr 9000 Mann in Niedersachsen zurück, und folgte Pappenheim mit voller Rüstigkeit nach, wurde aber bald darauf von seinem König nach Franken zur Vereinigung mit seinem Heere berufen. Sogleich erschien Pappenheim wieder in Niedersachsen, setzte im März 1632 über die Weser, nahm Eimböck, Hörter und andere Oerter weg, entsetzte das, noch immer von den Kaiserlichen behauptete Stade, und schlug die Schweden, und die für Schweden fechtenden Deutschen mehrmal, und jagte alles vor sich her und von sich weg, bis die feindliche Macht wieder so anwuchs, daß es keine Möglichkeit war, ihr auf allen Seiten zu Leibe zu gehen. Während jene Macht in voller Beschäftigung war, sich zusammen zu ziehen, stürzte er mit seinem Korps die Weser herauf bis an Hessen, und da sich seiner Ankunft kein Mensch versehen hatte, durch verschiedne Städte und Flecken, kam nach Calenberg, dessen Festungswerke er zerstörte, eilte dann dem Rhein zu, um das von den Holländern belagerte Mastricht zu entsetzen, kam aber schon wieder ganz unerwartet zurück, jagte den schwedischen General Bandis von Paderborn und Hörter weg, befreite auch Wolfenbüttel, eroberte Hildesheim, ließ den General Gronsfeld an der Weser stehen, und eilte, unter Eroberungen und Plünderungen, über die Saale bei Merseburg dem, ihn schon erwartenden, Wallenstein zu; aber anstatt daß ihn dieser zur Besiegung der schwedischen Armee benützt haben sollte, schickte er ihn zur Einnahme

des, von den Schweden besetzten, festen Schlosses von Halle, die Morizburg genannt, und er selbst zog nach dem, zwei Meilen von Leipzig entfernten, Dorf Lützen.

Dieser Vorgang veranlaßte die berühmte Schlacht bei Lützen. Gustav Adolph wollte die Entfernung Pappenheims benutzen, und stand, ehe sichs Wallenstein versah, Abends 5—15. Nov. 1632 eine Stunde von jenem Dorf, das von den Kaiserlichen sogleich in Feuer gesetzt wurde. Beim Licht desselben stellten sich während der Nacht beide Heere in Ordnung, indeß die Vortruppen sich einander unaufhörlich begegneten, und scharmuzirten. Wallenstein hatte einen beträchtlichen Vortheil, nämlich zwei zu beiden Seiten einer Strasse gezogne, ziemlich tiefe Gräben, welche er mit Fußvolk besetzte, vor sich. Ein dicker Nebel umhüllte am Morgen (den 6—16. Nov.) die ganze Gegend, verzog sich erst um 11 Uhr Mittag, und stellte sich schon frühzeitig wieder ein. Die Schweden wurden, als sie vor die, eben genannten Gräben kamen, von den Wallensteinischen mit einem Feuer empfangen, welches sie für unbezwingbar hielten, und zurückwichen; aber der König, der keine Furcht kannte, hielt sie, und stürmte mit ihnen, ohne sie noch ferner zu einiger Besinnung kommen zu lassen, mit einer solchen Hitze auf die, durch die Gräben bedeckte, kaiserliche Mannschaft los, daß diese von einem unwillkürlichen Schrecken ergriffen und außer Fassung in die Flucht gerissen wurden. Mehrere, auf Schießhügeln gepflanzte Kanonen fielen den Schweden in die Hände, und dem König schien dieß ein so guter Anfang zu seyn, daß er dem Himmel mit dem Hut in der Hand laut dafür dankte; und daß er, da sich ihm zwei feindliche Küraßierregimenter näherten, mit dem steinbockischen Kavallerieregiment, welches er persönlich anführte, sogleich auf sie losgieng, aber, vermög des in solchen Fällen ihm eigenthümlichen Ungestüms, zu weit voraus, und den Feinden so nahe kam, daß einige auf ihn schoßen, und sein Pferd in den Hals trafen, ihm aber das linke Armbein zerschmetterten. Als indeß sein Regiment herbeigekommen war, ritt er, von Schmerzen überwältigt, aus dem Gedräng, und sank bald darauf vom Pferd. Einer seiner Begleiter (es

waren ihm nur wenige Personen, die er vermuthlich selbst wählte, gefolgt), der Edelknab Leibelfing, strengte alle seine Kräfte an, ihn von der Erde aufzurichten, wie ihm dann der König beide Hände darboth; konnte aber den schweren Herrn nicht emporbringen. Die Neugierde, zu sehen, wer diese Leute wären, zog wieder einige feindliche Reiter herbei, welche sowohl auf den König, als auf den Edelknaben, nachdem sie von beiden nicht hörten, was sie wünschten, schoßen und stachen. Der König, dem eine Kugel durch den Kopf fuhr, blieb auf der Stelle, der Edelknabe aber starb einige Tage darauf zu Naumburg. Während dieser Vorfälle war auch Pappenheim, welcher von Wallenstein bei der ersten Nachricht von dem Anzug der Schweden wieder herbei gerufen wurde, mit der Reiterei (denn das Fußvolk konnte unmöglich so bald, als es nöthig war, eintreffen) angekommen; aber, nachdem er die Feinde, welche er erreichen konnte, mehr als einmal zurückgetrieben, wurde er von einer Musketenkugel getroffen, so daß er, nach einer halben Stunde in einer Kutsche, in welcher ihn ein Feldwundarzt nach Leipzig bringen sollte, starb. Seine Stelle wurde von Piccolomini, und die Stelle Gustav Adolphs von Herzog Bernhard von Weimar ersetzt. Piccolomini wurde sechsmal durch Musketenkugeln verwundet, und verlor mehr als sechs Pferde, die unter ihm erschossen wurden. Die meisten seiner vornehmern Offiziere wurden theils getödtet, theils verwundet. Die Kaiserlichen verloren mehrere Male ihre Kanonen, und eroberten sie wieder, ließen aber dann doch zuletzt eine sehr beträchtliche Anzahl derselben in den Händen der Schweden. Die Schweden flohen mehrere Male, und kamen wieder zurück; und da der Nebel bald hier, bald dort, sich niederließ, so wußte man nicht, wer auf der Flucht und wer im Anzuge sey, sondern wie man einander schon in der Nähe erblickte, tödtete man einander. Sieben tausend Mann lagen getödtet, und eben so viele verwundet auf dem Schlachtfeld. Die Nacht endigte das mörderische Gefecht, während welches kein Theil die Flucht ergriff.

Kaiserlicher Seits gehörten unter die vornehmern **Getödteten, oder an tödtlichen Wunden Gestorbenen**

Graf Berthold von Wallenstein, ein Prinz Dietrichstein, der Generalmajor von Preuner, und sechs Oberste. Schwedischer Seits kamen um Prinz Ernst von Anhalt-Bernburg, ein Graf Schlick, ein Graf Fels, der Graf Niklas Brahe von Wisingsburg, der Oberst Gersdorf, der Generalmajor Uslar, der Oberst Wildenstein u. a. So sehr diese und andere Männer bedauert wurden: so wurden sie jetzt gleichwohl von den zwei erhabnen Helden, Gustav Adolph und Pappenheim verdunkelt. Des Erstern Körper wurde den Tag nach der Schlacht, kaum noch mit einem Hemd bedeckt, von den Pferden ganz zertreten, in der Nähe eines großen Feldsteins, von der Zeit an der Schwedenstein genannt, mit großer Mühe gefunden, und zuerst nach Wolgast, dann aber nach Stockholm gebracht, und in der königlichen Gruft daselbst beigesetzt. Dem bayerischen Pappenheim, dessen kriegerische Talente um so mehr erkannt und geschätzt wurden, je größer der Mann war, der sie beurtheilte, ließ Wallenstein zu Prag ein prächtiges Leichenbegängniß halten; er selbst begleitete den Sarg nach der Kirche des Stifts Strahow, wo er versenkt wurde, und warf, tief gerührt, die erste Schaufel leichter Erde auf den Mann, der bei mehr als zwei und dreißig Schlachten gewesen, und der mit mehr als hundert Narben bedeckt war; er war, wie der König von Schweden, acht und dreißig Jahre alt. Die beiden Helden suchten einander während der Schlacht. Fremde Hände ersparten ihnen die Mühe, sich wechselweise zu tödten, und machten ihnen zu gleicher Zeit die Gelegenheit, einander jenseits zu finden.

Friedrich II. und Maria Theresia.

König Friedrich II. von Preußen regierte von 1740 bis 1786, und über diesen ganzen Zeitraum hin wurde der Geist der Zeit durch ihn bedingt und Friedrich als Vertreter desselben angesehen: nicht dieselben Marken hat die Geschichte des bewegenden Geistes in dem europäischen Staatenverkehr; hier steht er nach Regung und That nur bis zu Ende des siebenjährigen Kriegs im Vorgrunde, und dieses giebt die Grenzen für die gegenwärtige Darstellung. Jenseits derselben sehen wir den großen Fürsten im Gefolge einer Macht, die ihn

zu überflügeln drohte; der bewegende Geist des Staatenverkehrs und das Schwergewicht war nicht mehr bei ihm. Sein Blick hatte während der ganzen Dauer seiner Regierung seine Hauptrichtung gegen Oesterreich; Schlesien gewinnen, war ihm die erste Aufgabe seit seinem Eintritte in den europäischen Fürstensenat; das gewonnene Schlesien behaupten war die wichtigste der Sorgen seiner nachfolgenden Regierung. Zu den Fürsten, die aus Kriegs- und Eroberungslust der Welt den Frieden mißgönnen, ist er nicht zu zählen. Nach Verschiedenheit der zu seinen Zwecken ins Werk gesetzten Mittel zerfällt sein Regierungsleben in zwei Hälften: 1) der Gewalt des Kriegs, 2) der Künste der Politik gegen Oesterreichs Macht. Der vorliegenden Darstellung gehört die erste Hälfte, die Thaten des Kriegsfürsten, an; doch umfassen ihre Schranken mehr, als diese; sollten wir denn nicht auch die wundersame Ausstattung des Heldenkönigs mit den schönsten Gaben der friedlichen Musen und die Uebung der Künste des Friedens in den kriegsfreien Zeiträumen beachten? Kriegslärm kennen wir genug; nun gilt es einen großen Feldherrn auch als Landesvater, den Krieger auch als Werkmeister im Gebiete der Humanität, den thatkräftigen Fürsten auch als geistreichen Pfleger der Wissenschaft, Literatur und Kunst kennen zu lernen.

Friedrichs II. und Maria Theresia's Antritt. Die Erstlinge des Kriegs um Schlesien.

Friedrich II. bestieg den Thron am 31. Mai 1740. Selbstherrschen des Königs war man gewohnt; die Fortsetzung desselben aber erhielt sogleich einen andern Charakter, als bisher unter Friedrich Wilhelm I. Des Letztern Zweck bei preiswürdigem Staatshaushalt hatte klar zu Tag gelegen, Soldaten zu halten und die Kassen zu füllen; die Frage wozu? hatte sich nicht durch Anwendung der Staatskräfte zu äußerm Gewinn und Thaten des Heeres beantwortet. Seine Offenheit im politischen Verkehr inmitten der politischen Gaunerei seiner Zeit, und dennoch große Empfänglichkeit für Einflüsterungen schlauer Geschäftsträger ausländischer Mächte, möglichste Zurückgezogenheit von den Gespinnsten und Tummelplätzen der Störenfriede Europa's, Be-

harrlichkeit in friedfertigem Sinne und fast träge Duldsamkeit, selbst bei verächtlicher und schnöder Begegnung von außen, hatte dem preußischen Staate eine seltsame Stellung gegeben. Ungeachtet des wohlgeübten Heeres von 76,000 Mann und des reichgefüllten Schatzes stand der König da, ohne mitgezählt zu werden oder bei irgend einer europäischen Macht Sorge zu erwecken; seine Feindseligkeiten beschränkten sich auf Gewaltthätigkeiten seiner Werber und dieses bezahlte man mit derselben Münze, nicht ohne großes Wehegeschrei und mit steigendem Vertrauen, daß des Königs Schwert zu rechtem Ernste nicht locker in der Scheide sey. König Georg II. nannte seinen Schwager nicht nur den Sergeanten, sondern auch den König der Heerstraßen und den Reichserzsandstreuer; selbst der Bischof von Lüttich wagte es, dem preußischen Gesandten höhnisch zu begegnen. Friedrich Wilhelm I., Feind jeder Art von Intriguen in der Politik, hatte so gut wie kein Kabinets-Geheimniß oder es war doch für die fremden Höfe nicht schwer, zu erfahren, was er etwa nicht selbst unverhohlen aussprach. Friedrich II. hatte erst wenige Wochen den Thron inne gehabt, als die Riesengarde aufgelöst war, aber auch schon die auswärtigen Gesandten klagten, es gebe Niemand, durch den man zur Kunde von Friedrichs Entwürfen gelangen könne, er thue Alles selbst und wisse Alles allein. Auf Entwürfe aber deutete allein schon die neue Art von Sparsamkeit, welche Friedrich einführte, nämlich mit der Zeit; Geld kann ein Fürst aufhäufen, um sich daran zu weiden, Soldaten halten, um damit zu spielen, aber wer der Zeit Schwergewichte und seinen Handlungen Flügel anzuheften sucht, der will mehr, als das Bewußtseyn des Vermögens und der Sicherheit, oder ein Spielwerk. Aus der stürmischen Eile, mit welcher der König schritt und sprach und ritt und fuhr, war zu ahnen, daß die Vorräthe des Vaters, deren Anschaffung und Niederlegung für sich selbst aus dem Gesichtspunkte, daß jährlich etwas zurückgelegt werden müsse, Zweck von dessen Haushalte gewesen war, jetzt eine Richtung auf That erhalten würden. Wohin? sollten dem jungen thatenlustigen Könige die Umstände ergeben.

Durch ganz Europa war Friede; außer Europa führten Krieg England und Spanien; spanische Zollbeamte hatten englischen Schleichhändlern die Ohren abgeschnitten und deshalb Georg II. Flotte und Mannschaft nach Westindien zum Angriff auf spanische Besitzungen gesandt; doch gab das zunächst keine Rückwirkung auf Europa. Da starb am 20. Oktober 1740 Kaiser Karl VI.

Seiner Tochter Maria Theresia, die seit 1736 mit Franz Stephan von Lothringen (Toskana) vermählt war, war die Erbfolge in den Besitz sämmtlicher Länder ihres Vaters durch ein halb Dutzend Handfesten verbürgt worden und mit Liebe ward die junge liebreizende Fürstin, bezaubernd durch Anmuth, Leutseligkeit und seelenvolles Wort, eine mit Adel, Würde und Züchtigkeit ausgestattete Herzengewinnerin, wie noch auf keinem neuern Throne gesessen, erfüllt mit dem Stolze ihres Hauses gegen die Fürsten, und von Menschenfreundlichkeit gegen die Unterthanen, als Landesmutter begrüßt von ihren Völkern. Hatte Friedrich auf Karls VI. baldigen Tod gerechnet, oder faßte er nun mit raschem Entschlusse die Stirnlocke der Gelegenheit? Sicher ist, daß er nicht erst jetzt die Bezeichnung Königreich für zu groß für seine Staaten gehalten und zur rechten Füllung von jener auf Vergrößerung des Wesens gedacht habe. So berichtet er selbst unverhohlen. Einem Angriffe auf das welke Oesterreich aber schien Vieles günstig zu seyn; es ließ sich erwarten, daß auch andere Mächte zum Mitgewinnen, also zum Bunde mit Friedrich, die Hand ausrecken würden; vor Allem Frankreich. Um Schein und Vorwand war Friedrich nicht verlegen; es wurden alte, theils gegründete, theils nichtige, Ansprüche auf einzelne Landschaften Schlesiens hervorgesucht, deren Abtretung von Maria Theresia, unter Verheißung von Beistand gegen Angriffe von andern Mächten, durch eine Gesandtschaft begehrt, zugleich aber, ja noch zwei Tage vor der Ankunft des preußischen Gesandten in Wien, 23. December 1740, die schlesische Grenze von einem preußischen Heere überschritten, und Manifeste über Friedrichs Recht und Ansprüche durchs Heer selbst verbreitet. Maria Theresia's Antwort zeugte von Entrüstung; am wiener Hofe

ward wohl die untergeordnete Stellung eines brandenburgischen Churfürsten bespöttelt, aber die That konnte der Gesinnung nicht so bald folgen. Zur Stelle war kein Heer; der Winter vergieng, ehe ein solches gesammelt werden konnte; Schlesien, das nur drei feste Plätze — Glogau, Neiße und Brieg — hatte, fiel indessen fast ganz in Friedrichs Hand, und die protestantischen Bewohner des Landes, zwei Drittheile seiner gesammten Bevölkerung, waren mindestens über das Aufhören kirchlicher Verfolgungen, die sie während der Regierung Karls VI. hatten ausstehen müssen, nicht mißvergnügt. Doch schien Maria Theresia auf sicherer Grundfeste zu thronen; nicht blos die von den österreichischen hohen Staatsbeamten und Höflingen ausgesprochenen Ansichten von der brandenburgisch-preußischen Macht athmeten diesen Geist; es schüttelten unbetheiligte oder selbst Friedrichs Staatsmänner und Feldherren, namentlich der alte Fürst von Dessau, bedenklich die Häupter; in Maria Theresia's weitläuftigem Ländergebiet waren Tausende versuchter Krieger zu zählen; dagegen ward Friedrich mit seiner Parademannschaft, der der ehrwürdige Rost des Pulverdampfes nicht anhaftete, wohl als ein vorwitziger Frevler angesehen, der der verdienten Züchtigung nicht würde entgehen können. Da gewann, 10. April 1741, die unerschütterliche Haltung des preußischen Fußvolkes, dessen Gleichtritt und Raschheit im Feuern, über das vom Grafen Neipperg geführte österreichische Heer die Schlacht bei Mollwitz und das Vorurtheil gegen Friedrich wich der Verwunderung und Theilnahme. Der Vortheil von diesem Siege für Friedrich war größer, als der Ruhm. Die Schlacht war schon für verloren geachtet worden und Friedrich auf dringendes Bitten der kriegserfahrnen Feldherren, Leopold von Dessau und Grafen Schwerin auf dem Wege, Sicherheit für seine Person zu suchen: aber die Beschämung, welche Friedrich nach der Siegsbotschaft fühlte, ward bald zugedeckt durch die Erfolge der Schlacht. Wie durch einen Zauberschlag erhoben sich nun Feinde gegen Maria Theresia und Bündner für Friedrich. Unser Blick wendet sich von Friedrich, dem Angreifer, auf Maria Theresia, die Angegriffene; Oesterreich tritt in den Mittelpunkt der Begebenheiten.

Anfang des österreichischen Erbfolgekriegs. Kaiser Karl VII. Friede zu Breslau.

Die Kunde vom Tode Kaiser Karls VI. hatte nicht blos Friedrich von Preußen auf den Schauplatz gerufen, sondern auch an andern Höfen die zur Anerkennung und Verbürgung der pragmatischen Sanction in Anspruch genommenen politischen Gewissen hinter Neugier und Erspähung dessen, was kommen würde, und Planmacherei und Berechnung zurückgedrängt. Da erhob sich der Churfürst von Bayern, Karl Albrecht, und erklärte, ihm allein müsse ganz Oesterreich zufallen, wegen seiner Abkunft von Kaiser Ferdinands I. Tochter, Anna, und eines Testaments von Ferdinand I.; der Churfürst von Sachsen und König von Polen August III. nahm Oesterreich in Anspruch für seine Gemahlin, eine Tochter Kaiser Joseph I.; Königin Elisabeth von Spanien, immer lüstern nach Land und Leuten, dachte auf Losreißung noch einer italienischen Landschaft von Oesterreich; da wurden Verträge von Philipps III. Zeiten her aufgesucht, und Ansprüche darauf begründet; der König von Sardinien trat in die Schranken, streckte seine Hand nach Mailand aus und wies mit der andern auf den Ehevertrag, den sein Urgroßvater mit einer Tochter Philipps II. von Spanien geschlossen habe; in Frankreich, wo der friedliebende Cardinal Fleury noch immer das Staatsruder führte, wogte eine Schaar kriegslustiger Feuerköpfe, an der Spitze der Marschall Belleisle und dessen Bruder. Der Beschluß, zu den Waffen zu greifen, reifte bei der vielfachen Regsamkeit zum Ländergewinn von Maria Theresia, zuerst am französischen Hofe; er wurde dem Cardinale abgestürmt; Marschall Belleisle begab sich zum Könige von Preußen ins Lager von Mollwitz; Fleury's Schreiben an den König drückte den Wunsch einer Verbindung aus. In Bayern aber saß der Churfürst Karl Albrecht, ein offener gutmüthiger Mann, auf dem Schlosse zu Nymphenburg zu Rathe mit seinem Minister, dem Grafen Törring, und dieser mahnte zum Kriege; in dem friedliebenden Kanzler Unertel, der zum Rathe nicht mit berufen worden war, stieg bange Sorge auf; die Jugenderinnerungen an Bayerns Drangsale im spanischen Erbfolgekriege führten ihm Schreckensbilder vor die Phan-

taſie; er eilt zum Pallaſte, man verſagt ihm den Eintritt, da läßt er von einem Aufwärter ſich eine Gartenleiter bringen, ſteigt hinauf an das Fenſter des churfürſtlichen Cabinets, zerſchlägt mit dem Chapeaubas eine Scheibe, ſteckt den Kopf durch die Oeffnung und ſchreit aus allen Kräften: Um Gottes Willen, gnädiger Herr, keinen Krieg! Graf Törring aber zog ſeinen Degen und rief: Krieg. Seinem ſtarken Willen folgte der ſchwache des Churfürſten; die Erinnerung an Bayerns Gefahren und Leiden, deren es von Seiten Oeſterreichs ausgeſetzt geweſen, war zu unkräftig gegen die verbündeten Despotinnen der menſchlichen Seele, Eiferſucht und Hoffnung; am 22. Mai 1741 wurde zu Nymphenburg ein Waffenbund zwiſchen Frankreich, Spanien und Bayern geſchloſſen; dazu traten auch die Churfürſten von Cöln und der Pfalz.

Ein bayeriſches Heer brach ein in Oeſterreich, ein franzöſiſches, geführt von dem Marſchall Belleisle, ging über den Rhein. Wien war in Aengſten; den Bayern lag der Weg dahin offen; Nichts hätte ſie aufgehalten; die Straßen von Wien nach Ungarn wimmelten von Flüchtlingen; aber Churfürſt Karl Albrecht begnügte ſich mit der Huldigung in Linz und dem Namen eines Erzherzogs von Oeſterreich, und zog dann nordwärts, um mit den herangekommenen Franzoſen Böhmen zu erobern, ehe die Sachſen zuvorkämen. Im September 1741 vereinigten ſich beide Heere. Auch Friedrich II. und Auguſt III. traten zum Bunde, 1. November; ein ſächſiſches Heer erſchien, an der Eroberung Böhmens zu helfen. Graf Moritz von Sachſen, Befehlshaber in dem franzöſiſchen Heere, that den Hauptſchlag; Prag wurde mit ſtürmender Hand genommen, Graf Moritz der Held des Tags (26. November 1741); auch hier ließ Karl Albrecht ſich den Huldigungseid leiſten. Dem Ungeſtüm dieſes Siegslaufs eilten aber die Entwürfe der Verbündeten wohl voraus; vor Allem war des franzöſiſchen Oberfeldherrn Phantaſie hoch rege. Als dieſer im Frühjahr 1741 ſich bei Friedrich II. befand, verſank er im Geſpräch mit dieſem in tiefes Nachſinnen; Friedrich fragte ihn nach der Urſache ſeines Schweigens; Belleisle antwortete, er könne nicht

herausrechnen, wem bei der Theilung der österreichischen Länder Mähren zufallen solle.

Im Bunde mit Oesterreich stand seit der Zeit Katharina's II. Rußland; dessen Kaiserin Anna war in demselben Jahre, als Kaiser Karl VI. und König Friedrich Wilhelm, gestorben und die Regierung des Reichs in der Hand einer zweiten Anna, Nichte der verstorbenen Kaiserin, Mutter des unmündigen Thronfolgers Iwan. Für Friedrich II. war günstig gestimmt der Feldmarschall Münnich, eine Zeitlang unter dieser Anna der mächtigste Mann des Reichs; sein Schwiegersohn, der gewandte Winterfeld, von Friedrich II. geschickt, erlangte Freundschaftsversicherungen des petersburger Hofes; doch erhob sich bald eine Gegenpartei und betrieb Rüstungen zu Gunsten Oesterreichs. Mit Frankreich dagegen hatte Schweden das vor länger als einem Jahrhunderte von Gustav Adolph zuerst geknüpfte Freundschaftsband erneuert. Das Königthum daselbst lag in tiefster Ohnmacht darnieder; der Adel aber war in Zwietracht zerfallen; Parteiführer waren die Grafen Horn und Gyllenborg; des Letztern Partei, Kriegslust athmend, nannte auf dem Reichstage 1738 sich Hüte, ihre Gegner aber Mützen; sie ward in demselben Jahre herrschend und durch sie wurden Verträge mit Frankreich und der Pforte geschlossen. Bei dem glühenden Hasse der Partei gegen Rußland kostete es dem Cardinal Fleury keine große Summe, sie zur Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen; dadurch sollte dieses abgehalten werden, der bedrängten Maria Theresia Hülfe zu leisten, und so geschah es. In noch älterm Bundesverhältnisse mit Oesterreich war Großbritanien und in der That rüstete König Georg II., der sich vergebliche Mühe gegeben hatte, den Streit zwischen Maria Theresia und Friedrich gütlich auszugleichen, ein Heer in Norddeutschland; aber ein schnell zusammengezogenes französisches unter Marschall Maillebois ging über die Maaß, und König Georg mußte erklären (27. September 1741), parteilos bleiben zu wollen. Maria Theresia empfing von England nur Hülfsgelder. Das deutsche Reich war ohne Haupt, Maria Theresia's Gemahl ihm fremd; die mächtigsten drei Fürsten des Reichs in Waffen gegen Oesterreich; in Frankfurt aber wurden Vorbereitungen zu

einer Kaiserwahl getroffen, die nach der Lage der Dinge auf einen der Widersacher Oesterreichs treffen und so diesen neues Gewicht der Stärke zufügen mußte. Maria Theresia's Muth stand fest, seine Stütze war ihr Zorn über das Unrecht, das sein Haupt gegen sie erhob; ihre Heeresmacht war nichtig, im Schatze hatte Karl VI. kaum hunderttausend Gulden hinterlassen, ihre Räthe waren ohne Kopf und Takt, sie überragte alle; Hülfe suchte und fand sie bei den Ungarn. Am elften September 1741 erschien sie in ungarischer Tracht, die Krone des heiligen Stephan, das ungarische Reichskleinod, auf dem Haupte und mit einem Schwerte umgürtet, in der ungarischen Reichsversammlung zu Preßburg, leistete den Königseid Andreas II., den Leopold I. abgeschafft hatte, und trug nun in lateinischer Sprache ihre Bedrängniß und ihr Begehren vor. Ihr Liebreiz war unwiderstehlich; entzückt und mit wild aufwallendem Muthe zogen die Ungarn ihre Säbel und riefen: Laßt uns sterben für unsere Königin, Maria Theresia. Noch einmal, 20. September, zeigte Maria Theresia sich den ungarischen Ständen, das Mal mit einem zarten Knäblein, dem nachherigen Kaiser Joseph II., auf den Armen. Gleicher unermeßlicher Jubel! Indessen waren die Vorbereitungen zur Kaiserwahl vollendet worden; am 24. Januar 1742 ward Churfürst Karl Albrecht von Bayern unter dem Namen Karl VII. zum Kaiser gewählt. Zum ersten Male im gesammten Verlaufe der Geschichte des deutschen Reichs gelang es hier Frankreich, die Kaiserwahl zu lenken; das auffahrende, übermüthige Wesen des Botschafters Belleisle erinnerte aber an zwei Jahrhunderte deutscher Erniedrigung. Der eitele Fürst, mit den Sorgen der Sparsamkeit gänzlich unbekannt, verwandte für Staatscarossen aus Paris und die Krönungsreise nach Frankfurt 123,000 Gulden, in einer Zeit, wo die Bedrängniß ihm schon auf den Fersen saß. Am Tage seiner Krönung zu Frankfurt wurde Linz und am 13. Februar 1742 seine Hauptstadt München von Oesterreichern besetzt und mit einem österreichischen Heere gräßliche Horden von Heiducken, Panduren, Tolpatschen und Kroaten unter den berufenen Parteigängern Menzel und Franz von der Trenk über das Bayerland losgelassen. Menzel erließ ein Manifest, worin er mit

Abschneidung der Nase und Ohren drohte; die That entsprach dem Worte.

Der aber zuerst losgeschlagen hatte, Friedrich von Preußen, erkannte eben so wohl die Lockerheit des Bundes, dem er sich angeschlossen hatte, — ihm war die Abschrift eines Briefes von Fleury zugekommen, in dem dieser seine Bereitwilligkeit, ohne Zuziehung des Königs von Preußen Frieden zu schließen, aussprach —, als er der Schärfe seines Geistes und Schwertes sich bewußt war. Schlesien war in seiner Hand und der Krieg von ihm nach Mähren und Böhmen versetzt worden; als er nun, 17. Mai 1742, über die Oesterreicher, die Karl von Lothringen, Bruder von Maria Theresia's Gemahl und späterhin (1744) Gemahl von Maria Theresia's Schwester, anführte, bei Czaslau und Chotusitz in Böhmen einen zweiten Sieg erfochten hatte, ließ Maria Theresia im Frieden zu Breslau, 11. Juni (bestätigt zu Berlin 28. Juli) 1742, ihm Schlesien. Hier opferte sie, um das volle Gewicht ihrer Macht auf die noch übrigen Feinde fallen zu lassen. Der letztern Zahl war geringer geworden, denn auch Sachsen und Sardinien hatten die Hand zum Frieden geboten; die Streitkräfte Maria Theresia's aber bekamen einen bedeutenden Zuwachs durch das Heer einer verbündeten Macht.

Die pragmatische Armee. Friede zu Abo.

Robert Walpole war nicht mehr großbritanischer Minister; der Kolonialkrieg mit Spanien, nur mit halbem Willen und Ernste geführt, hatte Niederlagen und Verluste gebracht und die öffentliche Meinung sich gegen Walpole ausgesprochen, der nicht an seinem Platze war, wo schon Krieg geführt wurde, und im Wege, wo der Friede lästig war. Die Volksstimme aber war Krieg gegen Frankreich; am heftigsten und lautesten rief zum Kriege Lord Carteret; er wurde Minister an Robert Walpole's Stelle, und König Georg II. rüstete ein Heer zu Gunsten Maria Theresia's gegen Frankreich; Engländer, Hannoveraner und Hessen wurden im nördlichen Deutschland versammelt; auch die Generalstaaten zeigten sich bereit, am Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen und sandten etwas später ihre Mannschaft zu dem vielgegliederten Heere. Dies

bekam den Namen pragmatische Armee, weil es helfen sollte, die pragmatische Sanction aufrecht zu erhalten. Ehe aber noch dieses Heer schlagfertig war, hatte ein österreichisches sich über Böhmen ausgebreitet und den Marschall Belleisle in Prag eingeschlossen. Ihn zu befreien, mußte Maillebois aus Westphalen aufbrechen, aber sein Zug ward zu vergeblichem Hin- und Herziehen, weil Fleury ihm nicht freie Hand, zu wagen und zu schlagen, gelassen hatte; Belleisle's Heer, vom Hunger gepeinigt, durch Kälte und Krankheiten verringert und abgemattet, welkte der gänzlichen Auflösung entgegen; da faßte Belleisle den heldenmüthigen Entschluß, mitten durch die umlagernden Feinde sich einen Weg zu bahnen; die Ausführung (16. December ff. 1742) kostete schmerzliche Opfer; die grimmige Winterkälte, fast gleich der des Jahres 1709, raffte ganze Schaaren dahin; viertausend Mann kamen um vor Kälte, Hunger und Entkräftung; von vierzigtausend Mann, die das Jahr zuvor über den Rhein gegangen waren, kamen nicht über achttausend zurück; dennoch konnte Belleisle's Winterzug von der Nation gepriesen werden; war doch die Schmach der Gefangennehmung eines Heeres dadurch abgewiesen worden. Jetzt wurde dem fast neunzigjährigen Cardinal Fleury die Last des Krieges unerträglich; auch konnte der alte Staatskünstler nicht verschmerzen, daß Friedrich von Preußen für sich allein Friede gemacht und besser für seinen Vortheil gesorgt hatte, als Frankreich; nun aber hatten in der That die französischen Angelegenheiten gar nicht mehr den Anschein, als würde daraus ein Gewinn zu ziehen seyn, auf herbe Verluste konnte sogar Bedrängniß folgen: Kaiser Karl VII. hatte keinen Fuß breit Landes mehr; sein Wohnort war Frankfurt, sein Einkommen ein Gnadengeld von Frankreich; England und Holland hatten eben nur die Erstlinge des Kriegs gebracht; Lord Carteret war geschworner Feind Frankreichs und keine Hoffnung zu baldiger Sühne: Fleury starb, 29. Januar 1743, mit der Welt und sich selbst zerfallen, arm und unbedauert. Frankreich mußte den Krieg fortsetzen; ein Gewinn dabei schien mindestens zu seyn, daß die an die Spitze der Verwaltung Gestellten nun auch den Willen zum Kriege hatten, und

nicht, gleich dem Cardinal, mit abgewandtem Antlitz die Waffen führten. Hätte das nur Fähigkeit und Eintracht gegeben! Bisher hätte Fleurys Eifersucht ausgezeichnete Köpfe vom Staatsruder fern gehalten; wer aber war nach seinem Tode Schuld, daß die Vernunft dort nicht gedeihen wollte? Aber das zum nächsten Feldzuge mühsam aufgebrachte Heer wurde am 27. Juni 1743 bei Dettingen, einem mainzischen Dorfe bei Aschaffenburg, von der pragmatischen Armee, die von ihm schon in die äußerste Bedrängniß gebracht worden war, aufs Haupt geschlagen und der ganze Feldzug vereitelt. Bald darauf, 13. September 1743, wurde der König von Sardinien durch brittische Hülfsgelder zum engern Bunde mit Maria Theresia vermogt, und am 20. Dec. desselben Jahres auch Sachsen, dessen Minister, Graf Brühl, um Gunst und Gaben von Oesterreich buhlte, bewogen, für Maria Theresia ins Feld zu ziehen. Enger schlossen nun Frankreich und Spanien nebst dem dritten bourbonischen Hofe, in Neapel, sich an einander; König Friedrich aber, besorgt, der Friedensvertrag von Breslau mögte ihm wenig frommen, wenn Maria Theresia zu vollen Kräften käme, trat am 23. Mai 1744 in einen Bund (frankfurter Union) mit Frankreich und Spanien; so wie er, auch der länderlose Kaiser Karl VII., der Churfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen-Kassel (zugleich König von Schweden), der zuvor sechstausend Hessen dem Könige Georg II. in Sold gegeben hatte.

Nun aber drohte für die Verbündeten ein böser Sturm von Rußland her loszubrechen. Peters I. Tochter, Elisabeth, Kaiserin seit dem 6. Dec. 1741, hatte den Krieg gegen Schweden fortgesetzt, die schwedischen Waffen aber nur Schmach geerntet. Die Schweden waren nicht wieder zu erkennen; bei Willmannstrand wurden 12,000 Schweden von den Russen niedergehauen (3. Sept. 1741); am 4. Sept. 1742 streckten zehn finnländische Regimenter die Waffen vor den Russen; ganz Finnland wurde preisgegeben. Aus den Niederlagen des Heers war Muthlosigkeit der französischgesinnten Kriegspartei im schwedischen Reichsrathe hervorgegangen; ein Friede mit großem Verluste von Landschaften mußte als willkommene Gabe russischer

Großmuth erscheinen; Elisabeth begehrte, daß ein Verwandter des zarischen Hauses, Adolph Friedrich, Bischof von Lübeck, Oheim des zu Elisabeths Thronfolger bestimmten Herzogs Peter von Holstein, zum Nachfolger des kinderlosen Königs Friedrich von Schweden gewählt würde; das Sträuben des schwedischen Volks war vergeblich, die Wahl erfolgte und, gleichsam als Ausstattung des aufgedrungenen Kronerben, gab Elisabeth ihre Eroberungen, bis auf ein unbedeutendes Stück von Finnland, im Frieden zu Abo, 17. August 1743, an Schweden zurück. Nun hatte Friedrich von Preußen zu fürchten; um so mehr, da durch die Ränke und Verläumdungen des österreichischen Gesandten in Petersburg, Marquis von Botta, Elisabeth mit dem Verdachte erfüllt worden war, Friedrich habe Antheil an einer Verschwörung gegen sie gehabt. Indessen es gelang dem König, den Sturm zu beschwören; für den russischen Thronfolger, Großfürst Peter, ward eine Gemahlin gesucht; Friedrich empfahl die Tochter des Fürsten von Anhalt-Zerbst, seines Generals; der Vorschlag wurde angenommen, und hatte auf einige Zeit wohlwollende Stimmung Elisabeths gegen Friedrich zur Folge.

Der Kriegsschauplätze waren nur drei, weit von einander entlegen; in Schlesien und Sachsen, in den Niederlanden und in Italien; dort sehen wir Friedrich gegen die Heere Maria Theresia's, in den Niederlanden Engländer, Holländer und Hannoveraner gegen Franzosen, und Frankreich und Großbritanien aus halber Theilnahme am Kriege als Hülfsmächte nun in vollem, eifrigem Kriege gegen einander; in Italien Franzosen, Spanier und Italiener gegen Oesterreich. Des dreifach gegliederten Drama's erstes Hauptstück ist für uns Friedrichs zweiter schlesischer Krieg.

Der zweite schlesische Krieg.

Dieser Krieg füllt einen Zeitraum von anderthalb Jahren, vom 17. August 1744 bis 25. Dec. 1745; er war die Feldherrnschule für Friedrich und die Quelle des Hochgefühls und des Vertrauens, das er und sein Heer zu einander faßten. Jedoch auch an Noth und Bedrängnissen mangelte es ihm nicht: er selbst gesteht,

Fehler in Menge gemacht zu haben. Sein Einfall in Böhmen, 1744, mißlang gänzlich; den Oesterreichern kam ein sächsisches Heer zu Hülfe; beim Anfange des folgenden Feldzuges (Mai 1745) wurde Schlesien von den Oesterreichern überzogen und Friedrich war in so bedenklicher Lage, daß er harten Verlusten entgegensah, wenn nicht sein Feldherr, Markgraf Karl, sich mit ihm vereinigen konnte. Aber an diesen den Befehl dazu gelangen zu lassen, schien fast unausführbar. Da rief der König den schon erprobten wackern Ziethen; mit seinem gesammten Husarenregimente sollte dieser aufbrechen, jedem seiner Husaren den Befehl des Königs mittheilen und sich mit den kühnen und kräftigen Reitern einen Weg durch die Feinde hauen; und sollte auch nur Einer derselben übrig bleiben, dem Markgrafen des Königs Befehl zu bringen, es schien diesem ein Gewinn. Ziethen fand bessern und wohlfeilern Rath. Sein Regiment hatte so eben neue, den Oesterreichern noch nicht bekannt gewordene, Pelze bekommen; er brach auf, als ein österreichisches Regiment in der Nähe des Weges zog; Ziethen und seine Reiterschaar schloßen diesem sich an, als seyen sie Waffenkameraden und arglos zogen jene weiter; erst spät ward der Irrthum erkannt, für einige ihm getödtete Husaren führte Ziethen mehre österreichische Officiere gefangen mit sich fort, und gelangte glücklich zum Ziele. Bald darauf tauchte Friedrich auf aus Gefahr und Noth und ließ die Feinde seine und seines trefflichen Heeres Ueberlegenheit empfinden; in dem noch übrigen Theile des Kriegs wohnten Glück und Geschick ohne Wankelmuth bei ihm. Bei Striegau oder Hohenfriedberg erntete er, 4. Juni 1745, die glänzendsten Lorbeern über die zu ihrem Unglück abermals von Karl von Lothringen befehligten Oesterreicher und die Sachsen, in deren Kriegsjahrbüchern von nun an sich noch mehr Unheil an den Waffenbund mit Oesterreich knüpfen sollte, als einst an die polnischen Feldzüge gegen Karl XII.; ein preußisches Regiment, die Dragoner von Baireuth, warf sich auf zwanzig feindliche Bataillone und nahm den Oesterreichern 66 Fahnen: soll man mehr über den glücklichen Ungestüm der wackern Reiter oder über die Verlorenheit der österreichischen Fahnenträger stau-

nen? Bei den Preußen war der bewegende Geist, der weichende Geist bei den Oesterreichern. Als in der folgenden Schlacht, bei Sorr in Böhmen, 30. Sept. 1745, Friedrich mit 18,000 Mann gegen 40,000 Oesterreicher fechten mußte, beruhte das Schicksal mehr auf der Wackerheit seiner Streiter, als auf seiner Feldherrnkunst; mit freudiger Anerkennung bezeugte er den Truppen, die ihm den Sieg errungen, daß ihr heldenmüthiger Kampf die Gebrechen seiner Kunst gutgemacht habe. In eben dieser Schlacht aber geschah es, daß der österreichische Fürst Lobkowitz drei feige österreichische Hauptleute, die sich zur Flucht wandten, niederstieß; umsonst, seine Leute warfen ihn in einen Graben und liefen davon. Dennoch wurde Maria Theresia's Sinn nicht gebeugt; Friedrich sollte Schlesien nicht behalten; Maria Theresia erklärte: eher wollte sie alle ihre italienischen Landschaften, als einen Fuß breit Landes in Schlesien, missen; und ein neuer, kühner Kriegsplan ward entworfen. Ans Herz wollte man dem sieggekrönten Gegner greifen; Oesterreicher und Sachsen, in der Stille und rasch gesammelt, sollten nach Berlin ziehen. So hatte Graf Brühl es ausgedacht. Aber zeitig unterrichtet war der junge königliche Held wie im Fluge zur Stelle, den Feinden den Weg zu vertreten. Bei Katholisch-Hennersdorf in der Lausitz wurden vier sächsische Regimenter, die nichts von der Annäherung des Königs geahnet hatten, aufgerieben. Gegen die bei Dresden gelagerte Hauptmacht der Sachsen, mit der ein österreichisches Heer sich zu vereinigen im Anzuge war, rüstete Friedrich zu einer Schlacht; aber wie groß und freudig sein Erstaunen, als der alte Heermeister seines Vaters, Leopold von Dessau, den er von Magdeburg herbeigerufen hatte, ihm 15. December die Siegspalme von Kesselsdorf, wo er das sächsische Heer, ehe Karl von Lothringen herangekommen war, aufs Haupt geschlagen hatte, entgegenbrachte. Zehn Tage darauf wurde der Friede zu Dresden geschlossen und Schlesien abermals an Friedrich abgetreten. — Schon vor dem dresdner Frieden, (20 Januar 1745), war der unglückliche Kaiser Karl VII. gestorben; sein Sohn Maximilian Joseph hatte sich mit Maria Theresia verglichen; zum Kaiser

aber war deren Gemahl Franz Stephan gewählt worden (15. Sept. 1755); Friedrich von Preußen gab nun seine Stimme dazu.

Der Krieg in den Niederlanden. Der Marschall Moritz von Sachsen.

Wenn wir im Obigen Brühl, den Sachsen, als eifrigen leidenschaftlichen Parteigänger gegen Friedrich erblicken, so auf dem zweiten Kriegstheater, in den Niederlanden, einen Sachsen als gewaltigsten Streiter gegen Maria Theresia's Bundesmächte. Dies ist Moritz Graf von Sachsen. Schon als dreizehnjähriger Knabe hatte dieser, seinem Vater nach dem Kriegsschauplatze in den Niederlanden zu Fuß nachgelaufen, Lob von Eugen und Marlborough geerntet, bei der Belagerung Stralsunds im Jahre 1715 mit ungemeiner Tapferkeit gefochten, darauf unter Eugen bei Belgrad siegen helfen. Im Jahre 1720 begab er sich zuerst nach Frankreich. Seitdem wechselten in seinem Leben Kriegsstudien und Abenteuer. Zum Herzoge von Curland 1726 erwählt, wurde er von den Russen in seinem Pallaste umlagert. Er kehrte zurück nach Frankreich, focht im polnischen Thronkriege und im Jahre 1741 an der Spitze der Heeresabtheilung, die Prag erstürmte. Marschall von Frankreich im Jahre 1744, führte er das französische Heer, dessen Oberbefehl dem Namen nach König Ludwig XV. selbst führte, nach den Niederlanden und bewies das Mal seine Kriegskunst durch Vermeidung einer Schlacht; im folgenden Jahre aber, am 11. Mai, gewann er über den Herzog von Cumberland, Georgs II. Sohn, den Sieg bei Fontenay, in der Nähe der Festung Tournay. Da wars, wo die englischen und französischen Garden einander gegenüber standen, einander mit Anstand begrüßten und aufforderten, den Anfang des blutigen Tanzes zu machen. Moritz hatte über den günstigen Ausgang der schon für verloren gegebenen Schlacht sich mit dem Herzoge von Richelieu und dem Geschick, das aus dessen vier Kanonen Verwirrung über die Feinde aussandte, abzufinden; seinen Ruhm aber erhöht, daß er am Tage der Schlacht von körperlichen Leiden schwer heimgesucht, sich aufrecht hielt und nur des feldherrlichen Berufes

gedachte. Das Feldlager des Marschalls hatte Ernst und Scherz; mit dem Heere wanderte eine Schauspielertruppe. Als 1747 bei Raucour eine Schlacht bevorstand, kündigte Abends beim Schluß der Vorstellung eine Schauspielerin an: Morgen kein Schauspiel, weil der Herr Marschall eine Schlacht liefern wird, übermorgen aber werden wir die Ehre haben aufzuführen ꝛc.

Fast die gesammten österreichischen Niederlande waren im Besitz der Franzosen: doch nährten diese Vortheile, mit diesen theuern Opfern von Blut und Geld erkauft, nicht sowohl die Eroberungs- als die Friedenslust des französischen Hofes. Daraus ging ein Angriff auf Holland hervor; Schrecken sollte auch den allein noch kriegslustigen Feinden, die in dem englischen und holländischen Heere und Kabinet zahlreich waren, Neigung erwecken, die Hand zum Frieden zu bieten, die Sorge um Holland sollte England beugen, Holland selbst vom Bunde mit England losgerissen werden. Hier lag Heerwesen und Staatshaushalt im Argen. Parteiung zwischen den Anhängern des Hauses Oranien, das seit Wilhelm III. Tode die Statthalterschaft nur in den beiden Landschaften Friesland und Geldern behalten hatte, und den Republikanern trat jedem Versuche zur Heilung des Uebels in den Weg. Die Folge des ersten Andrangs der Franzosen war, daß die oranisch Gesinnten ihr Haupt erhoben und mehr noch, als ihre Väter im Jahre 1672, nemlich Einsetzung erblicher Statthalterschaft des Hauses Oranien in allen sieben Bundesstaaten, erlangten. Das hielt freilich weder den Siegsschritt des französischen Feldherrn in jener Zeit, noch in der Folge die zunehmende innere Zerrüttung auf. Der Marschall von Sachsen, welcher im April mehre Plätze in holländisch Flandern rasch nach einander weggenommen hatte, schlug in einer mörderischen Schlacht bei Laffeld, 2. July 1747, die verbündeten Engländer und Holländer. Dies beschleunigte die Friedensunterhandlungen; zum Abschluß brachte sie eine neue glorreiche Waffenthat des Marschalls im Jahre 1748. Im Angesicht eines feindlichen Heeres von 80,000 Mann, nahm er Mastricht, ein für kaum überwindlich gehaltenes Bollwerk der Holländer.

Nach Abschluß des Friedens besuchte er den König Friedrich II.; wohl der Einzige, dem er in der Meisterschaft der Feldherrnkunst eine Stelle neben sich einräumte; über sich erkannte er keinen an; für Friedrich aber war es ohne Zweifel ein besonderer Glücksstern, daß nicht Moritz von Sachsen sein Gegner in den ersten Feldzügen war. Schon im Jahre 1750 raffte ihn ein Fieber dahin; sein Leichnam wurde nach Straßburg gebracht; ein prachtvolles Grabmahl ward ihm im Jahre 1777 errichtet; es schmückt mit den Denkmälern von Schöpflin, Koch, Oberlin und Emmerich die Thomaskirche.

Krieg in Italien. Genua. Aachner Friede.

In Italien hatte Maria Theresia anfangs, als der König von Sardinien sich gegen sie erklärte, Alles zu fürchten; aber in eben diesem seit 1. Febr. 1742 einen trefflichen Bundesgenossen. Elisabeths Sohn, Don Philipp, versuchte umsonst, 1742, einen Einfall aus der Dauphiné in Savoyen; Philipps Bruder, der König von Neapel, wurde durch eine englische Flotte genöthigt, sein zur Eroberung Mailands ausgesandtes Heer zurückzurufen; auch im Jahre 1744 wollte der Einfall der Franzosen und Spanier in Piemont nicht gelingen; eben so wenig fruchtete des neapolitanischen Königs, Don Carlos, neuer Feldzug. Nun aber trat Genua zu ihnen, weil Maria Theresia dem Könige von Sardinien eine Landschaft des Freistaates verheißen hatte, und stellte Mannschaft und Geschütz. Das Glück der Feinde Maria Theresia's in Italien kam nun im Jahre 1745 dem der Franzosen fast gleich, wenn auch keine große Schlacht, wie die von Fontenay geliefert wurde. Jedoch Maria Theresia, am Ende des Jahres frei vom Kriege gegen Friedrich von Preußen, sandte 30,000 Mann nach Italien und die Feinde wichen vor der überlegenen Macht zurück; eben damals (9. Juli 1746) starb König Philipp V. von Spanien, sein Sohn und Nachfolger, Ferdinand VI., dem Elisabeths, der Stiefmutter, Umtriebe und Entwürfe fremd waren, rief die spanischen Truppen aus Italien heim; mit ihnen zogen auch die französischen zurück über die Alpen; Genua's kopf- und muthloser Senat öffnete den Oesterreichern

die Thore und im Jahre 1746 stand das österreichisch-sardinische Heer auf französischem Boden, die Festung Antibes in der Provence zu belagern; eine englische Flotte warf Bomben in die Stadt. Da büßten die Verbündeten für Frevelmuth, den untergeordnete Befehlshaber in Genua geübt hatten, und Italien sah aus seinem Boden einmal wieder erwachsen, was seit Masaniello's Zeit wie ausgestorben zu seyn schien, Auflehnung des Volkes gegen Mißhandlungen roher Gewalt. Botta, der österreichische Befehlshaber in Genua, begehrte vom Senate das städtische Geschütz von den Wällen, um es gegen Antibes zu gebrauchen; das Begehren ward zurückgewiesen, das Geschütz darauf mit Gewalt genommen und fortgeschafft. Mit Ingrimm schaute dazu das Volk von Genua, längst schon erbittert durch Zuchtlosigkeit der österreichischen Soldaten und Erpressungen der Befehlshaber. Bei der Fortschaffung des Geschützes zerbrach das Räderwerk eines Mörsers; die begleitende Mannschaft rief das umstehende Volk auf, Hand anzulegen, ein Hauptmann gab einem jungen Genueser Stockschläge; Dolchstöße waren die Erwiederung, Lärmruf, Tumult und Waffengeklirr wogten durch die Stadt, ein Sprößling des erlauchten Geschlechtes Doria trat an die Spitze der Freiheitsdurstigen und es gelang, nach einem mehrtägigen Kampfe, (5. Dec. ff. 1746) der Oesterreicher in der Stadt mächtig zu werden; diese büßten 8000 Mann und ihr gesammtes Geschütz ein. Die Belagerung von Antibes konnte nun nicht fortgesetzt werden; Genua wurde eingeschlossen, leistete aber kräftigen Widerstand. Darüber konnte es zu Waffenthaten in offenem Felde nicht weiter kommen und Genua's Freiheit und Ruhm ward bald darauf durch den Frieden außer Gefährde gesetzt.

Frankreich war sehr bereitwillig, einen Frieden einzugehen; der Krieg hatte einige Siegsfeste gebracht, aber der Gewinn davon wurde bei weitem durch die herben Verluste aufgewogen, die Handel, Schiffahrt und Seemacht erlitten hatten; die letztere war im Jahre 1747 von den Engländern fast gänzlich zu Grunde gerichtet worden; nur noch ein einziges Kriegsschiff war von den Flotten, die Fleury allerdings in den

tiefsten Verfall hatte gerathen lassen, übrig; die Kassen waren erschöpft; die Bundesgenossen fast alle abtrünnig, zum Theil feindselig geworden; die Heere dünn und ihre Ergänzung schwierig; die Aussichten trübe; ein russisches Heer von 37,000 Mann zog im Anfange des Jahrs 1748 zur Unterstützung Maria Theresia's heran. Nicht minder aber sehnten die übrigen streitenden Mächte, besonders das zerfallende Holland, sich nach dem Frieden: so erfolgte denn Ausgleichung und Sühne des achtjährigen Kampfes zu Aachen, 18. Oktober 1748. Einbuße an Land erlitt nur Maria Theresia; die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche Karl VI. im wiener Definitivtraktat für Neapel und Sicilien erhalten hatte, wurden an Elisabeths zweiten Sohn, Don Philipp, abgetreten, und so ein viertes Fürstenthum für das bourbonische Geschlecht gegründet. So wirkte der ländersüchtigen spanischen Königin Leidenschaft noch über das Leben ihres Gemahls hinaus zur Erlangung eines zweiten Gebiets für ihre Nachkommenschaft; daß sie dies von der edeln Maria Theresia gewinnen mogte, nachdem Spanien schon der Theilnahme am Kriege gegen diese entsagt hatte, erscheint als ein seltsames Spiel politischer Güterverloosung; doch Don Philipp hatte eine Tochter Ludwigs XV. zur Gemahlin; wie bei Lothringen für den Schwiegervater, so ward hier für den Schwiegersohn bedungen; Frankreich trug sogar den Schein der Großmuth davon.

Friedrich II. und die Künste des Friedens.

Friedrich hatte nicht das Ende des siegsgekrönten Kampfes um Schlesien erwartet, um seinen Sinn für Ordnung des innern Staatswesens und Schmückung und Erhebung desselben durch Pflege der Künste des Friedens darzuthun; vom Ende des zweiten schlesischen Kriegs aber bis zum Anfange des siebenjährigen ward ihm elfjährige Muse des Friedens, für diesen zu bauen, zu säen und zu pflanzen. Volle Mannskraft, volles Bewußtseyn derselben und freudige Begrüßung von den Vertretern des Geistes der Zeit als Haupt und Führer einer neuen Ordnung der Dinge. Die meisten von seines Vaters Einrichtungen für den Staatshaushalt und das Heerwesen, die Geschäftsordnung für die

Staatsbeamten konnten fortbestehen; des neuen Königs höheres geistiges Vermögen aber steigerte ihre Nützlichkeit. Friedrichs Landschaften blühten auf unter seiner pflegenden Hand; er sparte, um einen Schatz zu haben, und in richtiger Schätzung der Erfordernisse zur Sicherheit des Staates nach außen in seiner und jeder Zeit hielt er auf gefüllte Kassen als den Nerv zu Rüstung und Unterhaltung eines Kriegs; doch für Beförderung der Landeswohlfahrt war seine Hand nie verschlossen zu Spenden von Habe und Gut; er galt sich selbst nur für dessen Verwalter; bodenlose Abgründe der Hofschwelgerei und rechnungsloses Verthun wurden in seinem Haushalte nicht gefunden. Was der befruchtende Regen dem Acker, das für des Staates Gedeihen das Auge des Herrn. Auch hierin war Friedrich mit großartigerer Bewegung und Leistung der Erbe väterlicher Tugenden; dem weitschauenden Adlerblicke war tiefdringende Spähkraft zugesellt; durch die genaueste Beachtung und Kenntniß des Einzelnen bildete er sich die Meisterschaft der Kunst aus, die Kräfte recht zu vertheilen, die eine auf die andere zu übertragen und auch an sich wenig bedeutende Mittel zu rechter Zeit und Gelegenheit mit großem Erfolge geltend zu machen. Alles war in Spannung, das gesammte Getriebe im raschesten Spiel der Kräfte; Federn von geringer Kraft mußten zu erhöhter Spannung der stärkern dienen; die Druckkraft des ordnenden Meisters war überall merkbar. Die bürgerliche Rechtspflege bekam einen besser geregelten und gegen Unbilde der Willkühr und des Schlendrians sicherer verwahrten Gang; was den Rechtssatzungen gebrechen mogte, sollte die Gesinnung der Rechtsbeamten gutmachen; das immer wache Auge des rechtliebenden Landesherrn scheuchte zurück von Unrechtthun und Unrechtzulassen; Gunstbuhlerei und Augendienerei, die für den Nacken des Niedern den Fußtritt immer bereit hält, büßten vor Friedrichs Scharfblick ihre Schminke ein.

Wie nun der Geist der Arbeitsamkeit und Redlichkeit in der bürgerlichen Verwaltung, und wovon unten zu reden, der Geist der Ehre und des Gehorsams im Heere, so hatte geistige Regsamkeit, Aufgeklärtheit und Wissenschaft im Gebiete des höhern Staatslebens vollen

Werth. Dem entsprach die Würze des Lebens am Hofe. Friedrichs Erholung von den landesväterlichen Sorgen und Arbeiten war ein reges Aufgebot geistiger Vermögen und Genüsse, Flötenspiel und Concert, Studium historischer und philosophischer Werke, Lesung klassischer Schriften der schönen Literatur, und eigene Schriftstellerei. Sanssouci, erbaut 1745—47, ward die Lieblingsstätte des Königs; hier wohnte, neben der treusten Sorge um Land und Leute, die leichteste Beweglichkeit des Geistes zum Fluge durch die freien Räume des Scherzes und der Laune. Vor Allem war der geistige Verkehr lebendig an der Tafel, hier rege bis zum Muthwillen. Der König selbst unerschöpflich in Witz, Glossen, Neckereien, Epigrammen. Auch hier liebte er Krieg und Sieg; glücklich die, welchen es gelang, die sarkastischen Anfälle des Königs mit Geistesgegenwart und Witz zurückzuschlagen, ohne ihn selbst durch Angriffe zu verletzen. Des Witzes Wehr war ihm lieb; Angreifer mogte er gern selbst seyn.

Zu solchem Verkehr war freilich die deutsche Sprache in jener Zeit nicht glatt genug, und in aller Zeit wird die französische ein geschickteres Rüstzeug dazu seyn. Die deutsche Sprache blieb aber in Folge von Friedrichs jugendlicher Geistesrichtung und Bildung auch späterhin, als sie zu Würde und Feinheit gelangte, für ihn nur gleichwie ein nothwendiges Uebel, dessen er zur Verständigung mit Beamten, Volk und Heer bedurfte; wo das Gebiet des freien Geistes begann, da trat auch das Französische ein. So mußte ja selbst die berliner Akademie der Wissenschaften ihre Denkschriften französisch abfassen, und Maupertuis, ein Franzose, wurde zu ihrem Präsidenten bestellt. Friedrichs französische Jugendbildung, nachher durch die gesammte Fülle der Literatur aus Ludwigs XIV. und XV. Zeitalter und den persönlichen Verkehr mit den geistreichsten Franzosen seiner Zeit befruchtet und entfaltet, konnte durch die damaligen Anfänge einer reinern und edlern deutschen Literatur nicht von ihrer Bahn abgelockt werden. Lessing, der einzige würdige Vertreter unserer damaligen Literatur in einem Sinne, der den König hätte ansprechen können, blieb leider dem Könige

zu fern; ein Gottsched und Gellert gaben kein Gegengewicht im Vergleich mit französischen Musterschaaren; Klopstocks Messias aber konnte dem von dem darin behandelten Stoffe abgewandten Sinne des Königs nicht zusagen. Denn allerdings wohnte in Friedrichs Geiste neben dem höchsten Ernste des Regierens in irdischen Dingen die französische Frivolität, welcher die Tiefe oder doch die Pflege religiöser Empfindung fremd, der Kirchenglaube gleichgültig. Nicht als ob Friedrich das Kirchenthum für etwas im Staatswesen Ueberflüssiges angesehen hätte; vielmehr schätzte er dessen Werth als Staatsanstalt, ungemein hoch und versäumte nicht, in Zeiten der Noth, wo das Volk der geistigen Stärkung durch Vertrauen auf Gott bedurfte, den Geistlichen gewissenhafte und fleißige Uebung ihres Berufs zu empfehlen; auch ward er, als ein katholischer Fürst von Hohenlohe seine evangelischen Unterthanen bedrückte, Vertreter des evangelischen Cultus in Deutschland, welches zu seyn der chursächsische Hof und Reichstagsgesandte nicht Lust noch Beruf fühlten.

Bei dieser Richtung des Geistes auf französische Bildung und Literatur und der Vertrautheit mit ihr liegt am Tage, daß dem König als höchster Genuß des geistigen Verkehrs persönlicher Umgang mit Voltaire erscheinen mußte. Schon in den ersten Jahren von Friedrichs Regierung waren Einladungen an diesen ergangen; einen kurzen Besuch machte Voltaire dem Könige mit dem Scheine eines politischen Geschäftsträgers vom französischen Hofe im Jahre 1743; zu dauerndem Aufenthalte bei dem König entschloß Voltaire sich im Jahre 1750 gegen Zusicherung von zweitausend Dukaten jährlichen Gehalts und Ernennung zum Kammerherrn. Er bei Ihm. Bei dem König der Könige der Fürst der schönen Geister. So nahe hätten sie einander nicht kommen dürfen; dem König wurde in Voltaire der Mensch lästig, dem schönen Geiste in Friedrich der König; jenem das tückische, boshafte Wesen, der schmutzige Geiz des Franzosen, der selbst die Enden der ihm täglich gelieferten Wachslichter zusammenpackte, um Vorräthe zum Verkauf zu sammeln; diesem die Ueberlegenheit Friedrichs als seines Dienstherrn, die Festigkeit und der entschiedene eigene Wille des Königs in Dingen, der außer

dem Gebiete der schönen Literatur und Voltaire's Berufe lagen. Gern schieden sie nach drei Jahren von einander. Die Vorliebe des Königs für französische Literatur dauerte fort; es kam selbst zu einer Annäherung und Sühne zwischen ihm und Voltaire; sie waren, so zu sagen: les inévitables für einander: doch, wie Friedrichs persönliche Ansicht von religiösen Dingen nicht zur Geringschätzung der Religion im Staate führte, so die Hochschätzung der französischen Literatur, so das Wohlgefallen am Sprudeln und Stechen französischer Lebendigkeit nicht zur Verachtung ehrenwerther Eigenschaften des deutschen Charakters. Der Freund französischen Geistes gehört, was man auch sage, dennoch dem deutschen Volke an.

Maria Theresia und Fürst Kaunitz.

Friedrichs Geist, Waltung und Thaten hatten so viel Neid als Bewunderung erzeugt; Wohlwollen gegen ihn war auf keinem europäischen Throne zu finden; nur Oesterreich und Sachsen waren von seinem Schwerte verletzt worden, aber die Fürsten und Günstlinge grollten ob seiner schnöden Urtheile über sie, die Minister, weil er in ihren Künsten sich ihnen überlegen gezeigt hatte. Die Pfeile des Witzes und Spottes dringen tief und die Wunden vernarben nicht leicht; dergleichen Geschosse aber flogen gar reichlich von Friedrichs Zunge über Fürsten und Höfe hin, und, wenn er selbst wenig bekümmert war, der Laune des Augenblicks Gewalt anzuthun und die etwanigen bösen Wirkungen zu berechnen, so wird der Schlüssel zum Verständniß etwa dadurch gegeben, daß ungefähr eine ähnliche Ansicht von dem, was dem Witze erlaubt sey, als von den Künsten der Politik, in ihm vorwaltete. Die Politik aber hatte allerdings Friedrich zum Theil im Sinne der vor ihm nächstvergangenen Zeit aufgefaßt, und seine Kunst, die Umstände zu seinem Vortheile zu benutzen, hatte nicht bloß den höchsten Grundsatz, daß zur Vergrößerung und Sicherung des Staates anderes Recht zwischen dem Fürsten, als über Mein und Dein bei Unterthanen gelte, sondern streifte auch zuweilen dergestalt in das Gebiet des Ueberlistens, daß es schwer seyn mögte, die Grenze dessen anzugeben, was Fried-

rich in dieser Art von Politik für erlaubt hielt oder nicht. Aber überlistet zu werden ist zuweilen empfindlicher, als der Gewalt zu unterliegen; die Bundesgenossen und Widersacher Friedrichs in seinen beiden ersten Kriegen hatten das Vertrauen zu ihm verloren. Eine noch ungünstigere Stimmung, als die bezeichnete, war in der Seele Maria Theresia's — der Haß ward genährt durch bittern Schmerz. Schlesiens Verlust war ihr mit immer frischem Gefühl gegenwärtig; oft geschah es, daß, wenn sie mit einem Schlesier sprach, Thränen sich ihr in die Augen drängten. Diese Leidenschaftlichkeit blieb der Grundzug ihres politischen Verkehrs mit äußern Mächten, und wer mögte sie grade darob tadeln, daß sie eine schöne Landschaft, die ihr, wider ihren Willen, mit List und Gewalt entrissen war, eifrigst zurückwünschte, und den, der sie genommen, als hassenswerth ansah. Ihre Waltung als Landesmutter war ehrenwerth; der äußern Anmuth der schönen Fürstin entsprach die Güte des Herzens; es sollte, das war ihr Dichten und Trachten, ihren Völkern wohl gehen; daher konnte auch unter ihrem Scepter manche fruchtreiche Saat, manche gedeihliche Pflanzung emporwachsen: aber rasch war der Gang hier nicht, nicht fest und durchgreifend und stetig die Ordnung; fern vom Ziele blieb mancher rüstige Ausschritt. Den gemüthlichen Oesterreicher von der Bahn der Gewohnheit abzubringen, war nicht leicht; in manchen Dingen aber ließ Oesterreichs Staats- und Kirchenverfassung Maria Theresia nicht einmal zum Wollen und Streben kommen. Ihr Gemahl, Kaiser Franz I., von ihr zärtlich und treu geliebt, hatte, wenn gleich von Maria Theresia zum Mitregenten ernannt, keinen Antheil an der Regierung; die Marken zwischen seiner Geltung als Gatte und als Mitregent waren sehr scharf bestimmt, dort war Alles, hier war Nichts. Wie in der äußern Politik Friedrichs das Recht der Berechnung des Vortheils, so wich in Maria Theresia's innerem und äußerem Staatswalten die eheliche Liebe der Eifersucht auf ihre Macht, und Kaiser Franz I. hatte für unwillkührliche oder absichtliche Einmischung in der Regierung eine fast schnöde Begegnung zu erleiden. Darob zu zürnen, war er nicht der Mann; schlaffe Gutmüthig-

keit half ihm, den Stand seiner Machtentbehrung sich bequem zu machen. Sein Geschäftskreis war außer der Regierung des Großherzogthums Toskana, um die er sich außer der Erhebung der Einkünfte wenig kümmerte, und dem römischen Kaiserthum, das wenig einbrachte, und wo er wenig zu sagen und zu thun hatte, Handel mit Papiergeld und Unternehmung von Lieferungen und Pachtungen, wobei seine besonderen Berechnungen zuweilen eben so seltsam mit den Staatsentwürfen seiner Gemahlin sich berührten, als er von der politischen Theilnahme an den letztern fern stand. So pachtete er nicht blos die sächsischen Zölle, sondern lieferte dem Könige von Preußen im Anfange des siebenjährigen Kriegs Pferde. Seine Kasse war demnach von der seiner Gemahlin so geschieden, daß es keine ganz verächtliche Mähr zu seyn scheint, er habe jener auf Unterpfand Gelder vorgeschossen.

Unbegrenztes Vertrauen Maria Theresia's hatte dagegen Kaunitz, Graf, nachher Fürst; schon unter Karl VI. mit wichtigen Geschäften betraut gewesen, von Maria Theresia während des österreichischen Erbfolgekriegs mit wichtigern beauftragt, und beim Abschluß des achner Friedens 1748 entschieden, als erster Minister hervorgetreten. Von dieser Zeit an leitete er Alles. Auch er war französisch gebildet, Voltaire sein Lieblingsschriftsteller, Eitelkeit sein augenfälligstes Gebrechen; mit französischer Leichtigkeit aber war in seiner Seele die Schlauheit eines Italieners und deutsche Tiefe zusammengesellt: trotz seiner feinen politischen Berechnungen, war er im Herzen ehrlich. Die französische Bildung aber mag beigetragen haben, daß er, mit Maria Theresia's Sinn einverstanden, im Jahre 1752 als Gesandter nach Frankreich ging und hierauf das widernatürliche Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich, die Frucht von Maria Theresia's leidenschaftlichem Groll gegen Friedrich, vorbereitete.

Elisabeth von Rußland.

Nach dem Tode der Kaiserin Anna, 20. Oktober 1740, stand Biron kurze Zeit auf derselben Höhe, wo einst Menzikof nach Katharina's I. Tode, und mit denselben, wo nicht höhern, Ansprüchen. Den Thron

sollte, erben Iwan, der Sohn von Anna's Schwestertochter, Anna von Mecklenburg, vermählt mit dem Herzoge von Braunschweig; Kind und Eltern waren in Petersburg; Biron aber regierte das Reich, und hielt die Eltern des Thronerben in strenger, demüthigender Abhängigkeit. Für sich hatte er Niemand, einen gefährlichen Widersacher an dem ehrsüchtigen Münnich; aus Klagen und Thränen der Mutter Iwans reifte dessen Plan zu Birons Sturze, zur Ausführung bedurfte es nur der raschen Verhaftung des Gewalthabers, und diese gelang. Menzikof war nach Sibirien gewandert, als die Dolgorukoi ihn gestürzt, diese hatte Biron dahin gesandt, Biron folgte diesen. Iwans Mutter war schwach, arglos, leicht befangen; den Ernst des Lebens hielt von ihr fern ihre zärtliche Leidenschaft für den Gesandten Augusts III., den schönen Lynar. Der Thron stand auf vulkanischem Boden, die Mächte der Finsterniß immer in Waffen, der Niedrigste dem Höchsten immer nahe. An Gefahr aber dachte die Regentin nicht, und für Warnungen hatte sie kein Gehör. Aeußere Wahrzeichen drohender Umtriebe und Stürme schienen allerdings nicht da zu seyn. Die jüngere Tochter Peter I., Elisabeth, schwelgte in der Fülle sinnlicher Lüste; darin nicht gestört zu werden, schien ihr höchster Wunsch, der Gedanke an Thron und Krone aber ihr gänzlich fremd zu seyn. Die Regentin selbst weckte sie aus dem Lusttaumel; sie ließ ihr ankündigen, daß ihre Vermählung mit dem Herzog Ludwig von Braunschweig bevorstehe. Dies war ihr zuwider; die erste Falte des Mißmuths auf ihrer Stirn war wie ein Sturmzeichen für ihre Vertrauten. Ein Wundarzt aus Celle, L'Estocq, ein Musikus, Schwarz, ein Kammerjunker, Woronzow und der französische Gesandte, Marquis de la Chetardie, schürten das aufglimmende Feuer des Unmuths. Zu kühnen Schritten, zu gewaltthätigem Angriff auf Anna's Person und Macht konnte jedoch Elisabeth den Muth nicht finden: da aber brachte eines Tages L'Estocq ihr eine Karte, worauf ein Doppelgemälde, hier Elisabeth mit der Kaiserkrone, dort mit dem Nonnenschleier, dazu ein Blutgerüst. Die Angst wirkte; Elisabeth ließ geschehen, was ihre Vertrauten anordneten. In der Nacht des 25. Novembers

(6. Dec.) 1741 fuhr Elisabeth mit ihnen nach einer Gardekaserne, zu den schon durch Bestechung und Verheißungen gewonnenen Soldaten gesellten sich einige hundert andere und diese Schaar zog aus, einen Thron zu stürzen. Im Pallaste fanden sie keinen Widerstand; am folgenden Morgen aber waren die Regentin Anna, ihr Sohn Iwan, ihr Gemahl, und ihre vertrauten Räthe, Münnich und Ostermann, Gefangene, und Elisabeth Kaiserin. Für Biron hatte Münnich ein Haus in Sibirien nach einem von ihm selbst gefertigten Risse bauen lassen; jetzt folgten er und Ostermann ihm in die Wüsten gestürzter Macht und menschlichen Elends. Elisabeths schwelgerische Lebensweise dauerte fort. Die Regierung ließ sie nicht zur Sorge und Last für sich werden; selbst ihren Namen zu unterzeichnen verschob sie wohl Jahre lang; sechs Jahre vergiengen, ohne daß die Antwort auf des Königs von Frankreich Anzeige, daß ein Prinz geboren sey, abgieng. Doch schlug unter dem Schimmer der orientalischen Pracht des Hofes und dem Taumel orientalischen Sinnengelüstes in ihrem Herzen eine Ader menschlichen Wohlwollens; sie verbot mit dem Tode zu bestrafen. Leider hob das Verbot barbarische Strafen durch Knute und Verstümmelung nicht auf, noch weniger wurde die Willkühr des Verfahrens, die Unförmlichkeit der Rechtspflege dadurch gebessert. So versanken denn während ihrer Regierung ohne ihr Wissen und Wollen Tausende im Jammer und Verderben.

Zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erkohr Elisabeth einen Eingebornen, Bestuchef, bei welchem eine gewinnsüchtige Gemahlin großen Einfluß hatte. Auf dessen Betrieb hatte sie sich mit Maria Theresia befreundet und gegen Ende des österreichischen Erbfolgekriegs ein russisches Hülfsheer für diese nach Deutschland ziehen lassen. Daß Friedrich II. zur Gemahlin für den Thronerben, Elisabeths Neffen, Peter von Holstein, die Tochter eines ihm ergebenen Fürsten empfohlen hatte, ließ keinen bleibenden günstigen Eindruck zurück; nur Ein Mal hatte er dadurch einen drohenden Sturm beschwören können. Noch hatte Bestuchef Elisabeths Vertrauen, als Maria Theresia sich mit der Pompadour befreundete, und persönliche Gereiztheit

Elisabeths gegen Friedrich II. und dessen Witz bahnte jenem den Weg, als er, von Maria Theresia bestochen, Elisabeth zum Kriege gegen Friedrich aufreizte; Einflüsterungen von Günstlingen der Kaiserin kamen ihm zu Hülfe.

Graf Brühl.

König August III., so leer an Geist, als mit körperlicher Fülle und Stattlichkeit begabt, bedurfte eines Reichsverwesers; dies war bis zum Jahre 1738 der Graf Sulkowsky, seitdem, durch Spiel böser Ränke, unter Begünstigung der Gemahlin des Königs, Maria Josephe von Oesterreich, und des katholischen Beichtvaters, Pater Guarini, denen er für Bigotismus und Proselytenmacherei fröhliche Aussichten zu eröffnen, und durch seinen geheimen Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche zu bewähren schien, Graf Brühl, der sächsische Mazarin und Lerma. Der König war von nun an für Jeden unzugänglich, dem nicht Brühl den Weg öffnete; nach dem Schein der äußern Gebücktheit und fast sklavischen Haltung war Brühl des Königs willenloser Diener, in der That der König wie Brühls Gefangener, der Hof mit dessen Spähern und Horchern erfüllt und die Person des Königs mit Söldlingen Brühls umstellt. Daß strenge Hut der Presse und geheime Eröffnung von Briefen unter seinen Maaßregeln nicht vermißt wurden, versteht sich. Zum täglichen Dienste Brühls gehörte, daß er lange Stunden bei dem mit Gedanken nie beschäftigten Fürsten zubrachte, seines Blicks und Wortes gewärtig, und bereit, auf dessen oft wiederholte Frage: Brühl, haben wir Geld? ein unterthänigstes: Ja! Sire, zu erwiedern. Entschädigung für diese Unterwürfigkeit und Selbstverleugnung bei der Person des Landesfürsten mußten ihm des Fürsten und des Landes Kassen, Aufhäufung von Gütern und mehr als fürstlicher Aufwand geben. Der Welt wollte er als Regent erscheinen. Seine Dienerschaft zählte gegen zweihundert Personen, der täglichen Gerichte an seiner Tafel waren dreißig, bei Gastmählern achtzig und hundert, seine Röcke, Stöcke, Uhren, Strümpfe, Schuhe rc. zahllos. Friedrich II., dessen Feder allerdings Brühls Andenken bei der Nachwelt

die bösesten Wunden geschlagen hat, behauptet, kein Mensch des Jahrhunderts habe größern Reichthum an solchen Dingen gehabt. Seine Bibliothek, Gemäldegallerie, Kunst- und Naturalien-Cabinet ꝛc. waren ansehnlich genug, zum Schmuck eines Fürstenhofes zu dienen. Dem Lande kam von dem Aufwande für die Rüstzeuge der Schwelgerei wenig zu gute, die Schuhe wurden zu Hunderten, die Perücken zu Dutzenden aus Paris, die Chocolade aus Wien und Rom ꝛc. verschrieben. Dieser Brühl nun suchte eine Stütze für sich durch gutes Verständniß mit Oesterreich; daher schon im zweiten schlesischen Kriege, Sachsens Bund mit Oesterreich; seitdem war Brühl oft die Zielscheibe von Friedrichs beissendem Spotte und zugleich in einem Manifeste desselben, 1744, mit herabwürdigenden Worten angegriffen worden. Daher steigende Feindseligkeit des sächsischen Ministers gegen den preußischen König. — Von Haß gegen Friedrich erfüllt war auch die Königin; die Quelle bei ihr vor Allem kirchlicher Eifer. — Die Geschichte der neuern Zeit hat schwerlich ein zweites Beispiel von so viel Leidenschaftlichkeit und persönlichem Hasse in einem Bunde der Cabinette aufzuweisen.

Die Würfel zum Kriegsspiele lagen bereit; der Wille war eifrig; doch die Parteistellung noch nicht völlig ausgebildet; Großbritanien hatte seinen rechten Platz darin noch nicht genommen.

Georg II. Die Parteistellung. Friedrich in Sachsen. Schweden.

Franzosenhaß war seit dem spanischen Erbfolgekriege in des Engländers Seele vorherrschend; der österreichische Erbfolgekrieg hatte ihm neuen Schwung gegeben, die Funken sprühten jenseits des Oceans am Gestade und an den Strömen Nordamerika's. Ueber Fischerei bei Neufundland, über französische Forts im Rücken der britischen Landschaften kam es zum Hader; die Engländer plackten, die Franzosen grollten, beide rüsteten. König Georg II. theilte die Stimmung des Volks gegen Frankreich; ganz in der Ordnung waren früherhin die politischen Verbindungen und Kraftäußerungen mit jener Gesinnung gewesen; Georg hatte dem

Hause Habsburg gegen den gemeinschaftlichen Erbfeind Hülfe zugeführt. Dabei war ebenfalls in der Ordnung, daß Friedrich von Preußen in seiner Angriffs- und Wehrstellung gegen Oesterreich sich an Frankreich angeschlossen hatte. So wie nun aber durch Kaunitz Gesandtschaft in Paris ein Band zwischen Oesterreich und Frankreich geknüpft wurde, mußte natürlich das zwischen Frankreich und Preußen bestehende sich lockern. Zwischen Oesterreich und Großbritanien war weder Lauheit, noch Reibung; aber das gute Verständniß mußte aus den Fugen weichen, sobald Frankreich gegen Großbritanien kriegsgerüstet auftrat und dennoch Oesterreichs Freundschaft mit Frankreich fortdauerte. Die Feindseligkeiten zwischen englischen und französischen Seefahrern begannen schon im Jahre 1755; am 8. Juni wurden die ersten französischen Schiffe von englischen weggenommen; bald mußte, was jenseits des Meeres und auf dem Meere geschehen, in Europa bittere Frucht tragen. Großbritannien selbst schien wohl gestählt und bewahrt zu seyn; die französische Seemacht hatte sich aus dem Nichts des vorigen Jahrzehends nur wenig hervorgehoben; aber König Georg II. bot eine leicht verwundbare Blöße; ihm gehörte Hannover, er liebte Hannover, geraume Zeit seines Lebens hatte er dort zugebracht; auf das Land seiner Jugend richtete sich seine Sorge. Mit Recht; die Franzosen waren lüstern, Hannover heimzusuchen. Dazu nun würde bei anderer Stimmung Frankreichs gegen Oesterreich der König von Preußen willkommner Bundesgenoß jenes Staats gewesen seyn, und in der That geschahen darauf bezügliche Schritte, aber die französische Cabinetssprache war anmaßend; die Anträge wie schon halb verloren gegeben; Friedrich konnte nicht mehr trauen. Das näherte Georg II. und Friedrich II., Oheim und Neffen. Persönliche Abneigung, wie zwischen Friedrich Wilhelm I. und Georg II., bestand zwischen ihnen nicht; hatte Friedrich auch wohl mündlich manches laut werden lassen von der Art, wie die spöttelnde Beschreibungs Friedrichs von Georgs II. Theilnahme an der Schlacht bei Dettingen u. dgl., so mogte Georg das nicht kennen oder verschmerzt haben; und über Entschlüsse des Königs von Großbritannien entschied ja

auch der im Parlament ausgesprochene Nationalwille. Die Verhandlungen Georgs II. mit Maria Theresia hatten, nach dem Entweichen des offenen Vertrauens, zuerst den Ton der Lauheit, dann der Empfindlichkeit, und ein bitterer Federkrieg war das Ende. Diesem und Georgs Liebe und Sorge für Hannover begegnete Friedrichs II. glückliche Offenheit; er bot dem Könige von Großbritannien einen Bund an zur Sicherung des Friedens in Deutschland, also zur Deckung Hannovers, und Georg II. schlug ein; so kam, 16. Januar 1756, der Bund von Westminster zu Stande. Daraus ging Lösung und Knüpfung anderer politischen Bande hervor. Am ersten Mai 1756 schloß Maria Theresia mit Frankreich einen Waffenbund zu Versailles; Rußland bis dahin, gleich Oesterreich, mit Großbritannien verbündet, gab dieses Verhältniß auf, um ungehindert im Bunde mit Oesterreich gegen Preußen ausziehen zu können.

Indessen hatte Frankreich schon, 15. Januar 1756, an Großbritannien den Krieg erklärt und freudige Hoffnungen aus dessen Erstlingen geschöpft, denn der Herzog von Richelieu hatte am 28. Juni den Engländern die Insel Minorka entrissen. Friedrichs Feinde rüsteten langsam; wie weit sie darin noch zurück seyen, war ihm durch Kundschafter, die er zum Verrathe der Geheimnisse ihrer Herren vermocht hatte, namentlich den sächsischen Canzellisten Menzel, eben sowohl bekannt, als wie weit voraus im Entschlusse, das Schwert zu ziehen. Ob Angreifer oder angegriffen, er hatte einen Kampf zu bestehen, wo er die Scheide der erhobenen Wehr wegwerfen mußte; es galt den Vortheil des Zuvorkommens. Sachsen lag reif zur Beute da; das sächsische Heer war nicht über 18000 Mann stark, kein ansehnliches österreichisches in der Nähe, Franzosen und Russen noch nicht außerhalb ihrer entlegenen Marken. So zog denn ein preußisches Heer im August 1756 ein in Sachsen. Das Wehegeschrei der Verbündeten, die nun den Schein für sich zu haben glaubten, wurde verstärkt durch die Kunde, daß Friedrich, um in Besitz geheimer Papiere über Verabredungen und Verträge seiner Widersacher zu gelangen, selbst nicht die Person der Königin von Polen geach-

tet hatte. Denn Friedrich, von dem Behältniß im dresdner Schlosse, wo jene aufbewahrt wurden, unterrichtet und im Besitz von Abschriften, glaubte durch Bekanntmachung derselben sein Recht zum Angriff darthun zu können; ein hoher Officier wurde abgesandt, sich ihrer zu bemächtigen; Brühl hatte versäumt, bei der schleunigen Abreise von Dresden sie fortzuschaffen: die Königin wollte dies gut machen, ließ ihren Sessel vor den Schrank tragen, erwartete darin sitzend den preußischen Feldherrn und erklärte nicht von der Stelle weichen zu wollen; umsonst fiel dieser bittend ihr zu Füßen, umsonst sträubte sie darauf sich gegen gewaltsame Oeffnung des Schrankes. Der Königin Tochter, Gemahlin des Dauphins von Frankreich, warf sich ihrem Schwiegervater Ludwig XV. zu Füßen und bat um Genugthuung für den Schimpf. Noch ein weiblicher Zorn mehr gegen Friedrich!

Den Schein eines Friedensbruches im deutschen Reiche konnte indessen Friedrich nicht von sich abwenden; zwar hatte Maria Theresia's Gemahl bei dem ersten Vortrage von ihrem Bündnisse mit Frankreich das Unnatürliche desselben lebhaft empfunden, auf den Tisch geschlagen, und betheuert, nimmermehr werde das geschehen können, aber er war nicht Herr im Hause, und jetzt betrieb er als Kaiser, daß das deutsche Reich die Verletzung Sachsens ahnden sollte. Dies erklärte denn auch Friedrich für einen Friedensstörer und mahnte ihn ab von seiner „höchst unerhörten, höchst sträflichen Empörung;" die Achtserklärung aber, welche Oesterreich und Sachsen begehrten, wurde durch Gegenvorstellungen der evangelischen Stände und selbst Frankreichs Bedenken abgewandt, und der Beschluß der Kriegsführung gegen Friedrich blieb ein unvollkommener und halber, da mehre deutsche Stände sich diesem anschlossen.

Darauf vermehrte sich der Bund von Friedrichs Feinden noch durch eine nordische Macht, die freilich im Laufe des Kriegs sich mehr als eine Ohnmacht zeigte. Dies war Schweden. Hier führte den Namen eines Königs, der obengenannte Adolph Friedrich (1751—1771), dem eine Schwester Friedrichs des Großen vermählt war; aber auch nicht einen Schatten von ihrer Macht hatte ihm Elisabeth, der er den Thron ver-

dankte, mitzugeben vermogt; die Aristokratie hielt das Königthum nieder in unwürdigen Fesseln. Die Spaltung des Adels in Hüte und Mützen glich sich nothdürftig aus, als Rußland und Frankreich, die beiden entgegengesetzten Pole der Parteiung, zum gemeinsamen Kriege gegen Friedrich einverstanden waren, daß aber der erschöpfte und gedrückte Staat an jenem Theil nahm, ward insbesondere durch französischen Einfluß bewirkt. Die Aussicht war damals freilich hellleuchtend; es schien nur des Zugreifens zu bedürfen; wie einst bei dem Angriffe auf Maria Theresia, so schien auch hier der Purpurmantel zum Zerschneiden fertig zu liegen; Oesterreich sollte Schlesien, Rußland das eigentliche Preußen, Sachsen das Herzogthum Magdeburg, Schweden aber Pommern bekommen; dann blieb für Frankreich noch genug übrig.

Friedrichs Rüstzeug.

So war denn im Jahre 1757 der Krieg rings um Friedrichs Landschaften entbrannt und, zu geschweigen des deutschen Reichsheeres und des schwedischen Kriegsvolkes, gegen Friedrich im Felde die drei größten Landmächte Europa's, deren jede von der Leidenschaft aufgeboten, jede der seinigen an physischen Hülfsquellen um das Vierfache überlegen war. Wie nun geschah es, daß Friedrich im Muthe des Widerstandes bis zum unverhofften Ausgange beharren konnte, woher ward ihm die äußere Kraft? Mit welchem Sinne und welchen Mitteln wurde der Krieg geführt? Nach jetziger Schätzung der Staatskräfte erscheint es als ein Ding der Unmöglichkeit, daß ein Fürst, der über nicht mehr als fünf Millionen Unterthanen geböte, gegen fünf Mächte, die zusammen deren gegen achtzig Millionen zählten, ein Verhältniß, wie eins zu sechszehn, zu bestehen vermögte; der Versuch würde für schlimmer als tollkühn gelten. Nun aber wird heut zu Tage mit dem gesammten Capital der Staatskunst gekriegt und geschlagen; damals kamen nur die Zinsen derselben in Rechnung. Der siebenjährige Krieg ist der Höhepunkt und das letzte Getriebe des Staats- und Heerwesens, wo Aushebung und Werbung von Soldaten, Ehre und Zucht des Heeres in sich selbst auf-

gieng, ohne mit volksthümlichem Sinne und volksthümlicher Kraft zusammenzuhangen. Die Schätzung der Staatskräfte richtete sich nicht auf die Masse der Bürger, sondern Zahl, Waffenfertigkeit und Gehorsam der Soldaten; Aufgebote in Masse kannte man nicht; das Vertrauen richtete sich auf die daheim oder auswärts, durch Zwang oder für Geld aufgebrachte Menschenkraft, auf die Mittel, sie zu unterhalten und zu ersetzen, und die Kunst, sie abzurichten. Geld, der schöpferische Talisman, war die Hauptquelle der Streitkräfte; die Werbung war ergiebig, wenn die Säckel reich gefüllt waren. Es war wie wenn ausgemacht würde, im Staatenverkehr sollte für Leistungen in Habe und Gut nur klingende Münze gelten, und demnach der, welcher am raschesten prägt und der klingenden Baarschaft zu aller Zeit bereite Vorräthe hat, denen überlegen seyn würde, welche zwar bei weitem größere Vorräthe edeln Metalls in den Truhen haben, aber nicht verstehen, sie schnell unter den Stempel zu bringen. So konnte Friedrichs Blick bei jenem Kampf über die karge Summe seiner Unterthanen und die engen Marken seiner Landschaften hin auf den Schatz und das Heer fallen und darin eine sichere Verbürgung der Sicherheit des Staats finden; er konnte sagen, daß auf einem Heere, wie das preußische, der Staat wie auf den Schultern des Atlas ruhe; es konnte von ihm gesagt werden, Gold zieht Eisen, wie umgekehrt von Völkern, daß die, welche das Eisen führen, auch das Gold zu finden verstehen.

Friedrich war allen seinen Widersachern überlegen in der Kunst, Soldaten aufzubringen und zu bilden; doch darf nicht verhehlt werden, daß hiebei auch eine schwarze Seite des Heerwesens jener Zeit hervortritt. Nicht das Schlimmste ist, daß Friedrichs Werber volle Freiheit hatten, alle Künste des Menschenfangs zu üben und mit Vorspiegelungen und Zusicherungen den schändlichsten Mißbrauch zu treiben; dies löste sich innerhalb des Waltungskreises eines Hauptmanns oder Obersten auf; war auch Friedrichs Ansicht von Werbungskünsten mitschuldig der ungeheueren Verirrung der Staatskunst jener Zeit, welche dergleichen Eingriffe

in das natürliche Menschenrecht der Politik, als einem Gebiete, wo anderes Recht gelte, zuschieben mogte, so stieg doch nicht bei jeder einzelnen Verlockung oder Gewaltthat das Bewußtseyn der Schuld hinauf bis zum Throne: wenn aber dennoch schon hiebei ein greller Abstich zwischen der Ansicht von Heiligkeit des Mein und Dein im Privatrechte, der landesväterlichen Sorge, daß auch dem geringsten der Unterthanen nicht ein Haar gekrümmt werde durch Verkümmerung des Rechts, und der Ansicht vom Aufhören des Rechts und der Pflicht, so bald es galt, einen Soldaten zu gewinnen, sichtbar wird: wie soll da über weit schnödern Mißbrauch der Gewalt geurtheilt werden? Friedrich zwang schon im Jahre 1745 sächsisches Kriegsvolk, unter seine Fahnen zu treten; am Ende des zweiten schlesischen Kriegs mußten die Kriegsgefangenen zur Vermehrung seiner Heere dienen, im Anfange des siebenjährigen Kriegs wurde das gesammte sächsische Heer, das bei Pirna das Gewehr streckte, zum Dienste unter preußischen Fahnen gezwungen und dazu 9000 Rekruten für die preußischen Heere in Sachsen ausgehoben; das Letztere dauerte durch den ganzen Krieg fort. Aber die Ausreißer konnten nach Tausenden gezählt werden!

Welcher Sinn aber, welcher bewegende Geist konnte in einem Heere gefunden werden, dem durch solche Mittel der List und des Zwanges die widerspenstigsten Stoffe eingefügt wurden, und in einem Volke, das in so geringem Zusammenhange mit dem Heere stand? Denken wir noch einmal das Grellste und Schroffste des damaligen Heerwesens, wovon schon oben einige Grundzüge gegeben worden sind! Das Heer, wenn auch großentheils aus heimischer Bevölkerung erwachsen, wurzelte doch nicht in heimischem Bürgerthum, es hing in sich zusammen durch den Druck von oben; die Sache, um die es dem Führer galt, war dem Heere meistens gleichgültig, das Befehlswort des Feldherrn der letzte und einzige Grund zu Bewegung und Stillstand, Ehre der Sporn der Officiere, Gehorsam aus Furcht vor harter körperlicher Strafe die Triebfeder des Gemeinen. Sache, Recht und Stand des Soldaten war von denen des Bürgers

gänzlich getrennt, die Theilnahme des erstern an den Erfolgen des letztern nur wie eine zufällige, Begeisterung des Heeres, durchaus nicht volksthümlich und vaterländisch, sondern nur durch die Richtung auf soldatische Befriedigung durch Beute und Ruhm erweckt. — Nicht Alles aus dieser Darstellung trifft Friedrichs Heer; es ist wahr, daß ihm Heimath und Stammbürtigkeit der Soldaten gleichgültig war und die Ausländer zu der durchgängig deutschen Heeressprache gewöhnt und angewiesen wurden, auf des Königs Fragen deutsch, so gut oder schlecht sie konnten, zu antworten; es ist wahr, daß Friedrich von volksthümlicher Erhebung und Begeisterung im Waffenthum so wenig eine Vorstellung hatte, als die deutsche Sprache seiner Zeit Worte dafür; daß er auf Ehre und Gehorsam Alles rechnete, und den Nichtadelichen des Ehrgefühls für nicht theilhaftig schätzte: und dennoch hatte die Einung des Landesherrn und Feldherrn in Friedrichs Person einen eigenthümlichen Zauber und dadurch fand selbst eine Rückwirkung aufs Volksthum statt. Die Siege des Oberfeldherrn hoben das Heer, und mit dem Heere das Volk, denn der siegreiche Anführer war auch der Landesvater. So geschah gewissermassen das Umgekehrte von dem, was in Volkskriegen zu geschehen pflegt; durch das Heer bildete dem Volke sich ein, was hier vom Volke aus ins Heer übergeht. Der Name Preußen war zu militärischer Ehre gekommen durch die beiden schlesischen Kriege; im siebenjährigen Kriege füllte er sich mit einer gewissen Nationalität. Friedrichs Sache ward auch des Volkes Sache; mogte es auch dem Märker, Pommer und Magdeburger gleichgültig seyn, ob auch der Schlesier Einen König mit ihnen habe, Friedrich nahm in der Gesinnung aller seiner Unterthanen Theilnahme für Fortdauer des Besitzes von Schlesien in Anspruch und das Volk ward in der That zu solcher Gesinnung emporgehoben. Mogte auch der Wunsch, daß Friedrich durch Abtretung Schlesiens den Frieden zu erlangen suche, in mancher Brust rege seyn: so wollten doch allerdings Friedrichs Feinde noch mehr; sie wollten den preußischen Staat zerstückeln und dagegen sträubte sich das Gefühl der Preußen.

Ja, es geschah noch mehr; Friedrichs Großheit begeisterte auch über Preußens Marken hinaus einen nicht geringen Theil der Deutschen für dessen Sache; Preußen wurde der Anhalt für deutsches Nationalgefühl. Dies nicht ohne Zumischung religiöser Interessen; hatten ja doch schon in den schlesischen Kriegen die Protestanten des neubesetzten Landes gern sich Friedrich angeschlossen, und Friedrich nachher die protestantische Kirche Deutschlands vertreten, und dauerten ja dagegen auch unter Maria Theresia's sonst so milder Regierung harte Bedrückungen ihrer evangelischen Unterthanen fort! Indessen das religiöse Element blieb unentwickelt, außer daß der Pabst etwa große Freude über österreichische Siege bezeugte und dem Feldmarschall Daun einen geweihten Degen schenkte, manche katholische Reichsstände aber mit Eifer ihr Contingent stellten; auf Entwurf und That hatte dies weiter keinen Einfluß. Es waren auch nicht religiöse Beweggründe, aus denen Hannover, Braunschweig, Hessen-Cassel und Sachsen-Gotha sich mit Preußen verbündeten, oder die Herzoge von Mecklenburg und Wirtemberg an dem Reichskriege gegen Friedrich mit leidenschaftlichem Eifer Antheil nahmen.

Wie nun aber die Kräfte der Bevölkerung des preußischen Staats nicht durch allgemeine Bewaffnung, durch Aufgebot oder Landsturm, sondern nur in der Form des Heerwesens, gemischt mit ausheimischen Bestandgliedern, von Friedrich geltend gemacht wurden, so ward das Heer über seine Zahl gekräftigt durch Friedrichs Kriegskunst, und dadurch ist des siebenjährigen Krieges Führung zu einer Musterschule auf ein Vierteljahrhundert geworden. Und hierin allerdings, in Friedrichs eigener Kunst, und der Schule der Helden, die er bildete, und in der großen Sorge seiner Gegner vor seiner Ueberlegenheit, ist das eigentliche Geheimniß der gesammten Führung des Kriegs zu suchen, denn er wurde auf engem Raum geführt; die Feinde waren dem Herzen von Friedrichs Staaten überall nahe, seine Hauptstadt zwei Male in Feindes Hand, und dennoch wurde Friedrich nicht erdrückt. Auch geschlagen erschien er den Feinden noch furchtbar. Nun aber, zu geschweigen der Gebrechen, die den Unter-

nehmungen Verbündeter anhaften, wollte der Himmel dem Heldenkönige wohl, daß die gefährlichste seiner Feindinnen, Maria Theresia, die Feldherren mehr nach ihrem Wohlgefallen an der Person, als nach Verdienst und Thätigkeit wählte; so wurde Karl von Lothringen, der die öffentliche Stimme in Land und Heer wider sich hatte, weil das Glück ihm abhold war, und Daun den weit tüchtigern Browne und Grafen von der Lippe-Bückeburg vorgezogen. Daher hatte Friedrich oft leichtes Spiel, und es konnte wohl eine gewisse Geringschätzung der Oesterreicher sich seiner bemächtigen, als er schon hatte anerkennen müssen, es seyen nicht mehr die Oesterreicher der frühern schlesischen Kriege, so daß er bei ihrem Anblicke von einer fieberartigen Ungeduld zu schlagen ergriffen wurde. Das hat ihn nicht selten zu schweren Fehlgriffen und harten Verlusten gebracht. Aufs empfindlichste aber mußte Friedrich die Verachtung büßen, die er einem Manne bewiesen hatte; das war Laudon. Dieses kühnen Streiters Erfolge beweisen, wie viel Friedrich den Gebrechen seiner übrigen Gegner zu verdanken gehabt habe. Welche Hülfe dagegen Friedrich in den großartigen Entwürfen eines britischen Staatsmannes, den Anstrengungen des britischen Volks und den Leistungen eines Feldherrn aus seiner Schule im Kriege gegen die Franzosen gefunden habe, davon ist unten zu reden.

Friedrichs Gesinnung stand von vorn herein durch alle Wechselschläge des Kriegs unwandelbar fest; zu erhalten, was er gewonnen hatte, oder im Kampfe unterzugehen. Er war zu Schlesiens Eroberung ausgezogen, um unter Europa's Mächten eine selbstständige Stellung zu gewinnen; es war ihm Ehrensache, von keiner andern Macht Gesetze annehmen zu müssen, und Ehrensache deshalb, Schlesien zu behaupten; dies mit ihm zu theilen, rief er das Volk auf. Der Gedanke an Abtretung Schlesiens oder irgend einer andern seiner Landschaften kam im gesammten Laufe des Kriegs nicht auf in seiner Seele; er spielte um Alles oder Nichts; der Gedanke an den Tod der Verzweiflung, in der Zeit der Bedrängniß immerdar im Vorgrunde, hielt jeden Versuch, durch Anerbieten von Zugeständnissen Frieden zu erlangen, nieder. Das Bewußtseyn

der Gefahren, die ihn umringten, verließ ihn niemals; mit dem Laufe des Kriegs und Wachsthum der Macht seiner Gegner ward sein Sinn trüber und trüber; dennoch spielte er sein Spiel fort; Gift war vom Anfange des ersten Feldzuges an in seiner Tasche; der letzte Einsatz sollte der seiner Person seyn. Folgen wir nun Friedrich ins Feldlager!

Das Jahr der Siege.

Vorspiel zu dem Vollgetümmel des Kriegs war, 17. Oktober 1756, die Bewältigung des sächsischen Heeres bei Pirna und die dazu gehörige Zurückweisung des zum Entsatz jenes gleichwie in einer Festung umschlossenen und von Hunger bedrängten wackern Krieger, von den Oesterreichern bereiteten Heeres durch das Treffen bei Lowositz. August III. und Brühl, bis dahin auf dem Königstein oder im Hauptquartier, jener mit funfzig, dieser mit hundertundzwanzig Pferden, für welche der Reiterei die Hälfte der Fourage genommen wurde, erhielten Freiheit, sich nach Polen zu begeben. Das Hauptgetriebe des Königs ist in der Geschichte der vier Jahre 1757—1760, der größte Thatenreichthum in dem ersten derselben enthalten; in diesem Alles aus frischer voller Kraft. Am 6ten Mai 1757 stand Friedrichs Heer vor Prag: unter den Mauern der Stadt in fester Verschanzung ihm gegenüber das österreichische. Das preußische war trefflicher, als Friedrich je eins geführt, doch einige Abtheilungen davon noch im Anzuge, als die ersten schon schlachtfertig dastanden. Friedrichs Vertrauen zu seinen Streitkräften war groß, seine Ungeduld zum Angriff nicht zu bezähmen. „Frische Fische, gute Fische" rief er, und gab das Zeichen zur Schlacht, ohne die Gunst der Oertlichkeit zuvor gewonnen zu haben; die Bravsten waren bedenklich, nicht über den Ausgang, sondern über die Opfer; geringe Zögerung, und der Sieg war wohlfeiler zu gewinnen; doch die Sparrechnung des Menschenblutes war das Mal nicht Friedrichs Sache; er hegte, scheint es, die Ueberzeugung, nur That und Sieg, so werde Schrecken die Feinde schlagen helfen, der Ruf seines Namens zahlreiche Schaaren zu seinen Fahnen locken; nur Geld — Menschen

könne man schon haben. In dem mörderischen Feuer der Oesterreicher stockten die anstürmenden Schlachthaufen der Preußen, in dünne lange Reihen auf schmalen Wegen zertheilt, oder watend im Moraste. Der alte Feldmarschall Schwerin, gewohnt, dem Könige offen seine Meinung zu sagen, wies auf die Bedrängniß hin; finster rief der König: „Hat Er Furcht?" Schwerin gab keine Antwort, drückte den Hut fest, nahm des nächsten Junkers Fahne und rief die weichende Schaar, ihm zu folgen. Er fiel, Tausende um ihn, aber der Sieg ward errungen. Solcher Siege durfte Friedrich nicht viele erfechten, wenn er nicht bald daran verbluten wollte. Die Frucht des Siegs, der Besitz Prags, wollte nicht rasch reifen; die Wehre der österreichischen Besatzung war entschlossen und wacker und ein Heer zum Entsatze zog heran. Neue Ungeduld des Königs zur Schlacht, und — bei Collin am 18. Juni — während der Schlacht selbst abermalige Ungeduld. Der gemessene aber sichere Schritt seiner heldenmüthigen Schaaren zum Siege war ihm nicht stürmisch genug; er änderte ohne Noth den Schlachtplan, als jene schon in vollem Siegen waren und sein Gegner Daun schon die Maaßregeln zum Rückzuge anzuordnen begonnen hatte; besserer Rath fand in solchen Augenblicken keinen Eingang bei ihm; Fürst Moritz von Dessau erkannte aufs richtigste, was erfolgen würde, zögerte, die geänderten Befehle zu befolgen, widersprach; Friedrich ritt mit drohender Geberde auf ihn zu und — die Schlacht war verloren. Der Befehl zum Rückzuge, den, wo nicht Daun selbst, doch ein hoher österreichischer General hatte ausgeben lassen, ward von einem sächsischen Officier, dem Oberst von Benkendorf, zu rechter Zeit aufgehalten; dieser stürzte, von Ungarwein erhitzt, wider Befehl sich auf die Preußen, sobald sie eine Blöße gegeben hatten, und vergeblich war nun selbst Friedrichs persönliche Bravheit im Getümmel. Sechs Mal geschlagenen Reitern rief er zu: Wollt Ihr denn ewig leben? Mit den geringen Trümmern ritt er auf eine Batterie der Feinde zu, bis den zuletzt fast vereinzelten König ein Officier mahnte, sich nicht weiter blos zu geben. Es gehört zu den nicht erfreulichen Eigen-

schaften Friedrichs, denen, die richtiger als er selbst geurtheilt hatten, wenn er sich dann im Stande des Verlustes befand, nicht gerecht zu werden, vielmehr grade sie seinen Unmuth empfinden zu lassen. So geschah es mit dem Fürsten von Dessau, und späterhin mit Prinz August, des Königs Bruder. Ueberzeugt, daß der gesunkene Muth des geschlagenen Heeres durch Mahnung zum Vertrauen auf Gottes Beistand aufgerichtet werden könne, ließ er nach der Schlacht bei Collin Feldgottesdienst halten, in dem Zelte des Fürsten von Dessau aber von dem Feldprediger scharfe Worte über Pflicht aussprechen. Fürst Moritz erkannte an wen sie gerichtet seyen, und rechtfertigte sich mit solchem Erfolge, daß er bald wieder zu Ehren und Ansehen kam. Nicht so der unglückliche Bruder des Königs. Dieser führte bei dem Rückzuge des preußischen Heeres aus Böhmen eine Abtheilung desselben. Die Vorschriften des Königs wurden von ihm möglichst genau befolgt, aber sie waren mangelhaft, er sie auszufüllen nicht einsichtsvoll und glücklich genug, harte Verluste konnten nicht vermieden werden; die Art, wie der König seinen Bruder empfieng, war kränkend, kränkender sein fortgesetzter, ungerechter Unwille gegen ihn. Prinz August verließ das Heer; als er nun bald darauf, von der königlichen Familie veranlaßt, vor Friedrich erschien, und deren Bitte um Frieden vortrug, war des Königs Antwort mehr als schnöde; der Prinz wurde auf den Beruf des Privatlebens als Gatte und Vater angewiesen und ihm erklärt, das Uebrige sey des Königs Sache.

Indessen war ein starkes französisches Heer in Norddeutschland eingefallen, hatte die geringe Mannschaft, welche Hannover decken sollte, durch den Sieg bei Hastenbeck und den Vertrag bei Kloster Zeven entwaffnet, und dann den Zug gen Thüringen angetreten. Hier waren Reichsvölker dazugestoßen und beide im Anzuge. Sachsen, Magdeburg, Berlin ꝛc. lag Alles im Plane der hoffärtigen Franzosen. Aber bei Roßbach (5. November) überraschte sie des eilends herbeigekommenen Königs plötzlicher Angriff; Franzosen und Reichsvölker stoben auseinander; das preußische Heer zählte der gefangenen Feinde dreifach

mehr Tausende, als der eigene Verlust an Todten (165) und Verwundeten (366) Hunderte betrug. Es war um die französische Kriegsehre auf lange Zeit geschehen. Das deutsche Reich aber hatte mit der Niederlage seines Heeres die tiefste Erniedrigung und Verlorenheit bekundet; von hundert Flinten der Reichssoldaten hatten kaum zwanzig Feuer gegeben; die Wehr war nichtig, die Flucht schimpflich gewesen, und — mit seltsamer Verkehrtheit der Verhältnisse — die Deutschen jubelten über die Niederlage des Reiches, denn sie hatte den übermüthigen Erbfeind mitgetroffen; es ist das Gegenstück zu der Stimmung im größten Theile Deutschlands nach der Niederlage der Franzosen bei Duttlingen im Jahre 1643. Prinz Soubise war der Franzosen Befehlshaber am Tage von Roßbach.

Friedrich zog nach diesem leicht erkämpften Siege mit ungeschwächter Zahl seiner Streiter und mit gesteigertem Muthe und Vertrauen derselben zur Befreiung Schlesiens, das von einem zahlreichen österreichischen Heere überschwemmt war. Bei Leuthen und Lissa traf er, 5. December, auf den Feind; die Oesterreicher waren nach der Zahl zu den Preußen mindestens zwei gegen Einen; Friedrich zählte nicht die Köpfe, maß nicht den weit gedehnten Bogen der feindlichen Linie, er wog die Kraft. Der Zauber der Begeisterung lag in den Worten, die er vor der Schlacht zu den zusammenberufenen Kriegsobersten sprach; die That folgte gleich Zauberschlägen. In Zeit von drei Stunden war das gesammte große Heer der Feinde zerstreut, ganze Bataillone gefangen, und einige Wochen darauf Schlesien befreit. Hier ward Herzog Karl von Lothringen zum letzten Male vom Könige in einer Hauptschlacht bezwungen. Wie hoch tönt noch heute und auf alle Zeiten, was auf dem Siegsfelde bei Leuthen in der Nacht des glorreichen Tages zum Himmel stieg! Die Nacht brach ein, als eben die letzten feindlichen Schaaren von den Preußen niedergeworfen waren; das Heer blieb in freiem Felde, der müde Soldat suchte seine Ruhestätte in Zelt und Graben; es ward still: da begann ein Grenadier aus voller Brust zu singen: „Nun danket Alle

Gott“ und der Siegsgesang erschallte von tausend Zungen. Friedrich aber zwang am Abende nach der Schlacht die Glücksgöttin, ihm noch einmal zu dienen. Er ritt mit geringer Begleitung ein ins Dorf Lissa, wo die fliehenden Oesterreicher, der raschen Verfolgung nicht gewärtig, dicht gedrängt waren. Das Schloß wimmelte von österreichischen Officieren. Friedrich war mitten unter ihnen, ehe er und sie einander hatten auskundschaften können. Er war in ihrer Hand, aber auf seinen unbefangenen Gruß: „Bon soir Messieurs, Sie haben mich nicht so rasch erwartet“ tönte ein ehrfurchtsvolles Ah! von ihren Lippen; bald kamen preußische Reiter nachgesprengt; nun waren sie seine Gefangene.

Lord Chatham. Prinz Ferdinand.

Die Schlacht bei Roßbach bewirkte, daß Friedrich selbst nicht weiter mit den Franzosen zu thun hatte; die Kunde von ihr erregte in England hohe Freude und regen Eifer, und führte zum Staatsruder den hochsinnigsten Freund seines Vaterlandes — William Pitt, Lord Chatham. König Georg II. war nur mit halbem Willen im Bunde mit Friedrich, den vollen und mächtigen Willen des Volkes dagegen, im Bunde mit Friedrich den Franzosen wehe zu thun und die brittische Seeherrschaft vor aller Nebenbuhlerei sicher zu stellen, hatte Niemand bestimmter und großartiger aufgefaßt, als William Pitt, und Niemand sprach mit mehr Kraft und Kunst der Rede in der Versammlung des Parlaments. Georg II. liebte ihn nicht; sein einflußreicher Sohn, der Herzog von Cumberland, war Pitts Widersacher; aber des Königs Widerwille gegen ihn wich endlich dem Rufe des Staatsbedürfnisses. Bald nach dem Anfange der Feindseligkeiten zwischen Franzosen und Engländern (November 1756) trat Pitt zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Noch aber schwankte Georgs II. Wille; Pitt wurde entlassen; in die Zeit fällt die Niederlage des Heeres, welches unter dem Befehl des Herzogs von Cumberland Hannover decken sollte, bei Hastenbeck (24. Juli 1757) und der daraus hervorgegangene Vertrag von Kloster Zeven (8. September 1757), wodurch Georgs II. Heer

vom Kriegsschauplatze in Norddeutschland abzutreten gezwungen und Hannover preisgegeben wurde. Die Stimme des Volkes rief (Juli 1757) den großen Staatsmann zurück; Georg stellte ihn höher denn zuvor und strebte nicht mehr an gegen die Macht des Geistes, die in dem Ueberlegenen sich ausdrückte. Da kam die Nachricht von der Demüthigung der Franzosen bei Roßbach und von dem Jubel des Volks wurde getragen der Beschluß Pitts, den Krieg in Norddeutschland mit aller Kraft zu erneuern, und, wie er sagte, Amerika in Deutschland zu erobern. Der Vertrag von Kloster Zeven wurde für ungültig erklärt, ein Heer von Engländern, Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern rc. gerüstet und der Handschuh zum Landkriege den Franzosen muthig hingeworfen.

Friedrich aber gab dem Heere einen Feldherrn, Prinz Ferdinand von Braunschweig. Von Friedrichs Waffengenossen kann man diesen mit seiner rechten Hand, des Königs Bruder Heinrich mit seiner linken vergleichen; beide haben Großes gethan; fehlte auch nur Einer der Beiden, so war Friedrichs Untergang unvermeidlich. Die Geschichte des Kriegs in den Weser- und Rheinlandschaften ist ein Hauptstück für sich; ein Schauplatz glänzender Waffenthaten, auf den der beschauende Blick des theilnehmenden Freundes der Geschichte jener Zeit mehrmals von dem Hauptsitze des Kriegs hingerufen wird, und auf den Friedrich in der Zeit großer Bedrängniß schauen konnte, frisches Vertrauen zu fassen. Die Kluft ist nicht so groß, als im österreichischen Erbfolgekriege die zwischen den Unternehmungen Friedrichs in Schlesien und der ihm verbündeten Franzosen in den Niederlanden, die Wechselwirkung zwischen des Königs und des Herzogs Entwürfen und Thaten genauer; mehrmals zogen Hülfsschaaren von dem Einen zu dem Andern; aber ganz frei und von Friedrichs Eingebung oder Leitung unabhängig sind Herzog Ferdinands Siege bei Crefeld (23. Juni 1758) und bei preußisch Minden (1. August 1759) und neben denen des großen Königs rühmender Anerkennung vollkommen würdig. In den letzten Jahren des Kriegs war das französische Heer, das nach dem ersten Vertrage nur 24,000 Mann stark seyn sollte,

bis über 100,000 Mann angewachsen, und dennoch hielt Herzog Ferdinand dasselbe im Zaume.

Gideon Laudon und die Russen.

In Friedrich und seinem Heere war das gegenseitige Vertrauen wieder in ganzer Fülle da; gegenüber stand in natürlichem Verhältniß Geringschätzung der Oesterreicher. Nun aber trat gegen ihn in die Schranken der, welchen er einst um seines häßlichen Gesichtes willen nicht in seinen Dienst aufgenommen hatte, Gideon Laudon und, wenn dieser ihm entgegen trat, sah Friedrich mehrmals statt des freundlichen Antlitzes der Siegsgöttin den schadenfrohen Gruß eines schlauen, rüstigen und glücklichen Kriegsdämons. Laudon wurde für Friedrich, was Eugen für Ludwig XIV, doch mangelte ihm der Adel der Menschlichkeit; zu oft befleckte er seine Siege durch Zulassung kroatischer Zügellosigkeit seiner Soldaten.

Friedrichs Einfall in Mähren im Jahre 1758 und die Belagerung von Olmütz mislangen, weil ihm Laudon 5000 Wagen mit Lebens- und Kriegsbedarf wegnahm. Friedrich mußte seine Ungeduld, von den Oestreichern Ersatz dafür zu nehmen, bezähmen; die Russen waren bis in die Nähe der Oder vorgedrungen, ganz Preußen in ihrer Hand, und — wie aus seltsamem Spiele des Geschicks, — die Hauptstadt des eigentlichen Preußens, des Namens, woran sich der Heldenruhm des Heeres knüpfte, Königsberg, war voreilig in Bewillkommnung der zuchtlosen Feinde gewesen und hatte, wenn zwar unfreiwillig, doch ohne die äußerste Gewalt abzuwarten, der Kaiserin Elisabeth gehuldigt unter Glockengeläut und Fensterbeleuchtung. War Laudon dem Könige ein gefährlicher Widersacher, als Feldherr, so waren die Russen Verderber von Land und Volk durch die Raubhorden, die mit ihnen zogen. Friedrichs Zorn entbrannte, als er das Land wüste gelegt und Küstrin als Schutthaufen erblickte; Zorndorf wurde eine Schlachtstätte der Rache, 25. August 1758. Aber der Sieg ward theuer erkauft und wohl erkannte Friedrich, daß die Unempfindlichkeit dieser Feinde, welche sie nicht verließ, auch wenn der Tod über ihren Häuptern schwebte, ihr Mangel an

Beweglichkeit zur Flucht, wenn ihre Sache schon verloren war, und die Stetigkeit ihrer Verheerungen ihm empfindliche Verluste und harte Bedrängniß bereiten könnten. Von den Einen zu den Andern war, von Anfang des Kriegs an, Friedrichs Aufgabe gewesen; jetzt ward seine Hauptsorge, daß nicht die Einen zu den Andern, die Russen zu den Oesterreichern, gelangten. Von dem Feinde, gegen den er ergrimmt war, wandte er sich wieder gegen die verhaßten Oesterreicher. Bei Hochkirch lagerte er sich mit einer Art Muthwillen und wie zum Trotz ihnen gegenüber, ohne Acht und Macht. Auch das Mal war jede Warnung der Vorsichtigen umsonst. Friedrich büßte schwer; sein böser Dämon, Laudon, war zugegen; der Ueberfall bei Hochkirch, 14. Oktober 1758, kostete den König 9000 Mann und 117 Kanonen.

Die Hoffnungssonne Friedrichs senkte sich schon im dritten Jahre des Kriegs gen Abend; im folgenden ward er an den äußersten Rand eines jähen Abgrundes gedrängt. Die Russen und Oesterreicher, jene von Soltikow, diese von Laudon angeführt, gelangten endlich dahin, sich mit einander zu vereinigen, und Friedrich zog aus zum Angriff der drohenden Macht. Fest verschanzt erwarteten ihn die Feinde bei Kunersdorf. Der erste Andrang seines Heeres in der Schlacht (12. August 1754) war unwiderstehlich; aber Collins Schrecknisse sollten aus gleicher Quelle leidenschaftlicher Verirrung des schon siegenden Feldherrn sich in doppeltem Maaße wiederholen. Friedrich überspannte die Menschenkraft seiner heldenmüthigen Krieger; aus einfachem Siege, der errungen war, sollte Vernichtung des Feindes werden: da fiel Laudon mit tückischer Gewalt ihm in die unbewehrte Seite und — beim Einbruch der Nacht kämpfte der geschlagene flüchtige Friedrich mit der Verzweiflung. Nicht Ein Bataillon seines Heeres war zusammen geblieben; von 48000 Mann, die der König gegen den Feind geführt hatte, wurden am folgenden Morgen mit Mühe 3000 gesammelt. Drei Stunden nach der Schlacht schrieb Friedrich ein Lebewohl auf immer an die Seinen. Leidenschaftliche Ungeduld hatte ihm den harten Schlag bereitet; der Mangel des Feindes an Ungeduld, den

Sieg zu benutzen, rettete ihn. Als der österreichische Oberbefehlshaber Daun erwartete, Soltikows Heer würde nun rasch den Todesstreich zur Vertilgung der Ueberreste preußischen Kriegsvolkes führen, schrieb ihm dieser, jetzt sey die Reihe an ihm, auch zwei Siege zu erfechten. Friedrich gewann Zeit, eine kleine Schaar zu einem neuen Wagekampfe zu sammeln. Aber dicht drängten in dem Reste des Jahres sich die Verluste; Dresden, bis dahin Hauptrüstkammer des Königs, fiel in die Hand der Oesterreicher; die Frucht glücklicher Unternehmungen des Prinzen Heinrich, welcher mit vollendeter Meisterschaft in der Führung des begleitenden Kriegs der zweiten Hand, dem bedachtsamen und schwer beweglichen Daun im Rücken die empfindlichsten Streiche durch Zerstörung oder Wegnahme der Magazine versetzte, und um diese Zeit dadurch Retter Friedrichs wurde, fiel abermaliger Ungeduld des Königs unreif zum Opfer. Dieser zog heran, als Daun schon gegen Böhmen zurückwich; „marschiren, marschiren" rief er aus dem Wagen dem heransprengenden Adjudanten des Prinzen Heinrich entgegen; vergeblich waren Gegenvorstellungen, wie bei Prag und Collin und Kunersdorf; die von Prinz Heinrich trefflich entworfenen Unternehmungen hätten zu sicherer Lähmung Dauns und zum ruhigen Winterlager in Sachsen geführt; der König aber wollte Daun zu Grunde richten. Fink sollte ihm den Rückzug nach Böhmen abschneiden; der Unglückliche, welcher sein Loos ahnete, und mit Angsttropfen auf der Stirn vor dem Eigensinn des Königs sich beugte, wurde von mehrfach überlegenen feindlichen Schaaren bei Maxen umringt und nach vergeblicher Wehr gezwungen, mit seinem Heere sich gefangen zu geben. Schwere Verluste hatte Friedrich erlitten und ertragen; dies aber schien ihm auch ein Schimpf für den preußischen Namen zu seyn; daher und aus der leidigen Nachwirkung des Eigensinns, der so gern dem Besonnenen aber Unglücklichen grollte, als sey er böswillig oder ungeschickt gewesen, ward Fink mit der härtesten Ungnade des Königs in seiner Gefangenschaft verfolgt und kehrte nie nach Preußen zurück.

Die Zeit der Abzehrung.

Mit Hoffnungen auf glücklichen Ausgang seines Kriegs konnte Friedrich nicht mehr die Gegenwart bekleiden; all sein Thun in den folgenden Zeitabschnitten ist vergleichbar den Fristgesuchen, durch die ein unvermeidliches Unglück wenigstens aufgehalten wird; der äußersten Noth wollte er mit dem Muthe des Todes begegnen. Jeder Schlag, den er that, jede Wehr, die er leistete, traf das Haupt einer Hyder; statt des gefällten wuchs ein doppeltes auf; dichter und dichter ward er umstellt; Festungen und Landschaften bis ans Herz der preußischen Staaten waren in der Hand der Feinde, Friedrichs Hülfsquellen versiegten, die Rechnung der Feinde, ihn von allen Seiten zu bedrängen, bis er entkräftet und wehrlos dastehe, schien wohlangelegt und der Erfüllung nahe zu seyn. Der versuchten Krieger Friedrichs waren wenige Tausende übrig; die Lücken konnten mit zusammengerafter, verlockter, gezwungener, unzuverlässiger Mannschaft nur nothdürftig ergänzt werden; mit dem Glücke minderte sich auch der Zulauf zur Fahne. Auch die Zahl der an Sinn und Körper gereiften Officiere war sehr zusammengeschmolzen, an Bürgerliche Officierstellen zu vergeben, war wider Friedrichs Grundsätze; so wurden denn selbst Knaben adlicher Geburt aus den Cadettenhäusern zum Heere gerufen. Um Geld zu schaffen, wurden die schlechtesten Künste aufgeboten, die Münze, schon seit dem zweiten Jahre des Kriegs geringer ausgeprägt, ward mehr und mehr zum Spottgelde, dennoch aber dem Soldaten für voll ausgezahlt und von diesem wieder dem Verkehr aufgezwungen.

Von allen Verlusten des vergangenen Jahrs war der empfindlichste für Friedrich der von Dresden. Strategie und Heeresverpflegung hatten in gleichem Maaße darin einen wichtigen Stützpunkt gehabt; Dresden in Friedrichs Hand war eine Vormauer für seine Elblande und Hauptstadt gewesen. Im Julius des Jahrs 1760 setzte Friedrich Alles daran, den damals ansehnlich festen Platz wieder zu gewinnen; aber selbst die Nichtachtung der Menschlichkeit, als er die Stadt durch Bomben ängstigte und durch Noth und Jammer der unbewehrten Einwohner den Sinn des österreichischen

Befehlshabers zu beugen versuchte, schaffte ihm das verlorne Kleinod nicht wieder; selten hatte man ihn vorher so verstimmt gesehen. Er ließ das Regiment Bernburg, wackere Leute, die aber das Unmögliche nicht hatten wirklich machen können, das Mislingen seiner Angriffe entgelten; Officiere und Soldaten verloren die äußern Abzeichen soldatischen Schmuckes. Indessen er hier umsonst seinem Unmuthe Opfer brachte, hatte sein Widersacher Laudon in Schlesien ihm zwei empfindliche Wunden geschlagen; er hatte mit vielfach überlegener Zahl den Heerhaufen des wackern Fouquet bei Landshut zu Grunde gerichtet und darauf sich der Festung Glatz bemächtigt. Friedrich ließ Dresden und eilte gen Schlesien. Die Kriegsehre ward hergestellt. Friedrich stand im Lager bei Liegnitz; Daun und Laudon gedachten ihn zu überfallen, wie bei Hochkirch; Laudon kam heran in der Stille der Nacht (15. Aug): aber aus dem Ueberfallenden ward ein Ueberfallener; die Preußen, deren König durch einen Ueberläufer gewarnt worden war, hatten unter dem Gewehr gestanden, der Annahende ward plötzlich angegriffen, und als der Tag anbrach, erfreute das Heer sich eines in der Dunkelheit und ohne viel Mühe und Blut erkämpften Siegs. Als der König mit Aufgang der Sonne sein Heer begrüßte, war unter den Schaaren der Freudigen eine kummervolle, das bei Dresden beschimpfte Regiment, das in dieser Nacht Wunder der Tapferkeit gethan hatte; vier Grenadiere traten vor und baten den König um Rückgabe ihres Ehrenschmucks, und gern willigte er ein. Die Proben des Glücks hat Friedrich besser, als die des Unglücks, bestanden; das durch Unglück verwundete Gemüth konnte hart und bitter auch Schuldlose kränken; beim Aufblicken des Glücksterns aber füllte es sich sogleich wieder mit Wohlwollen; willig spendete Friedrich von den Früchten, die aus heiteren Tagen in seiner Seele reiften; dann fanden seine Getreuen in ihm den Menschen und den Freund wieder.

So geschah es am Ende des Jahrs 1760, als Friedrich, düstern Sinnes über die wachsende Macht und Kühnheit des Feindes, der selbst Berlin und die königlichen Schlösser umher eine Zeit lang besetzt ge-

halten, mit barbarischer Zuchtlosigkeit dort gehaust und selbst die Lieblingsstätten des Königs nicht verschont hatte, und erst bei Friedrichs Anzuge daraus zurückgewichen war, um die Winterquartiere in Sachsen kämpfen mußte. Ging die Schlacht verloren und ward Friedrich aus Sachsen verdrängt, so ließ das Ende des Kriegs sich ermessen; Friedrich ward dann auf einen kümmerlichen Rest seiner eigenen, ausgehungerten Landschaften beschränkt und mußte hier auch ohne neue Niederlagen sich verbluten. Die Schlacht bei Torgau, 3. November 1760, die blutigste des gesamten Kriegs, Gegenstück zu der prager, aber von Friedrich mit dem Sinne der Verzweiflung gekämpft, schien für ihn verloren zu seyn, als der Abend einbrach; Friedrich verbrachte die Nacht in den trübesten Sorgen. Als der Morgen graute, ritt er aufs Schlachtfeld zu, um mit den Trümmern des Heers den Kampf aufs Neue zu versuchen. Er traf auf eine Anzahl Reiter; auf des Königs Anruf schlug der vorderste den Mantel zurück und rief dem Könige entgegen: Sieg, der Feind flieht. Es war Ziethen, der, vom Könige mit der Anführung des linken Flügels betraut, noch am späten Abend, als durch Dauns Verwundung Einheit des Befehls bei dem Feinde vermißt wurde, den Vortheil ersehen und den schon siegstrunkenen Feind zurückgedrängt hatte. Der König warf sich in Ziethens Arme und dem alten Husarenkönige, wie die Soldaten diesen nannten, rollten die Thränen in den greisen Schnurrbart. Einen Theil des übrigen Winters verbrachte der König in Leipzig; in eben dieser Zeit stiegen die Ansprüche an die unglückliche Stadt zu einer furchtbaren Höhe, und die Härte der Zwangsmittel, die gegen die Obrigkeit und Begüterten der Stadt angewandt wurden, streiften ans Unmenschliche. Schwerlich geschah das Schlimmste unter den Augen des Königs; doch daß bei zunehmender Verlegenheit um Mittel zur Fortsetzung des Kampfes dem Lande, dessen Minister des preußischen Namens geschworner Feind war, auch das Aeußerste abgepreßt werden dürfe, lag ganz im Sinne des Königs; die Ausführung seiner Befehle geschah auf soldatische Weise, diese aber konnte an Wallensteins Zeit erinnern.

Der wackere Ziethen theilte hinfort das Vertrauen Friedrichs, und wie an seinem Herzen der König sich als gefühlvoller Mensch und als Freund bekundete, so gewann dessen felsenfester Glaube an Gottes Beistand der Seele des Königs eine Regung ab, über die der Bewunderer der Großthaten desselben innigst bewegt werden muß. Friedrichs Seele ward mehr und mehr von Trübsinn erfüllt; ganz Preußen, halb Pommern, ein Theil der Marken, halb Schlesien, halb Sachsen waren in Feindes Hand; die Oesterreicher und Russen in Schlesien allein mehr denn doppelt so stark, als Friedrichs Heer, 130000 gegen 50000 Mann; Maria Theresia war hartnäckiger und des Erfolgs sicherer, als je; Georg II. war im Oktober 1760 gestorben, sein Nachfolger, Georg III., berathen von einem hohlköpfigen Gecken, Lord Bute, wenig geneigt, dem Könige von Preußen länger noch Hülfsgelder zukommen zu lassen. Friedrich wagte nicht, mit seinem letzten Heerhaufen zu schlagen; auch ein Sieg schien ihm keine Rettung bringen zu können; als er nun einst im festen Lager bei Schweidnitz, von den bangsten Ahnungen gequält, in die hoffnungsleere Zukunft blickte, ging er, dem alten Husaren seine Sorgen auszuschütten und im Gespräche mit ihm Aufheiterung zu finden. Dieser, so fromm als tapfer, hatte früher einmal, als Friedrich über das Kreuz, das er mit dem Säbel zu machen pflegte, wenn es zum Einhauen ging, ein spöttisches Wort ausgestoßen, dieses ernst zurückgewiesen; jetzt stellte er der Kleinmüthigkeit des Königs unerschütterliches Vertrauen, es werde am Ende dennoch gut gehen, entgegen. Friedrich fragte in bitterem Tone, ob er etwa einen neuen Verbündeten habe? Ziethen erwiederte, noch sey es der alte, der da oben, der werde sie nicht verlassen. Als nun der Russe Butturlin aus kleinlicher Eifersucht sich von Laudon getrennt hatte und die drohendste Gefahr von Friedrich sich entfernte, begrüßte dieser den gläubigen Helden mit freudiger Anerkennung, der alte Verbündete da oben halte Wort. Dies gewiß eine der schönsten Aufwallungen in Friedrichs Seele und ein Merkmal, daß die Freigeisterei in derselben nicht so tief gewurzelt war, als manche der neuern Beurtheiler seines Cha-

rakters behauptet haben. Bald sollte er noch gläubiger werden.

Rettung.

So wenig Mittel zur Fortsetzung des Kriegs Friedrich übrig zu haben und so nahe er dem Unterliegen zu seyn schien, so wenig hatte im Jahre 1761 Europa überhaupt Hoffnung, bald allgemeinen Frieden zu sehen. Der Krieg, den Großbritannien gegen Frankreich insbesondere führte, war eine Reihe von Niederlagen, Demüthigungen und Verlusten Frankreichs in und außer Europa; fast alle französischen Colonien waren in der Gewalt der Engländer, die Seemacht vernichtet, das Vertrauen zu der heimischen Staatskraft entwichen: da richtete der Blick des französischen Staatsmanns, der, 30. December 1758, den Bund zwischen Frankreich und Oesterreich befestigt und weiter ausgedehnt hatte, des Grafen Choiseul, sich auf Spanien, auf die verwandschaftlichen Bande, welche das dortige Königshaus zur Hülfsleistung an Frankreich wie durch Gesetz der Natur zu berufen schienen. König in Spanien war nach Philipps V. Tode dessen Sohn erster Ehe, Ferdinand VI., und nach dessen kurzer Regierung (1746—1759), wo der Sänger Farinelli das Meiste zu sagen hatte, aber manches Gute geschah oder versucht wurde, Philipps V. und Elisabeths älterer Sohn, Don Carlos, der sein Königreich Neapel und Sicilien dem dritten seiner Söhne hinterlassen und als Karl III. den spanischen Thron bestiegen hatte. Dieser war für die von Frankreich aus geschehenden Anträge sehr empfänglich, und am 15. August 1761 ward zwischen beiden Königshäusern ein Vertrag zu gegenseitiger Hülfsleistung bei Schutz und Trutz — der bourbonische Hausvertrag — abgeschlossen. Noch saß Lord Chatham am Staatsruder Großbritanniens, und bei der ersten Kunde von diesem Vertrage rief er: Krieg gegen Spanien; aber er fand kein Gehör bei dem von Lord Bute befangenen Könige und legte, 5. Oktober 1761, sein Amt nieder. Was er vorausgesehen, daß der Ausbruch eines Kriegs mit Spanien nothwendig erfolgen müsse, bewährte sich bald, und die Kriegserklärung gegen Spanien wurde im Anfange

des Jahres 1762 (4. Januar) ausgesprochen. Nun rüstete Spanien ein Heer gegen Portugal, das seit fast einem Jahrhunderte gleichwie unter britischer Vormundschaft gewesen und für das Nationalinteresse der Engländer eben so wichtig und des britischen Schutzes werth war, als für das welfische Königshaus das Stammland Hannover. So sollte denn am äußersten Ende Europa's ein neuer Landkrieg entbrennen und dem Anschein nach dem Könige von Preußen die Unterstützung, die er durch britische Hülfsgelder und durch Theilnahme Englands am Kriege in Norddeutschland gehabt hatte, schon wegen der nun nöthigen Theilung der britischen Rüstungen verkümmert werden. In der That schien nun Friedrichs Verderben unvermeidlich zu seyn. Die englischen Hülfsgelder wurden seit 1761 nicht länger fortgezahlt; zwei Hauptbollwerke, das schlesische Schweidnitz und pommersche Colberg, waren in der zweiten Hälfte des Jahres 1761 verloren gegangen, Maria Theresia entließ mit stolzer Sicherheit zwanzigtausend Mann ihrer Kriegsvölker: aber als so Friedrichs Feinde ihm den Becher der Verzweiflung an die Lippen zu bringen drohten, starb, 5. Januar 1762, die Kaiserin Elisabeth von Rußland; ihr Nachfolger Peter III., der Friedrich in eben dem Maaße verehrte, als sie ihn gehaßt hatte, schloß einen Waffenbund mit ihm und wies das russische Heer an, für Friedrich zu fechten. Das matte Schweden säumte, nach Rußlands Vorgange, nicht mehr, seinem thatenlosen Kriege ein Ziel zu setzen; den Krieg gegen die Schweden hatte meistentheils nur ein Oberst, der wackere Belling, geführt; ein großer Gewinn Preußens daraus war — Blücher, der aus schwedischem Dienste in preußischen trat. Der Bund Friedrichs mit Rußland hätte zu Eroberungen führen können; zur Wehr gegen die Oesterreicher aber genügte, daß nach Peters III. Entthronung Katharina II. mindestens nicht den Krieg gegen Friedrich fortsetzte. Auch hier war Frauenlaune im Spiel, beim Ende, wie im Anfange des Kriegs. Katharina hatte Briefe Friedrichs an ihren Gemahl gefunden, in denen ihrer mit Achtung und Theilnahme gedacht wurde; dies dämpfte die Aufwallung feindseligen Sinnes, welche Anfangs Friedrich

mit Erneuerung des Kriegs zu bedrohen schien. Seit der Befriedung mit Rußland war Vertrauen Friedrichs zu glücklichem Ausgange seiner Sache in einer Fülle vorhanden, wie niemals vorher; er führte den Krieg mit solcher Sicherheit, daß, nach der vorhergegangenen Niedergeschlagenheit seines Sinnes zu schließen, aus seiner nunmehrigen zuversichtlichen Stimmung der günstige Stand seiner Angelegenheiten das beste Licht erhielt. Zwei Siege, des Königs über die Oesterreicher bei Burkersdorf oder Reichenbach, und des Prinzen Heinrich über die Reichsvölker bei Freiberg, beschlossen den Krieg. Der Krieg aber, welcher Europa in Westen heimzusuchen gedroht hatte, führte zwar einen vortrefflichen Helden, den Grafen von Lippe-Bückeburg, Anführer der Hülfsvölker, die England nach Portugal gesandt hatte, auf den Schauplatz und den Portugiesen eine neue Ordnung ihres schmählich verfallenen Heerwesens zu; aber zu glänzenden Waffenthaten konnte der deutsche Meister der Kriegsrüstung die Portugiesen nicht schnell aufziehen, noch die Spanier zu ernstem Kampfe bringen. Die Lust zum Frieden war bis zur Ungeduld rege im französischen Kriegsrathe; das englische Cabinet neigte sich auf die Bahn, welche einst Anna's Minister nach Marlborough's Sturze Ludwig dem Vierzehnten entgegengeführt hatte; Bute wurde zum Verräther an Preußen und Großbritannien. Maria Theresia's Haß mußte der gemeinsamen Friedenslust weichen. Am 10. Februar 1763 wurde der Friede zu Paris zwischen Großbritannien, Frankreich, Spanien und Portugal, am 15. Februar der zu Hubertsburg zwischen Oesterreich, Preußen, dem Reiche und Sachsen geschlossen. Friedrich verlohr keinen Fußbreit Landes; Maria Theresia, die am Ende des zweiten schlesischen Kriegs Friedrichs Stimme zur Kaiserwahl ihres Gemahls erlangt hatte, erhielt jetzt die Zusicherung Friedrichs, für Erwählung ihres Sohnes Joseph zum Nachfolger seines Vaters in der Kaiserwürde stimmen zu wollen. Großbritannien gewann viel, doch bei weitem nicht so viel, als Chatham beabsichtigt und das Volk erwartet hatten. Dies ein Same zu böser Gährung.

Von Friedrichs Gegnern war also während des Kriegs abgerufen worden Elisabeth von Rußland, bis zu ihrem Tode Feindin jedes Zwanges, der die Sinnenlust hätte stören mögen, und übelwollend gegen Jeden, der sie darob tadelte. August III. starb 1763, Brühl folgte ihm in das Land der Vergeltung in demselben Jahre; ein halbes Jahrhundert lang war an den Wunden zu heilen, die der Minister des Unheils dem unglücklichen Sachsen geschlagen hatte. Maria Theresia, deren Gemahl, Kaiser Franz, 1765 abschied, überlebte den Krieg siebzehn Jahre. Die feindselige Stimmung gegen Friedrich endete wohl erst mit ihrem Tode, aber zu den Waffen griff sie nicht wieder, vielmehr betrieb sie, als ihr ungestümer Sohn Joseph II. in dem bayerschen Erbfolgekriege von Friedrich Ruhm gewinnen wollte, durch eigenhändig geschriebene Sühnbriefe an Friedrich Herstellung des Friedens.

Friedrich wandte nach Beendung des Kriegs, den er für seine Geltung, Macht und Ehre als Fürst geführt hatte, die thätigste Sorge auf Wohlfahrt seines Landes und Volkes, das auf Tausenden von Brandstätten, verwüsteten Feldmarken und verödeten Wohnungen seine Hülfe anrief. Sein Auge war scharf, wie vordem, seine Hand offen zu Hülfsspenden, sein Geist sinnreich, neue Quellen des Einkommens zu eröffnen; sein Schatz füllte sich wieder, seine Heere wurden zahlreicher, als früher, ihre Waffenfertigkeit und Zucht ließ nichts zu wünschen übrig; sein Ruf als Krieger und Weiser war groß durch Europa, er war anerkannt als Vertreter des Zeitalters; die Wortführer der Aufklärung jeglicher Landschaft und Zunge blickten auf ihn, und ihre Lobpreisungen übertönten das einzeln verhallende Wort der Unzufriedenheit über manche drückende Staatseinrichtung Friedrichs. Nun aber stieg mit mächtigem Schwunge neben ihm auf Katharina II. von Rußland; mit ihm und ihr zu wetteifern, erhoben sich Joseph II. und Gustav III., Friedrichs II. Geist war dem der Nebenbuhler und Nacheiferer überlegen, aber in den Vorgrund der Bühne des politischen Verkehrs trat nun Katharina II.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kraus, Joseph

Historisches Lesebuch für das mittlere und höhere Knabenalter

Bd.: 3. (1833)

Nürnberg 1833

Paed.pr. 2126-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760428-6